



Geschichte

des

Preußischen Staats

von

Dr. Felix Eberty,
Professor in Breslau.

Erste Abtheilung.
Bis zum Regierungs-Antritt Friedrichs des Großen.

Zweiter Band.
1688—1740.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1867.

Geschichte

des

Preußischen Staats

bis zum

Regierungs-Antritt Friedrichs des Großen

von

Dr. Felix Eberty,
Professor in Breslau.

Zweiter Band.

1688—1740.

Breslau,
Verlag von Eduard Trewendt.
1867.




Bayerische
Staatsbibliothek
München



Erstes Kapitel.

Regierung Kurfürst Friedrich des Dritten bis zu dessen Königskrönung.

Friedrich III., des großen Kurfürsten dritter Sohn erster Ehe, war am 1/11. Juli 1657 zu Königsberg in Preußen geboren. Da sein ältester Bruder anderthalbjährig bereits 1649, und der Kurprinz Carl Emil im zwanzigsten Jahre seines Alters, 1674, vor ihm gestorben war, so vererbte auf den Prinzen Friedrich das Recht der Regierungsnachfolge.

Die Erziehung desselben leitete gleichzeitig mit der des drittehalb Jahre älteren Kurprinzen Carl Emil der ebenso fromme als einsichtsvolle und gründlich unterrichtete Oberpräsident Otto von Schwerin, dessen Tagebücher ein schönes Zeugniß von der Gewissenhaftigkeit ablegen, mit welcher er sein wichtiges Amt verwaltete.

Die Gemüthsbeschaffenheit und die geistigen Anlagen beider Prinzen standen in ebenso entschiedenem

Gegensatze zu einander, wie ihre körperliche Erscheinung. Von der kräftigen Gestalt des älteren Bruders wurde das schwächliche, friedfertige Wesen des jüngeren Friedrich verdunkelt, der, trotz jeweiliger Zornesaufwallungen, von sanfter Gemüthsart war, und sein ganzes Leben lang ein leicht zu regierendes Werkzeug in den Händen ränkesüchtiger Hofleute und Minister geblieben ist. Die hervorstechendsten Züge seines Charakters waren Eitelkeit und Prachtliebe. Zum Lernen scheint er nicht ungeschickt gewesen zu sein, und trotz einer wegen seines gebrechlichen Körpers erklärbaren Trägheit, aus der ihn der Lehrer durch heftiges Anfahren zuweilen aufrütteln mußte, erwarb er sich mannichfache Kenntnisse in Sprachen, Geschichte und Geographie.

Durch die Ungeschicklichkeit einer Wärterin hatte er sich in frühester Kindheit eine Verkrümmung des Rückgraths zugezogen, welche sehr bald seine Figur vollkommen entstellte. Nach Art der meisten Verwachsenen steigerte sich dadurch seine Eitelkeit in krankhafter Weise und beherrschte ihn so völlig, daß er der Befriedigung dieser Leidenschaft leicht alle anderen Rücksichten aufopferte. Die übertriebene Schonung, welche Mutter und Großmutter für den kränklichen Knaben beanspruchten, wirkte noch mehr erschlaffend auf den an sich schon unselbstständigen Charakter des Prinzen, und selbst der große Kurfürst erwies sich auffallend nachgiebig gegen die Thorheiten seines Sohnes. So gestattete er z. B.

dem noch nicht zehnjährigen jungen Herrn, einen eigenen Orden de la generosité zu stiften, dessen Einsetzung in der Kirche zu Altlandsberg unter Orgelklang und genauer Beobachtung aller bei Abhaltung eines Johannitercapitels herkömmlichen Feierlichkeiten vor sich ging, und dessen Insignien der Prinz, der zu dem Ende den Titel Fürst von Halberstadt führte, so verschwenderisch austheilte, daß der Kurfürst einige Jahre später dem Umsichgreifen der Spielerei Schranken setzen mußte.

Ein anderes Zeichen frühreifer Altklugheit gab der kleine Prinz dadurch, daß er schon im 7. Jahre an seine Cousine und nachherige Gemahlin Henriette von Hessen-Kassel Liebesbriefe schrieb, die von deren Mutter, der Schwester des großen Kurfürsten, in entgegenkommender Weise beantwortet wurden. Die Correspondenz wurde sehr lebhaft geführt. Am 12. Juni 1673 schreibt die Landgräfin an Schwerin:

„Daß mein lieber Prinz Friedrich sich noch wohl befindet, freut mich, doch vernehme ich ungern, daß Sr. Liebden den Husten noch nicht los sind, und wäre wohl schade, wenn dem angenehmen Männchen etwas Widriges zustoßen sollte. Daß Sr. Liebden unglücklich verliebt sein sollten, dazu haben sie wenig Ursache, denn ich kann wohl sagen, daß Sr. Liebden hier eine Gegenliebe haben, da Henriette es gar nicht verbergen kann. Sie spricht mit ihren Vertrauten gar oft von der

Douceur, so der Prinz in ihrer Krankheit sie erwiesen. Ich glaube, daß es zu beiden Theilen wohl rechte Liebe ohne Falsch ist, und aus dem Grunde des Herzens kommt."

Die Beständigkeit, mit welcher Friedrich an dieser Jugendliebe festhielt, und trotz des Widerwillens seines Vaters gegen die Verbindung, doch zuletzt dessen Einwilligung zu seiner Heirath mit der Prinzessin Henriette zu erhalten wußte, gehört unter die erfreulichsten Züge seines Charakters. Daß ein so verzogenes Muttersöhnchen sich mit einer Stiefmutter nicht vertragen konnte, ist kein Wunder, besonders wenn es eine wirklich böse Stiefmutter war, deren einziges Streben dahin ging, die eigenen Kinder zum Nachtheile der Kinder erster Ehe zu bereichern. Eine natürliche Folge dieses Mißverhältnisses war es, daß der Prinz unter den häuslichen Zerwürfnissen sich desto enger an den jungen Mann anschloß, dem die Leitung seiner Studien unter Schwerin's Oberaufsicht anvertraut war. Dieser Hofmeister war Eberhard Dankelmann, ein Westphale von Geburt, aus angesehener, bürgerlicher Familie. Er hatte sich sehr früh durch ungemein große Fähigkeiten und Kenntnisse bemerklich gemacht, so daß er schon im zwölften Jahre in Utrecht studiren und disputiren konnte. Der große Kurfürst lernte ihn in Holland kennen und ernannte den damals zwanzigjährigen jungen Mann zum Studiendirector des Prinzen Friedrich. Dieser faßte eine

immer wachsende Freundschaft für seinen Erzieher, dem er zweimal die Rettung seines Lebens zu verdanken glaubte, indem derselbe ihn nicht nur nach dem angeblichen Vergiftungsversuch der Kurfürstin durch ein Vomitiv wieder herstellte, sondern auch später bei einem Erstickungsanfall 1687 die Gefahr dadurch beseitigte, daß er gegen den Ausspruch der Aerzte auf eigene Verantwortung dem Prinzen zur Ader ließ. Bald nach seinem Regierungsantritt beförderte Friedrich III. den treuen Mann zum Regierungspräsidenten in Cleve und machte ihn 1689 zum Nachfolger Schwerin's, wodurch er als Minister und Oberpräsident den ersten Rang unter allen Personen am Hofe erhielt und sogar dem Feldmarschall voranging. Dankelmann wendete seinen Einfluß dazu an, die Kurfürstin und dann auch den Kurfürsten selbst zur Einwilligung in die Vermählung seines Zöglings mit der hessischen Prinzessin zu bewegen. Der Kurprinz hatte nämlich seinen Vater auf's Aeußerste dadurch gegen sich aufgebracht, daß er in Folge jenes vermeintlichen Vergiftungsversuchs heimlich nach Cassel entwich und unter dem Schutze der Landgräfin daselbst verweilte, welche dem Kurfürsten die Auslieferung des ungehorsamen Sohnes verweigerte. Nur mit Mühe gelang es, eine äußerliche Versöhnung herbeizuführen, und man gab dem Kurprinzen 1677 einen eigenen Hofstaat, wodurch es ihm erleichtert wurde sich von der verhaßten Stiefmutter in

größerer Entfernung zu halten. Allein immer noch schob man die Vermählung hinaus, wie eifrig auch die Sache von der Landgräfin betrieben ward, die sich zu dem Ende mit ihrer Tochter an den Hof ihres Bruders begeben hatte. Plötzlich erklärte der Kurfürst am Morgen des 13. August 1679, noch im Bette liegend, seiner Gemahlin, daß er sich nun entschlossen habe, noch heut die Trauung vollziehen zu lassen. Das geschah denn auch, nachdem in aller Eile die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren [1]).

Die Ehe scheint eine sehr glückliche gewesen zu sein, doch leider erwachte bald in dem Kurprinzen von Neuem der Verdacht, daß man ihm und seiner jungen Gemahlin nach dem Leben trachte, weshalb er sich nach Köpenik zurückzog und nur selten an den Hof kam, auch ganz zufrieden damit gewesen zu sein scheint, daß der Kurfürst ihn von der Theilnahme an den Staatsgeschäften fern hielt. Im Jahre 1680 wurde ihm eine Tochter geboren [2]), und 1683, als sich Hoffnung zeigte, daß auch ein männlicher Erbe zur Welt kommen sollte, starb die junge Kurprinzessin noch vor der Entbindung an einem Fleckfieber. Wiederum schrieb man dies, ob-

---

[1]) v. Buch II. 185, wo höchst possirliche Details über die beginnenden Flitterwochen mitgetheilt werden.

[2]) Sie vermählte sich 1700 mit dem Erbprinzen Friedrich von Cassel, welcher später durch seine zweite Gemahlin König von Schweden wurde.

gleich nach dem Urtheil der Aerzte ohne allen Grund, einer Vergiftung zu, und das Mißverhältniß mit der Stiefmutter erreichte seine Höhe.

Nur ein Jahr lang blieb der Kurprinz Wittwer und verband sich alsdann in zweiter Ehe mit der so berühmt gewordenen Prinzessin Sophie Charlotte von Hannover, welcher wir später einen besonderen Abschnitt in dieser Erzählung widmen müssen.

Diese Vermählung galt damals für ein Meisterstück der hannöverschen Politik, weil der Vater der Braut, Herzog Ernst August, dadurch der Befriedigung eines seiner heißesten Wünsche näher zu kommen hoffte. Er war nämlich von der im achtzehnten Jahrhundert allgemein verbreiteten Sucht der Fürsten nach Erhöhung ihres Ranges ergriffen und sehnte sich danach die Kurwürde an sein Haus zu bringen. Dem war aber die ältere Linie des Hauses Lüneburg entgegen, welche bessere Ansprüche auf eine solche Ehre zu haben glaubte, und auch die anderen Kurfürsten, namentlich Brandenburg, erhoben Widerspruch.

Da nun der Kurprinz wegen des zu seinem Nachtheile errichteten Testaments sich auf die Seite Oesterreichs neigte, von dem er die Ungiltigkeitserklärung der letztwilligen Bestimmungen seines Vaters zu erlangen bemüht war, so hoffte Ernst August nicht nur das Haus Brandenburg für sich zu gewinnen, indem er seine Tochter mit dem Kurprinzen vermählte, sondern er wollte zugleich

dem Kaiser Gelegenheit geben, sich durch Verleihung der Kurwürde zwei Fürstenhäusern des Reichs zugleich zum Danke zu verpflichten. Diesen ehrgeizigen Plänen brachte man die schöne und geistreiche Sophie Charlotte gar sehr gegen ihre persönliche Neigung zum Opfer.

Am $\frac{\text{28. Septbr.}}{\text{8. Oktbr.}}$ 1684 wurde die Hochzeit in Herrenhausen bei Hannover mit großer Pracht gefeiert. Die Braut hatte ihr sechszehntes Jahr noch nicht ganz vollendet. Viele Tage lang dauerten die Festlichkeiten, und der Kurprinz kehrte alsdann allein nach Berlin zurück, während auffallender Weise die junge Neuvermählte noch drei Wochen lang bei ihrer Mutter in Hannover blieb. Als auch sie dann später mit großem Prunke ihren Einzug in die brandenburgische Hauptstadt gehalten hatte, trug sie durch den feinen Takt ihres Benehmens viel dazu bei, wenigstens äußerlich ein besseres Verhältniß mit der Stiefmutter herzustellen; doch flammte der alte, giftige Verdacht noch einmal auf, als ihr erstgeborener Sohn 1686 im Alter von fünf Monaten wieder verstarb. Der Kurprinz (so wird mehrfach erzählt) habe deshalb bei der zweiten Schwangerschaft seine junge Gemahlin nach Hannover entführt, damit sie die Niederkunft bei ihrer Mutter abwarte, allein schon unterweges soll sie von den Wehen überrascht worden sein und im Hause eines Dorfschulmeisters ein todtes Kind geboren haben. Neuerdings hat man mit anscheinender Genauigkeit nachgewiesen, daß die Erzählung mit der

Wahrheit nicht übereinstimmt, sondern daß die Entbindung der Kurprinzessin zu Berlin stattgefunden hat. Dessenungeachtet bleibt die Erfindung für die Ueberzeugungen des damaligen Publikums in Betreff der Familienzwistigkeiten innerhalb des kurfürstlichen Hauses von Bedeutung. Da das Alles ziemlich in dieselbe Zeit fiel, wo auch des Kurprinzen Bruder Ludwig nach dem Genuß einer Orange, die ihm im Salon der Kurfürstin gereicht worden war, plötzlich erkrankte und starb, so erstanden mit neuer Kraft alle die bösen Gerüchte, welche gespensterhaft die Hallen des Berliner Schlosses erfüllten, und erst nach dem Tode des großen Kurfürsten wurde der Erbprinz Friedrich Wilhelm geboren, dessen lebenskräftige Erscheinung den unheimlichen Spuk ein für alle Mal verbannen und den Nachkommen der oranischen Louise die Thronfolge in Brandenburg sichern sollte.

Kaum hatte der große Kurfürst die Augen geschlossen, als sein Nachfolger sich von Potsdam nach Berlin begab, um von der Besatzung den Eid der Treue zu empfangen. Mit größter Strenge hatte man solche Maßregeln getroffen, daß das Ableben des alten Herrschers nicht früher bekannt werden sollte, als bis dem neuen gehuldigt war. In Potsdam und Berlin blieben die Thore geschlossen, und ein Courier, welchen der kaiserliche Gesandte Baron Freitag zu Pferde durch die Havel schwimmen lassen wollte, um die Todesbotschaft zuerst nach Wien zu befördern, wurde gezwungen wieder umzu-

kehren, was man als eine außerordentliche Kühnheit gegen das Haus Oesterreich betrachtete.

Der Schmerz, den Friedrich III. über den Verlust seines Vaters empfand, wurde wesentlich durch die Geschäftigkeit gemildert, mit welcher er alsbald das prächtige Leichenbegängniß desselben anordnete. So umfangreiche Anstalten wurden dazu getroffen, daß die zahllosen mit den Vorarbeiten beauftragten Künstler und Handwerker mehr als fünf Monate Zeit gebrauchten, um die Gerüste, Bilder, Fahnen und Stickereien zu vollenden, die man bestellt hatte. Erst am 12. September konnte die Beisetzung der Leiche erfolgen. Das Geleit derselben hatte eine solche Ausdehnung, daß die Aufzählung der Standespersonen, welche den Zug bildeten, in Seyler's Lebensbeschreibung Friedrich Wilhelm's mehr als fünfzig Folioseiten füllt.

Da der neue Kurfürst sich beeilt hatte, allen fremden Höfen das Ableben seines Vorgängers durch besondere Gesandtschaften anzeigen zu lassen, so wurde die Feierlichkeit des Grabgepränges noch durch die Anwesenheit der zahlreichen Gegengesandtschaften erhöht, welche erschienen waren, um die Beileidsbezeigungen ihrer Souveraine zu überbringen.

Bei seinen ersten Regierungshandlungen war Friedrich III. der letzten Bitte seines Vaters eingedenk, welcher ihm die Unterstützung des Prinzen von Oranien bei dessen Absichten auf den englischen Thron

an's Herz gelegt hatte, und er fühlte sich dazu um so mehr geneigt, als seine religiöse Erziehung von Jugend auf in ihm das Bewußtsein erweckt hatte, wie er, den Ueberlieferungen des hohenzollern'schen Hauses getreu, sich als Schutz- und Schirmherr des durch die Stuart's schwer bedrohten protestantischen Glaubens zu betrachten habe. Wenn ein solches Schutzamt ihn zu einem natürlichen Gegner Ludwig des Vierzehnten machte, welcher sich als den gefährlichsten Feind der Evangelischen erwiesen hatte, so entsprach das nicht nur dem persönlichen Widerwillen, welchen Friedrich gegen einen König empfand, dessen prachtvoller Hofhalt für ihn ein trotz aller Nacheiferung unerreichbarer Gegenstand der brennendsten Eifersucht war, sondern er wäre auch ohne die Parteinahme für Oranien in eine feindliche Stellung gegen Frankreich dadurch gedrängt worden, daß er jetzt vor allen Dingen der österreichischen Unterstützung bedurfte, um die Nichtigkeitserklärung des ihm so nachtheiligen väterlichen Testaments zu erwirken. Die alte Feindschaft zwischen den Habsburgern und Bourbonen hatte sich zu solcher Höhe gesteigert, daß der Freund des Einen nothwendig der Feind des Andern sein mußte, und wie gern Friedrich auch einen Mittelweg eingeschlagen hätte, um die Früchte des von seinem Vater mit Frankreich abgeschlossenen Hilfsgeldervertrages noch weiter zu genießen, oder doch wenigstens in Besitz der rückständigen Subsidien

zu gelangen, so waren die dahin gerichteten Bestrebungen dennoch fruchtlos.

Ludwig XIV. begann seine neuen Feindseligkeiten gegen das Reich damit, daß er zu seinen alten Reunionsansprüchen jetzt noch neue auf die Pfalz erhob, welche er als Erbtheil der Herzogin von Orleans, der Schwester des letzten Kurfürsten aus dem Hause Simmern, in Besitz nehmen wollte. Gleichzeitig hatte er sich in die Streitigkeiten gemischt, welche die Wiederbesetzung des erledigten Erzbisthums Köln veranlaßte, wo die Mehrheit des Domkapitels dem Erzbischof von Straßburg, dem französisch gesinnten Cardinal Fürstenberg, ihre Stimmen gab, während die Gegenpartei den siebzehnjährigen Joseph Clemens, Bruder des Kurfürsten von Bayern, erwählte. Den Letzteren, welcher bereits zwei Bisthümer inne hatte, bestätigte der Papst, und auch das deutsche Reich erkannte denselben an. Ludwig hatte die Kühnheit, diese Hintenansetzung des von ihm begünstigten Bewerbers für eine ihm persönlich zugefügte Beleidigung zu erklären, und es machte keinen Eindruck, als man ihm deutscherseits vorstellte, was er wohl dazu sagen würde, wenn der Kaiser bei einer streitigen, französischen Bischofswahl sich einmischen und mit Krieg drohen wollte.

Zwei französische Armeen, welche schon im Herbst 1688 verheerend in die Pfalz einfielen, brachten die Antwort auf die weitläufigen deutschen Reichsdeductionen,

denn Ludwig eilte mit seinem Angriffe, um die Zeit zu nützen, wo Oesterreich noch in Ungarn von den Türken hart bedrängt war. Die Kriegserklärung schickte er höhnend hinterdrein nach Wien, obgleich erst vor zwei Jahren der zwanzigjährige Waffenstillstand mit dem Kaiser abgeschlossen worden.

Der ausgesprochene Zweck der Barbareien, welche die Franzosen unter dem verabscheuungswürdigen Melac und seinen Genossen erreichen wollten, bestand darin, daß sie durch eine Wüstenei längs der deutschen Grenzen sich vor den Angriffen von dort zu sichern gedachten. Vauban leitete die Belagerung von Philippsburg, welches er am 29. October eroberte. Worms, Speier und eine Menge anderer Städte wurden in Schutthaufen verwandelt, und im nächsten Frühjahr sprengten die Franzosen das Heidelberger Schloß in die Luft, nicht ahnend, daß sie durch diese Schandthat auf Jahrhunderte hinaus für Millionen fröhlicher Menschen einen der reizendsten Lustörter der ganzen Welt geschaffen hätten.

Der Kaiser, im Osten seiner Staaten genugsam beschäftigt, konnte und wollte sich nicht sogleich den Franzosen entgegenstellen. Der Kurfürst von Mainz öffnete denselben die Thore seiner festen Residenz, und so war es ein anerkennenswerther Entschluß, daß Kurfürst Friedrich, damals noch unter dem Einfluß der altbewährten Räthe seines Vaters, sich mit seinen pro=

testantischen Mitfürsten vereinigte, um die bedrohten Grenzen Deutschlands zu schützen.

Alle Versprechungen und Drohungen Frankreichs konnten nicht verhüten, daß zwischen Brandenburg, Braunschweig-Celle, Kassel und Kursachsen ein förmliches Bündniß geschlossen wurde, durch welches sie sich verpflichteten, binnen drei Wochen eine Armee von 21,000 Mann, mit der sich später 20,000 Holländer vereinigen sollten, gegen Frankreich auf die Beine zu bringen.

Dieses protestantische Bündniß gab den Franzosen und ihren Freunden, den Jesuiten, erwünschten Vorwand, dem schwachen Kaiser Leopold, den sie im Garne hielten, die Gefahr vorzustellen, welche der katholischen Religion drohe, und wirklich besann derselbe sich bis zum Frühjahr 1689, wo er dann Angesichts der Gräuel, welche Ludwig auf dem Gebiete des deutschen Reiches vollbringen ließ, nicht länger mit der Kriegserklärung zögern konnte; diese erfolgte dann endlich am $\frac{\text{23. März}}{\text{3. April}}$ 1689. Der Kurfürst von Brandenburg, dessen clevesche Besitzungen die Franzosen vom kölnischen Gebiete aus gebrandschatzt hatten, trug durch die Klagen, die sein Gesandter in Regensburg erhob, nicht wenig dazu bei, den Kaiser zum Entschlusse zu treiben.

Am 23. Septbr. 1689 erließ Leopold seine sogenannte Avocatoria, durch welche aller Verkehr mit Frankreich abgebrochen und allen dort befindlichen Deut-

schen die Heimkehr anbefohlen wird. In diesem vom Kurfürsten am 21. October publicirten Schriftstücke ist die Veranlassung zum Kriege sachgemäß mit solchen Farben geschildert, daß es vollständig unbegreiflich bleibt, wie ein deutscher Kaiser ein ganzes Jahr lang ruhiger Zuschauer bleiben konnte, ohne sich der Pflichten zu erinnern, die ihm als Schirmherrn des Reiches oblagen. Folgendes sind die betreffenden Worte des Edicts [1]): „Nachdem nun die tägliche Erfahrung zeigt, daß die gedachte Krone Frankreich das heilige römische Reich, unser geliebtes Vaterland teutscher Nation, mit solchen abscheulichen Tyranneien und unmenschlichen Grausamkeiten anfüllet, dergleichen auch in denen heidnischen und türkischen Kriegen nie erhöret, zu geschweigen in einer christlichen Historie gelesen worden, so daß es scheint, daß sie die teutsche Nation nicht so sehr unter ihr Joch bringen, als völlig zu vertilgen und auszurotten trachten thue [2]), massen dessen die wider alle Treue Wort und Glauben verhängte greuliche Verwüstung der uralten Städte Speier, Worms, Manheim, Offenburg und vieler anderer, in der etlichen so unsinnig

[1]) Mylius III. 2. 68.

[2]) Nach der Zerstörung von Worms hatte der Marschall v. Crequi noch ein Verzeichniß von 1200 Städten und Dörfern, die er alle dem Erdboden gleich machen sollte. Er fand das einem ketzerischen Volke gegenüber ganz ebenso gerecht, wie einen Kreuzzug gegen die Türken.

getobet und gewüthet, daß neben Verbrenn=, Spreng= und Niederreißung der Häuser, auch die Gräber eröffnet, derer von einigen hundert Jahren hero dort geruhten Gebeine der römischen Kaiser und Könige nicht verschont, ja an den uralten Gotteshäusern selber kein Stein auf dem andern gelassen worden u. s. w. u. s. w."

Diesen Gräueln endlich ein Ziel zu setzen, traten denn mit dem Kaiser nach und nach auch Holland, England, Savoyen und Spanien in ein Bündniß gegen Frankreich.

Kurfürst Friedrich begab sich persönlich in das Gebiet des Erzbisthums Köln, wo ihm der Oberbefehl über ein mehr als 30,000 Mann starkes Heer anvertraut war. Zuerst wurde Kaiserswerth erobert und dem Kurfürsten Clemens von Köln zurückgegeben. Dann sollten die Franzosen aus dem damals stark befestigten Bonn vertrieben werden. Allein damit ging es so rasch nicht von der Stelle, weil die tapfere Vertheidigung des französischen Commandanten durch Zerwürfnisse in der eigenen Armee des Kurfürsten unterstützt wurde, welche von der Art waren, daß wir bei dem heutigen Zustande unserer Militairverfassung uns dergleichen kaum denken können [1]).

Der Kurfürst, der leider niemals im Stande war,

---

[1]) Sehr ausführlich geschildert in Adam v. Schöning's Leben und Kriegsthaten von K. W. v. Schöning. Berlin 1837. p. 205.

die Parteien, die sich in seiner nächsten Umgebung befehdeten, mit kräftiger Hand zu zügeln, konnte auch im Felde keine Einigkeit unter seinen auf einander eifersüchtigen Generalen herstellen, und jede Unternehmung wurde durch den Hader gelähmt, welcher zwischen den, der französischen Emigration angehörigen und den älteren deutschen Officieren immer von Neuem entbrannte. Schomberg und Barfuß können als die Häupter dieser Parteien angesehen werden, und ihre Nebenbuhlerschaft hatte wenigstens das Gute, daß der Eine die Gewaltthätigkeiten und Erpressungen des Andern dem Kurfürsten kund machte, der jedoch auch hier zu schwach war, um strafend einzugreifen.

Die Unternehmung gegen Bonn begann mit einem vier Tage dauernden Bombardement der Stadt aus 161 Geschützen, wodurch der Ort in einen Aschenhaufen verwandelt wurde, während die Besatzung sich in die festen Außenwerke zurückzog und dort von Neuem belagert werden mußte. Ueber die dazu nöthigen Anstalten zerfielen die Generale, und man bewog den Kurfürsten, das Terrain persönlich in Augenschein zu nehmen. Bei dieser Gelegenheit setzte er sich großen persönlichen Gefahren aus; die feindlichen Kugeln schlugen dicht neben ihm ein, und durch eine fehlerhafte Disposition seiner Begleiter war er nahe daran, in Gefangenschaft zu gerathen, bewies aber in dieser schlimmen Lage große Unerschrockenheit und persönliche Tapferkeit. Dennoch

war er außer Stande, seine Generale zu der für das Unternehmen so nothwendigen Einigkeit zu bewegen. Es kam zwischen Schöning, dem berühmten Führer der ungarischen Expedition, und Barfuß zu Zänkereien, die in Thätlichkeiten ausarteten, in Folge deren Schöning entlassen wurde und in sächsische Dienste ging.

Die Belagerung von Bonn zog sich unter diesen ungünstigen Umständen immer mehr in die Länge; herbeieilende französische Ersatztruppen mußten zurückgeschlagen werden, und erst, nachdem das Heer des Kurfürsten durch 14,000 Kaiserliche, Lüneburger und Hessen verstärkt worden, kam man am 1./10. October in Besitz der Festung.

Von der französischen Besatzung, ursprünglich 8000 Mann, waren kaum noch 1500 kampffähig. Diesen tapferen Leuten mußte der Abzug mit allen kriegerischen Ehren bewilligt werden, weil sie erklärten, sonst ihren Posten bis auf den letzten Mann vertheidigen zu wollen.

Die großen Kosten und Anstrengungen, welche der Kurfürst bei dieser schwierigen Belagerung zum Besten des deutschen Reiches aufgewendet hatte, brachte ihm, wie üblich, von Seiten des Kaisers nur Undank und Eifersucht ein. Man behandelte ihn ungerecht bei Vertheilung der Winterquartiergelder, und er mußte sich durch den prachtvollen Triumpheinzug entschädigen, der in Berlin seiner wartete, nachdem er auf der Rückreise in Cleve und Minden die Huldigung der Stände

empfangen hatte. Neun verschiedene Denkmünzen ließ er auf die verschiedenen Begebenheiten dieses Feldzuges schlagen. Daß eine derselben die Inschrift trägt: Patrias imitatur et anteit laudes [1]), ist denn doch etwas stark.

Der Krieg mit Frankreich, den man passend als den dritten Raubkrieg Ludwig XIV. bezeichnet hat, dauerte bekanntlich bis zum Jahre 1697. Wir können über die Einzelheiten desselben um so mehr hinweggehen, als das endliche Ergebniß für den brandenburgischen Staat ein sehr unerhebliches war. Desto stärker aber wurden die brandenburgischen Unterthanen davon betroffen, denn in alle Weltgegenden zogen sie zum Kampfe gegen Frankreich, oder eilten den gegen Ludwig XIV. verbündeten Mächten zu Hilfe. 6000 Mann hatte der Kurfürst den Holländern überlassen, ebensoviel dem Herzog von Savoyen, und nach Ungarn waren zweimal 6000 Mann geschickt worden, um gegen die Türken zu fechten.

Ueberall erwarben diese braven Truppen sich die lebhafteste Anerkennung ihrer Tapferkeit. Der Prinz von Oranien, welcher 1688, mit Hilfe des Marschalls v. Schomberg, seinen Schwiegervater Jacob II. glücklich entthront hatte und zu Anfang des Jahres 1689

---

[1]) Er erreicht und übertrifft den Ruhm des Vaters. Die Abbildungen in Günther's Leben und Thaten Friedrich's I. p. 30.

als König von England anerkannt wurde, ertheilte bei seinen, gegen die Franzosen in Holland geführten Kriegen unseren Landsleuten das höchste Lob. „Das ist schönes Fußvolk,“ sagte er, „doch ist es noch tapferer als schön!“ In Ungarn halfen sie wesentlich zu den Siegen des Prinzen Eugen, der nach der Schlacht bei Szenta den kurfürstlichen Obersten Schlaberndorf umarmte und laut erklärte, daß nächst Gott den Brandenburgern der glückliche Erfolg zu danken wäre.

Wenige von diesen Tapferen sahen ihre Heimath wieder. Ein solches Ueberlassen von Hilfstruppen war nach der damals in Deutschland allgemein eingerissenen Unsitte nicht eigentlich eine Bundesgenossenschaft, sondern vielmehr ein Vermiethungs- oder, wenn man will, ein Verkaufsgeschäft, welches die Fürsten mit ihren kriegstüchtigen Unterthanen trieben. „Der nackte Mann,“ das war der technische Ausdruck, wurde mit so und soviel Thalern bezahlt [1]), aber die Kampfeslust dieser Menschen, in denen noch ein Zug des alten Ritterthums sich eigenthümlich mit dem Geiste fahrender Landsknechte verband, war zufrieden gestellt, wenn man ihnen nur Gelegenheit gab, kräftige Hiebe auszutheilen. Weder Völker noch Regenten fanden etwas Anstößiges

[1]) Sehr interessant sind die Verhandlungen wegen Ueberlassung der Soldaten an Wilhelm von Oranien, welche Ranke in der Zeitschrift v. Foß 1865 veröffentlicht hat.

in einem Verfahren, welches erst hundert Jahre später dem erwachten Selbstgefühl der Nationen im Lichte eines verwerflichen Menschenhandels erschien. Die Brandenburger halfen wenigstens noch immer die Interessen des deutschen Reiches mittel- oder unmittelbar verfechten. Andere deutsche Fürsten aber gaben ihre Soldaten zu Kriegen her, die sie nicht das Mindeste angingen. So überließ Kurfürst Friedrich's Schwiegervater, Herzog Ernst August von Hannover, 1685 der Republik Venedig 6700 Mann zum Kriege in Morea, von denen nach drei Jahren nur 1400 zurückkehrten, während die Anderen mit ihren Leichen die Schlachtfelder im fernen Süden düngten. Von dem Blutgelde bezahlte der Herzog seine Hoffeste und seine Maitressen [1]).

Wenn der Fluch dieser Seelenverkäuferei im Bewußtsein des Volkes hauptsächlich auf den hessischen Fürsten haften geblieben ist, so entspricht das nur der Gerechtigkeit, weil man in Kassel den Menschenhandel noch zu einer Zeit betrieb, wo die endlich laut gewordene Stimme der Humanität ihn längst verdammt hatte.

---

[1]) Ernst August war damals mit glänzendem Gefolge, jedoch ohne seine Gemahlin, auf zwei Jahre zum Vergnügen nach Italien gereist, und gab in Venedig Feste, deren jedes 7—8000 Thaler kostete. So blieb das Geld für die hannoverschen Truppen, die sich unterdessen tapfer in Morea schlugen, an dem Orte, woher es gekommen war. Feder, Sophie Kurfürstin v. Hannover. p. 26.

Daß der Krieg, welcher zu diesen Betrachtungen Anlaß gegeben hat, nicht völlig verderblich für das deutsche Reich wurde, daran war einerseits die gewaltige Ausdehnung des Bündnisses schuld, durch welches Ludwig XIV. genöthigt wurde, seine Heere gegen England, Holland, Spanien, Savoyen und das deutsche Reich zugleich in's Feld rücken zu lassen, — andererseits aber wollte der König von Frankreich dies Mal ernstlich Frieden haben, um bei dem in Aussicht stehenden spanischen Erbfolgestreite seine Kräfte für diesen einen Zweck zusammenzuhalten. Dadurch wurde für dies Mal das Reich gerettet, denn im Innern von Deutschland standen die Sachen so, daß an einen erfolgreichen Widerstand gegen Frankreich nicht zu denken war. Der Kaiser, mit seinen Türkenkriegen vollauf beschäftigt, erwartete für sich selbst und für sein Haus weit größeren Gewinn, wenn er Ungarn den Ungläubigen entriß, als wenn er, seine Kräfte theilend, gleichzeitig den Krieg gegen die Franzosen führen mußte. Deshalb war es ihm erwünscht, daß Ludwig XIV. durch zahlreiche Feinde von allen Seiten bedrängt und beschäftigt wurde. So kamen die Sachen in die wunderliche Lage, daß, während Kurfürst Friedrich sich auf's Aeußerste bemühte, dem Kriege für jetzt ein Ende zu machen, der Kaiser den Frieden auf jede Weise zu hintertreiben suchte. Das berechtigte allerdings den spa=

nischen Gesandten zu der Äußerung: Der Kaiser hat Räthe, die wenig danach fragen, ob Deutschland zu Grunde geht, wenn nur in Ungarn eine elende Hütte erobert wird.

Zu Leopold's Entschuldigung darf man nicht vergessen, daß die deutschen Fürsten damals wegen der Streitigkeiten über die neue hannöversche Kur und wegen der Erbfolge in das durch den Tod des letzten Fürsten aus dem anhaltischen Hause erledigte Herzogthum Sachsen-Lauenburg so sehr unter einander zerfallen waren, daß ein kräftiges Zusammenwirken gegen den gemeinschaftlichen Reichsfeind unmöglich wurde. Im Reichsheere selbst vereitelten die fortwährenden Streitigkeiten über den Oberbefehl jeden Erfolg. Der Zersetzungsproceß des heiligen römischen Reiches ging vor sich, und erst nach langen stürmischen Zeiten und unter Strömen von Blut konnten sich die neuen organischen Bildungen entwickeln, aus welchen dereinst mit Hilfe Gottes und der menschlichen Vernunft die Wiederbelebung unseres großen, schönen Vaterlandes hervorgehen wird.

Ludwig XIV. verstand sich trefflich darauf, die gegen ihn verbündeten Mächte unter einander zu entzweien, indem er jedem Einzelnen vortheilhafte Friedensbedingungen anbot. Mit Savoyen gelang das zuerst. Dem Herzoge Victor Amadeus wurden alle

Eroberungen zurückgegeben, sogar das wichtige Pignerol[1]), welches für den Schlüssel Italiens galt und schon seit Richelieu's Zeiten in französischen Händen war. Als man dem Herzoge nun noch die Vermählung seiner ältesten Tochter mit dem muthmaßlichen Erben der französischen Krone, dem Herzog von Burgund, in Aussicht stellte, wurde derselbe vollständig gewonnen. Zum Ueberflusse hatte Victor Amadeus noch den Oberbefehl über die französisch-italienische Armee erhalten, und nun zwang er die Spanier in Mailand sich für neutral zu erklären. Die brandenburgischen Hilfsvölker entließ man natürlich in ihre Heimath.

Von den übrigen Verbündeten neigte Holland bald zum Frieden, nachdem Wilhelm von Oranien, der durch seine Klugheit und Entschlossenheit den ganzen Bund belebte, die Zusicherung erhalten hatte, daß Frankreich ihn als König von England anerkennen würde. Durch den Einfluß des Oraniers ließ denn auch Kurfürst Friedrich III. bei einer im September 1696 in Cleve gehaltenen Zusammenkunft sich zum Frieden bestimmen, wohl einsehend, daß nach dem Abfall der Hauptverbündeten für ihn nicht viel Ersprießliches zu hoffen war.

---

[1]) Den Geist der Zeit erkennt man aus den Versen des Hofpoeten v. Canitz in Berlin, der mit Beifall des Hofes sich folgendermaßen vernehmen ließ:

Ist Friedrich nur gesund, und hat sein Scepter Segen,
Was ist uns an Namur und Pignerol gelegen? —

Als im Jahre 1697 Ludwig XIV. auch noch Barcelona erobert hatte, waren die Spanier ebenfalls zum Frieden geneigt. So konnte der Congreß zu Ryswick, einem Lustschloß des Prinzen von Oranien, zustande kommen, dem man durch die Wahl dieses Ortes eine nichts kostende Höflichkeit bezeigte. Den Kurfürsten von Brandenburg wollte man bei dieser Gelegenheit anfangs nur auf gleiche Stufe mit den übrigen Reichsfürsten stellen, doch setzte er es durch, daß man mit ihm als einer selbstständigen, souverainen Macht verhandelte, allein in der Sache selbst konnte er nicht verhindern, daß ihm gegenüber die Bestimmungen der Friedensschlüsse zu Osnabrück und St. Germain aufrecht erhalten wurden. Mit den Spaniern verfuhr Ludwig XIV. sehr schonend. Eine Anzahl von Städten in den Niederlanden, welche sich seit dem Nimweger Frieden in seinen Händen befunden hatten, gab er ihnen zurück. Die Holländer erhielten vortheilhafte Handelsbedingungen, und der Prinz von Oranien erhielt, außer der Anerkennung seiner Königswürde, auch das Versprechen, daß Ludwig die Feinde desselben nicht unterstützen wollte. Er wurde in das ihm bis dahin vorenthaltene Fürstenthum Oranien eingesetzt und für die in der Zwischenzeit entbehrten Einkünfte desselben entschädigt.

So war es gelungen, den Kaiser der Unterstützung aller seiner auswärtigen Verbündeten zu berauben, und derselbe mußte sich nun solche Friedensbedingungen ge-

fallen lassen, wie Frankreich für gut fand ihm aufzuerlegen. Noch wäre es möglich gewesen, die Rückgabe Straßburgs an das deutsche Reich zu erlangen, wenn Leopold es nicht vorgezogen hätte, im Interesse seines Hauses, welches ihm stets höher stand, als das des Reiches, lieber Freiburg und Breisach für sich selbst zu nehmen und zu gestatten, daß statt des hochwichtigen Straßburg das deutsche Reich mit der Rückgabe von Kehl und Philippsburg abgefunden wurde. Der ganze Elsaß blieb in den Händen der Franzosen, welche nun endlich die Pfalz und die anderen in Folge der Reunionskammerbeschlüsse besetzten deutschen Länder von ihrer Gegenwart befreiten.

Nach langen und mühsamen Verhandlungen hatte man endlich die Friedensartikel vollständig aufgesetzt, und am 30. October 1697 sollte die Unterschrift erfolgen. Da traten am Tage vorher ganz plötzlich die französischen Gesandten mit der Forderung hervor, es müßte in die Reinschrift eine Clausel des Inhalts aufgenommen werden, daß die katholische Religion in allen von Frankreich besetzt gewesenen Plätzen in ihrem dermaligen Stande verbleibe. Das bedeutete nichts Geringeres, als daß in fast 2000 protestantischen Orten, aus welchen die Franzosen die Geistlichen vertrieben und durch Katholiken ersetzt hatten, künftig ausschließlich katholischer Gottesdienst gehalten werden sollte. Die schwedischen und die übrigen Gesandten der pro-

testantischen Fürsten erhoben, über solche Hinterlist empört, den heftigsten Widerspruch, die Franzosen aber erklärten, es wäre diese Clausel nur aus Versehen vergessen worden, und ihr König legte so großes Gewicht auf dieselbe, daß er den Krieg von Neuem beginnen würde, wenn man sich weigerte die Einschiebung zu gestatten. Da die Katholischen, und namentlich Kurpfalz, mit großem Eifer auf Seite der Franzosen traten, so blieb Nichts übrig, als sich zu fügen, und die verhängnißvollen Worte, von denen der Friede und das Seelenheil so vieler ruhiger Unterthanen abhing, bildeten einen Theil des Friedensinstruments.

Aeußerlich war nunmehr ein Zustand der Ruhe eingetreten, welchen Frankreich und Oesterreich beide eifrigst benutzten, um sich für die gewaltigen Verwickelungen vorzubereiten, die wegen der spanischen Thronfolge in Aussicht standen.

Der Kurfürst von Brandenburg hatte schon während der Dauer des Krieges daheim mit Erfolg an Beseitigung der Streitigkeiten gearbeitet, welche ihm das am 16. Januar 1686 errichtete Testament seines Vaters bereitete. Obgleich er das Document ungelesen hatte unterschreiben müssen, so war es ihm trotz der großen Sorgfalt, mit welcher der große Kurfürst seine Absichten geheim hielt, dennoch gelungen, den Inhalt des Testaments zu erfahren. Er wußte, daß er durch dasselbe zu Gunsten seiner Stiefbrüder in einer Weise be-

nachtheiligt war, die das künftige Bestehen des brandenburgischen Staates selbst in Gefahr setzte. Da ließ ihm der Kaiser durch seinen Gesandten Freitag zu verstehen geben, daß das Testament für nichtig erklärt werden sollte, wenn der Kurprinz verspräche, gleich nach Antritt seiner Regierung gegen eine Entschädigung von 100,000 Thalern den Schwiebuser Kreis an Oesterreich zurückzugeben, welchen Kurfürst Friedrich Wilhelm in Folge des mit dem Kaiser damals abgeschlossenen Vertrages als Entschädigung für seine Verzichtleistung auf die schlesischen Fürstenthümer erhalten hatte.

Diesen Vorschlag hatte der Kurprinz durch einen eigenhändig ausgestellten Revers genehmigt, und das Document wurde mit so großer Vorsicht nach Wien befördert, daß weder sein Vater noch dessen Räthe von dem Vorhandensein des Reverses das Geringste erfuhren.

Nun aber gelang es dem neuen Kurfürsten, durch Vermittelung seines Schwagers, des Herzogs von Sachsen-Zeitz, die Stiefbrüder dahin zu bringen, daß dieselben freiwillig den in jenem Testamente ihnen zugedachten und den brandenburgischen Hausgesetzen offenbar widersprechenden Bevorzugungen entsagten, was unter Dankelmann's Mitwirkung um so leichter gelang, als die Kurfürstin Dorothea im August 1689 gestorben war.

Am 3. März 1692 kam ein Erbvergleich zwischen den Geschwistern zu Stande, in welchem die Brüder

durch ansehnliche Jahrgelder sich abfinden ließen, so daß auf diese Weise, wie Kurfürst Friedrich sich ausdrückte, „das Band der Natur mit seinen Geschwistern von Störung befreit war [1]).“

Da sonach die nachtheiligen Bestimmungen des väterlichen Testaments ohne Mitwirkung des Kaisers beseitigt waren, so glaubte der Kurfürst auch nicht mehr verpflichtet zu sein, den Schwiebuser Kreis zurückzugeben. Er forderte deshalb seinen Revers vom Kaiser zurück, indem er sich auf seinen Irrthum theils über den Rechtspunkt, theils über die Thatsachen berief. Einmal nämlich wäre er gar nicht befugt gewesen, bei Lebzeiten des Vaters über ein Landesgebiet desselben zu verfügen, und dann habe man ihm verheimlicht, daß dem großen Kurfürsten der Schwiebuser Kreis als Entschädigung für die schlesischen Herzogthümer gegeben worden. Würde man ihm also Schwiebus nehmen, so träten damit von selbst die brandenburgischen Ansprüche auf jene schlesischen Herrschaften wieder in's Leben. Der Staatsrath unterstützte den Kurfürsten eifrigst bei diesen Bemühungen, aber natürlich halfen alle Unterhandlungen und Sendschreiben zu Nichts. Der Kaiser

---

1) Der Erbvergleich und das Testament des Kurfürsten von 1686 zum ersten Mal abgedruckt bei Rödenbeck: Zur Geschichte des großen Kurfürsten. Drei Actenstücke. 1851. Daß dieser Schrift noch 1840 das imprimatur verweigert wurde, ist unglaublich, aber wahr.

bekam den Schwiebuser Kreis zurück, und nur die ursprünglich ausbedungenen 100,000 Thaler wurden wegen verschiedener noch geltend gemachter Ansprüche auf 225,000 rheinische Gulden erhöht, und dem Kurfürsten als Ersatz für erlittene Kriegsschäden die Anwartschaft auf Ostfriesland und einige fränkische Güter zugleich mit der Quittung über die Rückgabe des Schwiebuser Kreises förmlich ausgefertigt. Der Kaiser bestätigte alsdann den zwischen den Kindern Friedrich Wilhelm's abgeschlossenen Erbvergleich.

Dem Kurfürsten war es im höchsten Grade empfindlich, daß er so bald nach seinem Regierungsantritt einen Theil des von seinem Vater besessenen Gebietes in fremde Hände zurückgeben mußte, denn er hatte für den Glanz und die Größe seines Hauses ein sehr lebendiges Gefühl, welches dem aufstrebenden Wesen der Hohenzollern entsprach, aber dabei, seinem Charakter entsprechend, eine starke Beimischung kleinlicher Eitelkeit an sich trug.

Es mögen gleich an dieser Stelle die Erwerbungen aufgeführt werden, durch welche Friedrich während seiner Regierung die Einbusse reichlich ersetzt hat, die der Umfang seiner Länder durch den Verlust des Schwiebuser Kreises erlitt. Diese Erwerbungen waren meist sehr friedlicher Natur, indem der Kurfürst mit Geschicklichkeit den Geldmangel benutzte, in welchen August der

Starke von Sachsen durch seine asiatische Verschwendung und seine Maitressenwirthschaft, so wie durch die ungeheuren Summen sich versetzt hatte, welche die Erlangung der polnischen Königskrone gekostet hatte. Die sächsischen Unterthanen waren mit Lasten und Abgaben so sehr überbürdet, daß aus dem erschöpften Lande ferneres Gold nicht zu erpressen war, und man zu Veräußerungen von Gebietstheilen schreiten mußte, um neue Mittel für neue Ausschweifungen zu schaffen. Da wurde die Schutzherrschaft über das Stift Quedlinburg im Jahre 1697 für 300,000 Thaler an Brandenburg verkauft. Die Schirmvogtei dieses Stifts hatte im dreizehnten Jahrhundert den ascanischen Markgrafen von Brandenburg gehört und war 1366 von dem Kaiser an das Haus Sachsen erblich übertragen worden. Daneben hatte die Stadt Quedlinburg bei ihren vielfachen Streitigkeiten mit den Aebtissinnen sich unter den besonderen Schutz des Bischofs von Halberstadt begeben, und hierauf fußend hatte der große Kurfürst, als er nach dem westphälischen Frieden in den Besitz von Halberstadt kam, Ansprüche auf Quedlinburg erhoben. August von Sachsen ergriff deshalb um so lieber die Gelegenheit, sich seine Anrechte auf Stift und Stadt für die Summe von 300,000 Thaler von Friedrich III. abkaufen zu lassen, und in dem darüber abgeschlossenen Vertrage erhielt Brandenburg, gleichsam als Zugabe,

noch das Schultheißenamt über die freie Reichsstadt Nordhausen, und für anderweite 40,000 Thaler durch Kauf das Amt Petersberg bei Halle.

Die Aebtissin von Quedlinburg, damals eine Prinzessin aus dem Hause Sachsen-Weimar, wollte sich nicht gutwillig in die Uebergabe der Stadt fügen, deshalb ließ Friedrich 1698 dieselbe überrumpeln und quartierte seine Soldaten, trotz des Widerspruchs der Fürstin in die Stadt ein. Dies summarische Verfahren erregte großes Aergerniß im Reiche. Auch August der Starke fühlte sich durch dasselbe beleidigt, weswegen man die Auskunft traf, daß die Stadt auf Einen Tag von den Brandenburgern geräumt und ihnen am folgenden feierlich von den Sachsen wieder übergeben wurde [1]). Die Aebtissin rächte sich dadurch, daß sie bis an ihren Tod in den Kirchen nicht für die Hohenzollern, sondern für das erlauchte Haus Sachsen Gebete abhalten ließ. Auch die Beamten und die Geistlichkeit konnten erst nach einigen Monaten durch militärische Execution zur Erbhuldigung gezwungen werden, welche der neue Besitzer durch Bevollmächtigte entgegennahm.

Aehnliche Scenen mit gleichem Erfolge wiederholten sich in Nordhausen, welches ebenfalls gewissermaßen erobert werden mußte. Erst durch Einkerkerung der

---

[1]) Fritsch: Geschichte der Stadt und des Reichsstifts Quedlinburg. 2. Theil.

widerspenstigen Magistratsmitglieder konnte der Kurfürst die Herausgabe der Stadtschlüssel erlangen, aber die trotzige Bürgerschaft verharrte dennoch bei ihrem Widerstande. Als einst die Brandenburger vor der Stadt exercirten, schloß man die Thore und wollte die Besatzung nicht wieder hereinlassen, wofür denn die Nordhäuser zur Strafe noch zwei weitere nachgesendete Bataillone zu verpflegen und zu bequartieren bekamen, die erst unter der folgenden Regierung wieder zurückgezogen wurden [1]).

Einen nicht unbedeutenden Zuwachs von Ländergebiet erhielt Friedrich ferner als Erbe seiner Mutter, der Kurfürstin Louise Henriette von Oranien. Es hatte nämlich der erste Prinz von Oranien aus dem Hause Nassau, durch ein in jeder Beziehung rechtsgiltiges, und von Kaiser Carl V. bestätigtes Testament, seine Güter zu einem Fideicommiß für die männliche und weibliche Nachkommenschaft seines Vetters, des Grafen Wilhelm von Nassau gemacht.

Diese Anordnung war hundert Jahre später, 1644, durch das Testament Heinrich Friedrich's von Oranien dahin bestätigt worden, daß bei dem voraussichtlich kinderlosen Absterben Wilhelm's des Zweiten die Güter

---

[1]) Die verschiedenen Erwerbungen unter dieser Regierung sind in sehr guter Uebersicht bei Buchholz IV. 304 zusammengestellt. Vergleiche auch den ersten Aufsatz von Schubert im Archiv für Landeskunde Preußens.

auf die Nachkommenschaft der Kurfürstin Louise übergehen sollten. Als nun König Wilhelm von England 1702 mit Tode abging, trat dieser Fall ein, und Friedrich (damals schon zum ersten Könige in Preußen gekrönt) nahm deshalb nicht nur alsbald den Titel eines Prinzen von Oranien an, sondern setzte sich auch in Besitz der innerhalb Deutschlands belegenen oranischen Herrschaften Lingen und Mörs, auf welches letztere er als Herzog von Cleve noch ein besonderes Anrecht hatte, weil Mörs ein clevesches Mannslehen war. Zweifelhafter schienen die Ansprüche auf Lingen. Dieses Ländchen hatte ursprünglich zur Grafschaft Tecklenburg gehört und war im schmalkaldischen Kriege von dem kaiserlichen General von Büren auf gewaltsame Weise ohne jeden Rechtstitel in Besitz genommen worden. Anna v. Büren, die Tochter dieses Generals, vermählte sich mit Wilhelm I. von Oranien und brachte demselben die Grafschaft Lingen zu.

Inzwischen hatten die Grafen von Tecklenburg ihr Recht auf dieselbe niemals aufgegeben, und als Tecklenburg später durch Heirath an das Haus Bentheim fiel, erhoben sowohl die Grafen Bentheim als auch, wegen gleich nahen Verwandtschaftsgrades, die Grafen von Solms Ansprüche auf Lingen. Es kam zu einem langwierigen Prozeß, und im Jahre 1700 sprach das Reichskammergericht beiden Prätendenten das Miteigenthum zu. Kur-Brandenburg wurde beauftragt, für die Aus-

führung dieses Urtheils zu sorgen und den Grafen Solms in seine Rechte einzusetzen. Bei dieser Gelegenheit kam es zu einem Vergleiche, kraft dessen Solms sowohl wie Bentheim ihre Ansprüche auf Lingen gegen Zahlung einer verhältnißmäßigen Summe an Brandenburg abtraten.

Weit heftigere Streitigkeiten erhoben sich über das ebenfalls zu der oranischen Erbschaft gehörige, in Frankreich am Rhonestrome, nördlich von Avignon gelegene Fürstenthum Orange, welches seit dem Jahre 1544 durch die Erbtochter des letzten Besitzers, Anna v. Chalons, in den Besitz ihres Gemahls, eines Prinzen von Nassau gekommen war, der seitdem den Namen Prinz von Oranien führte. Ludwig XIV. hatte später das Ländchen an sich gerissen, mußte es aber im Nimweger und Ryswiker Frieden zurückgeben.

Trotz ihres unbestrittenen Erbrechts konnten die Hohenzollern niemals in den Besitz des Fürstenthums gelangen, und die dadurch herbeigeführten Streitigkeiten nahmen erst ein Ende, als König Friedrich Wilhelm I. auf den Besitz des Ländchens endgiltig Verzicht leistete und als Entschädigung einen Theil von Geldern empfing, welcher nach dem Abfall der Niederlande in spanischem Besitz geblieben war, und den ihm die Spanier, durch französische Vermittelung bewogen, zum Eigenthum überließen.

Schließlich bildete auch das Anrecht auf das Fürsten-

thum Neufchatel und die Grafschaft Valengin einen Theil der oranischen Erbschaft. Beide Besitzungen waren ursprünglich der Lehnsherrlichkeit derselben Fürsten von Chalons unterworfen gewesen, welche das Fürstenthum Orange an das Haus Nassau brachten. Die Chalons waren niemals zu dem wirklichen Genuß dieser Lehen gekommen, welche in Folge sehr verwickelter Rechts- und Machtverhältnisse seit 1503 den Abkömmlingen des berühmten Bastard von Orleans aus der Familie Longueville gehörten. Der letzte männliche Erbe dieses Hauses hatte das inzwischen souverain gewordene Ländchen testamentarisch dem Prinzen von Bourbon-Conti vermacht, welcher aber von der Schwester seines Erblassers, der Herzogin von Nemours verdrängt wurde, die sich mit Unterstützung der Stände und durch den Beistand mehrerer mit ihr verbündeten Schweizer Cantone trotz des Widerspruchs Ludwig des XIV. bis zu ihrem 1707 erfolgten Tode als Regentin behauptete [1]). Nunmehr traten nicht weniger als vierzehn verschiedene Prätendenten aus deutschen und französischen Häusern auf.

Die Landstände von Neufchatel ließen durch ein unabhängiges aus ihrer Mitte gewähltes Gericht die

---

[1]) Das von Drevet trefflich gestochene Portrait dieser entschlossenen Frau hat eine auffallende Familienähnlichkeit mit dem Könige Louis Philipp.

vorgebrachten Ansprüche prüfen und entschieden, ungeachtet Ludwig XIV. sich eifrig für den Prinzen von Conti verwendete, zu Gunsten der Nachkommen von Louise Henriette von Brandenburg. Friedrich, damals schon König, empfing noch in demselben Jahre die Huldigung.

Bis 1806 blieb das Ländchen ununterbrochen unter preußischer Hoheit, und erst im neunzehnten Jahrhundert sollte es wunderliche Schicksale erleben, von denen seiner Zeit zu berichten sein wird [1]).

Unter diesen friedlichen Erwerbungen, durch welche Friedrich seinen Landbesitz erweiterte, ist ferner die Grafschaft Geyer oder Geldbach in Franken zu erwähnen, welche der letzte Besitzer, um seinen Unterthanen den Schutz eines mächtigen protestantischen Fürsten zu sichern, schon bei Lebzeiten 1704 dem preußischen Könige übergab und sich nur den Nießbrauch vorbehielt, während die Unterthanen dem neuen Herrn die Huldigung leisteten, auf den auch alsbald die Regierung des Ländchens überging [2]).

[1]) Die Ansprüche der Linie Nassau-Dietz auf die oranische Erbschaft wurde erst 1732 durch Vergleich beseitigt. Gewisse in Holland belegene Güter hat Friedrich II. 1754 wieder an das Haus Oranien verkauft.

[2]) Die zu dieser Herrschaft gehörigen unzusammenhängenden Besitzungen erhielt später die Tochter Friedrich Wilhelm I., Friederike Louise bei ihrer Vermählung mit dem Markgrafen von Anspach als Mitgift.

Des Zusammenhanges wegen mag hier schließlich der Begebenheiten gedacht werden, in Folge deren unter dieser Regierung auch das Gebiet der Stadt Elbing in brandenburgischen Besitz gelangte.

Durch den Bromberger und Wehlauer Vertrag war diese Stadt dem großen Kurfürsten von den Polen für 400,000 Thaler verpfändet. Allein weder die Zahlung noch die Uebergabe des Pfandstücks war zu erlangen, und während Johann Sobieski's Regierung scheiterten alle Versuche, die Sache zu erledigen.

Als dessen Nachfolger, August von Sachsen, den Thron bestieg, schienen die Aussichten günstiger, weil Friedrich dessen Bewerbung um die Krone unterstützte und dafür das Versprechen erhielt, daß August seinerseits die in Aussicht genommene preußische Königswürde anerkennen würde. Der neue König von Polen ließ sich zwar ebenfalls für die brandenburgischen Ansprüche auf Elbing günstig stimmen, allein bei der Abneigung des polnischen Reichstages konnte die Sache nicht auf geradem Wege betrieben werden, vielmehr wurden in des Königs Namen Staatsschriften veröffentlicht, um die brandenburgischen Ansprüche zu widerlegen. Damit war es aber keineswegs ernstlich gemeint, denn als der Kurfürst im Oktober 1698 den General Brandt mit etwa tausend Mann Fußvolk und Reiter abschickte, um die Stadt Elbing in Besitz zu nehmen, erließ August zwar einen pathetischen Aufruf, in welchem er die Ein=

wohner ermahnte, ihre Stadt zu vertheidigen und den Tod der Knechtschaft vorzuziehen, allein er schickte keine Hilfe, um diese Worte durch die That zu unterstützen, und als die Brandenburger ihr Belagerungsgeschütz herbeigeschafft hatten und mit Bombardement drohten, ergab sich die Stadt (November 1698), und der Kurfürst nahm von derselben als Unterpfand für seine Forderung Besitz.

Es wurde nun von Neuem verhandelt, doch zu ernstlichem Widerstande polnischerseits kam es nicht, weil der König insgeheim den Kurfürsten begünstigte, obgleich der Reichstag, höchlich erzürnt, sogar damit umging, die Wiederherstellung der alten Lehnsherrlichkeit in Preußen zu verlangen, und den Kurfürsten wegen seines vertragswidrigen Benehmens der Souverainetät verlustig erklären wollte. Im December 1699 kam es endlich zu einem Vergleich, kraft dessen man die Pfandsumme auf 300,000 Gulden ermäßigte und der Kurfürst die Stadt Elbing zu räumen versprach, wogegen er verschiedene kostbare Reichskleinodien als Unterpfand erhielt. Wenn die auf drei Monate festgesetzte Zahlungsfrist nicht innegehalten würde, so sollte Friedrich berechtigt sein, das Stadtgebiet zu besetzen. — Die Zahlung erfolgte nicht zu der bestimmten Zeit, und die Brandenburger erhielten das Elbingische Gebiet, welches auch in der Folge nie wieder an Polen zurückgegeben wurde.

Wir kehren nach Aufzählung dieser Erwerbungen zu der Regierungsgeschichte des Kurfürsten zurück. Es war mit Einem Wort eine Günstlingsregierung, welche den Berliner Hof zum Schauplatz der Intriguen und Kabalen machte, die niemals ausbleiben, wo ein schwacher Fürst die Ausübung der wichtigsten Regentenpflichten seinen Lieblingen überläßt.

Diese Günstlingswirthschaft bildet den Hintergrund, auf welchem die gesammte Regierung des ersten preußischen Königs sich abspielt, und nur wenn wir das Getriebe kennen lernen, in dessen Mitte die allmächtigen Minister einer nach dem andern sich bewegen, können die Begebenheiten in der richtigen Beleuchtung erscheinen.

In den ersten Jahren nach dem Tode seines Vaters hatte der Kurfürst sich an keinen Unwürdigen gewendet, indem er seinen Studiendirector Dankelmann in den Geheimen Rath berief und ihn alsbald mit der Leitung der Staatsgeschäfte betraute, obgleich derselbe erst 1695 Rang und Würde eines Premierministers und Oberpräsidenten erhielt. Als solcher verwaltete er die auswärtigen und die Finanzangelegenheiten selbstständig und wurde demnächst zum Erbpostmeister und Landeshauptmann von Neustadt an der Dosse ernannt. Dankelmann war ein strenger, ernster, den Geschäften ergebener Beamter. Niemand hat ihn jemals lachen gesehen, und er beherrschte den Kurfürsten nicht durch Schmeichelei und höfische Künste, sondern durch die

Ehrfurcht, welche derselbe noch immer dem früheren Lehrer zollte. Der neue Oberpräsident berief bald seine sechs Brüder zu sich, um ihm die Last der Arbeit tragen zu helfen. Alle sieben scheinen tüchtige, ehrenwerthe Männer gewesen zu sein:

> Drei sind Geheime Räth', und drei sind Präsidenten,
> Des Allerjüngsten Amt ist Kanzler sein und Rath,
> Das ganze Griechenland hatt' ehmals sieben Weise,
> In seinen Söhnen hat sie Dankelmann allein! —

Mit diesen Versen begrüßte der Oberceremonienmeister und hochberühmte Poet Besser den Vater dieser vielen Brüder.

Sie wurden sämmtlich zu Reichsfreiherren ernannt, während Dankelmann die ihm zugedachte Grafenwürde ablehnte und auch die übermäßigen Geschenke des Kurfürsten mehr als einmal zurückwies.

Es ist begreiflich, daß eine so bevorzugte Familie gar bald von Neidern und Feinden umgeben war, und daß auch die altbewährten Räthe des großen Kurfürsten sich schmerzlich zurückgesetzt fühlten. Aber Dankelmann ließ sich dadurch nicht beirren, sondern arbeitete nach besten Kräften, um den tiefgesunkenen Landeswohlstand allmählich durch dieselben Mittel wieder zu heben, welche unter der vorigen Regierung angewendet worden, und die Verschwendung des Kurfürsten, soviel es sich thun ließ, zu beschränken, damit für nothwendige und nützliche Einrichtungen Geld übrig bliebe.

Er sorgte eifrig für das Gedeihen und die Ausbreitung der Colonien fremder Einwanderer, welche dem großen Kurfürsten so sehr am Herzen gelegen, und traf darin mit der persönlichen Neigung seines Herrn zusammen. Durch Errichtung eines Hofkammer-Collegiums wirkte er für bessere Verwaltung der Domainen, und brachte es mit Hilfe des Geheimen Rath Kraut, eines sehr geschickten Finanzbeamten, bald so weit, daß bedeutende Ueberschüsse erzielt wurden. Allein die Schuldenlast, welche der große Kurfürst hinterlassen, die übermäßigen Ausgaben für die Armee und der unverhältnißmäßige Aufwand des Hofes waren Schuld, daß die Mittel nirgend ausreichten, weshalb immer neue und immer drückendere Steuern auferlegt werden mußten. Dankelmann, der natürlich den Charakter seines Herrn nicht ändern konnte, verdient wenigstens deshalb die Anerkennung der Nachwelt, weil er durch seinen guten Geschmack und seinen gediegenen Sinn für Künste und Wissenschaften zu bewirken verstand, daß des Kurfürsten Prachtliebe sich nicht gänzlich auf eitle und nichtige Dinge richtete. Es kam die Gründung der Akademie der Künste in Berlin und die Errichtung der Universität in Halle zu Stande, beides Anstalten, welche dieser Regierung noch heute zur Ehre gereichen, wie sehr auch Anfangs das wahrhaft wissenschaftliche und künstlerische Interesse als Nebensache behandelt wurde, während die Prachtliebe des

Kurfürsten sich dabei in den Vordergrund drängte. So betrug z. B. der Stiftungsfonds der neuen Universität 3500 Thaler, wogegen die Einweihung derselben, welche mit vielen Aufzügen und Schmausereien von Friedrich an seinem Geburtstage 1./11. Juli 1694 begangen wurde, sechs Mal so viel, nämlich 20,000 Thaler kostete.

Da in diesem großartigen Style die Feste und Feierlichkeiten bei Hofe ununterbrochen auf einander folgten, während die Staatseinkünfte kaum zu den nothwendigen Landesbedürfnissen und für den Unterhalt der Truppen ausreichten, deren Anzahl man fortwährend vermehrte, und da überdies die drei Millionen Kriegskosten für den letzten Feldzug am Rhein noch unbezahlt waren, so kann man sich vorstellen, daß Dankelmann genug zu thun hatte, um stets von Neuem die Summen zu beschaffen, welche der Kurfürst von seinem Finanzminister verlangte. Deshalb fehlte ihm die Zeit, um sich in beständiger Nähe des Fürsten zu halten und die Ränke seiner geheimen Feinde zu beobachten und zu vereiteln. Er begünstigte sogar selbst den Mann, der ihn unter der Maske der Freundschaft zu stürzen trachtete.

Es war dies ein gewisser Herr v. Kolb, ein armer pfälzischer Edelmann, dessen angenehmes Aeußere und einschmeichelndes Wesen schon dem großen Kurfürsten so gefallen hatten, daß er ihm 600 Thlr. jährlich anwies, mit der

Erlaubniß in den Diensten der Pfalzgräfin von Simmern zu bleiben, welche den schönen Mann nicht entbehren konnte. Nach dem Tode seiner Herrin begab sich Kolb nach Berlin und gewann durch unterwürfige Schmeichelei sehr bald die Gunst des Kurfürsten in solchem Maße, daß er daran denken konnte, den allmächtigen Dankelmann zu verdrängen. Viele durch des Ministers stolzes Wesen beleidigte Höflinge waren bereit, ihn zu unterstützen. Auch die Kurfürstin liebte den strengen, ernsten Minister nicht, und Graf Christoph v. Dohna, ein nach seinen eigenen Bekenntnissen neben aller Tapferkeit und anspruchsvoller Biederkeit durchaus ränkevoller Höfling, rühmte sich, zu dem Sturze des Günstlings wesentlich beigetragen zu haben.

Dankelmann fühlte bald, daß er nicht mehr so fest wie sonst in der Gnade des Kurfürsten stand, und als dieser bei dem Feste erschien, durch welches der Minister sein prachtvolles Haus in Berlin einweihte, und einige Gemälde in den Zimmern seines Lieblings bewunderte, sagte Dankelmann: „Alles, was ich habe, wird bald genug Ihnen gehören, denn Sie werden mir Ihre Gnade entziehen." Da ergriff der Kurfürst ein eben daliegendes neues Testament und hub an feierlich zu schwören, daß er seinem alten Erzieher die bisherige Gunst beständig erhalten werde. Dieser aber unterbrach ihn mit den Worten: „Schwören Sie nicht, was

ich gesagt habe, muß geschehen, und es steht nicht in Ihrer Macht, es zu hindern [1]).

Dankelmann war selbst nicht ganz ohne Schuld daran, daß es allmählich gelang, ihn aus seiner hohen Stellung zu verdrängen. Sein hochfahrendes Wesen gestattete ihm nicht, die Ermahnungen, durch welche er der Verschwendung des Hofes Einhalt zu thun gedachte, allezeit in so geschmeidige Formen zu kleiden, wie es die Eitelkeit des schwachen Fürsten erforderte, vielmehr scheint er seinem ehemaligen Zöglinge gegenüber noch oft in den alten schulmeisterlichen Ton verfallen zu sein. Dadurch gekränkt, ward Friedrich für die Einflüsterungen der ihn umgebenden Creaturen zugänglicher, und diese wußten ihn mißtrauisch zu machen, so daß er einst ausrief: „Dankelmann will den Kurfürsten spielen! Ich werde ihm zeigen, daß ich noch Herr bin.“ —

Diese Stimmung benutzte Dohna, indem er auf hinterlistige Weise dem Kurfürsten eine Medaille in die Hand spielte, welche, man weiß nicht wer, auf die sieben Brüder Dankelmann hatte prägen lassen, und die ein am Himmel über Berlin schwebendes Siebengestirn vorstellte, während die Umschrift übrigens nur die unbedingte Ergebenheit der Brüder gegen den

---

1) Pöllnitz II. 288. Er hat diese Anekdote aus dem Munde der Oberhofmeisterin der Königin Sophie Charlotte.

Kurfürsten ausdrückte [1]). Man gab der Münze eine solche Deutung, daß der Kurfürst in den heftigsten Zorn gerieth, und Dankelmann nun nicht mehr zweifelte, daß die Tage seines Einflusses vorüber wären. Er verlangte deshalb seinen Abschied und erhielt denselben in den gnädigsten Ausdrücken am 27. Novbr. 1697. Der Kurfürst gewährte ihm 10,000 Thaler Pension nebst den Einkünften aus dem Erbpostmeisteramte und der Landeshauptmannschaft zu Neustadt, mit der Erlaubniß, seinen Wohnsitz in Berlin, in Cleve oder in Neustadt zu nehmen. Er ging nach Neustadt. Seine Feinde aber wußten sich nun des schwachen Kurfürsten in solcher Weise zu bemächtigen, daß derselbe schon nach vierzehn Tagen befahl, Dankelmann zu verhaften und nach Spandau zu bringen, und alle Güter desselben mit Beschlag zu belegen. — Es wurde ein förmlicher Prozeß eingeleitet, aber die Anschuldigungen, die man gegen ihn vorbrachte, waren so albern und abgeschmackt, daß es nicht der Mühe lohnt, dieselben zu wiederholen. Der Hoffiskal Möller erhielt den Auftrag, mit Hilfe vieler ihm beigegebenen Rechtsverständigen die Anklage abzufassen und bei 2000 Dukaten Strafe binnen vier Wochen einzureichen. Da schrieb der ehrliche Mann in das Protokoll: „Heiliger Gott, gerechter Richter!

---

[1]) Die Abbildung auf der letzten Seite von Günther's Leben Friedrich's I.

Artikel kann ich machen, aber woher soll ich die Beweise nehmen? Niemand will das Herz haben, den schlechten Zustand des Prozesses Sr. kurfürstl. Durchlaucht zu offenbaren, sondern derselbe soll fortgesetzt werden[1])." Ein eigentliches Urtheil scheint gar nicht gesprochen worden zu sein, und man verfuhr mit unbegreiflicher Härte und Willkür gegen den Minister, den man nach Peitz brachte und bis 1702 in engster Haft hielt, wo ihm endlich erlaubt wurde, in dem Bezirke der Stadt umherzugehen. Bei der großen Amnestie, die auf Anlaß der Königskrönung erfolgte, überging man ihn ausdrücklich, und erst, als dem Kurfürsten 1707 sein erster Enkel geboren wurde, entließ man den unschuldig verfolgten Minister und gab ihm Cottbus zum Wohnort, wo er 2000 Thaler Pension erhielt[2]).

Dergleichen plötzliche Entlassung und Verfolgung eines mächtigen Günstlings war in jenen Zeiten nichts Ungewöhnliches. Die österreichische, braunschweigische und spanische Hofgeschichte hat ganz ähnliche Beispiele aufzuweisen. Der Absolutismus der Fürsten und die Kriecherei der Höflinge erinnerte lebhaft an die Palast-

---

[1]) Der würdige Oberprocurator Brechtel stellte dem Könige ausführlich die ganze Nichtswürdigkeit des Prozesses vor, aber ohne Erfolg. Förster, Fr. Wilhelm I. Urkundenbuch 10—32.

[2]) Die unglaublich nichtigen, zum Theil albernen Vorwände, unter welchen Dankelmann seiner Güter beraubt wurde, sind abgedruckt bei Förster, Urkundenbuch zu Fr. Wilhelm I. p. 6.

zustände im Serail des Sultans. Dennoch überstiegen die gegen Dankelmann verübte Undankbarkeit und Härte, denen man noch dazu den Schein der Gesetzlichkeit verleihen wollte, das gewöhnliche Maß, und fremde Fürsten äußerten unverholen ihre Mißbilligung. König Wilhelm von England erklärte dem Grafen v. Dohna, der sich gelegenheitlich einer diplomatischen Mission in England befand, er wäre zwar weit entfernt, sich in die inneren Angelegenheiten eines Nachbarlandes einmischen zu wollen, könnte es aber nicht billigen, wenn man einen Diener, dem man das größte Vertrauen und die innigste Herzlichkeit bewiesen, unter nichtigen Vorwänden einsperrte. Der englische Minister, Herzog von Portland, erklärte mit vollem Recht die gegen Dankelmann vorgebrachten Anschuldigungen für so albern, daß man selbst, wenn sie erwiesen wären, nicht berechtigt sein würde, einen Pagen deshalb durchprügeln zu lassen [1]). Dohna mußte das Alles stillschweigend mit anhören, weil ihm ausdrücklich verboten war, in London über die Dankelmann'sche Angelegenheit zu sprechen.

Die Formen ändern sich im Lauf der Zeit. Die Sachen wiederholen sich aber wesentlich zu allen Zeiten.

Der Umstand, daß in der Dankelmann'schen Sache

---

1) Dohna Memoires 209. 226.

niemals ein förmliches Urtheil ergangen ist, hat veranlaßt, daß man nach allerlei besonderen Gründen für den Sturz des Ministers gesucht hat. Noch Friedrich II. war der Meinung, daß der Minister durch den Widerstand gegen die Wünsche des Kurfürsten in Bezug auf Erlangung der Königswürde den Zorn desselben auf sich gezogen. Das ist aber, seitdem die über das Verfahren abgegebenen Gutachten der anderen Minister bekannt geworden sind, vollständig widerlegt. Friedrich's Charakterlosigkeit war der einzige, vollkommen ausreichende Grund für diesen und die nachher sich ereignenden, noch viel schlimmeren Vorgänge.

Nach Dankelmann's Sturz wurde General Barfuß auf kurze Zeit Oberpräsident, aber diesen verdrängte bald der unwürdige Kolb. Der Kurfürst ernannte denselben rasch hintereinander zum Oberkämmerer, Oberstallmeister, Generalpostmeister, Oberdirector der Domainen, Oberhauptmann der Schulämter und Oberaufseher der Universitäten und Akademien, zum Marschall von Preußen und endlich zum Premierminister. Kolb, der von einer alten Familienbesitzung den Namen Wartenberg angenommen hatte, wurde ferner auf Fürbitten des Kurfürsten vom Kaiser zum Reichsgrafen ernannt, und bezog von allen seinen Aemtern jährlich mehr als hunderttausend Thaler, außer den Schenkungen, die er sich fortwährend machen ließ, so daß er gar bald viele Millionen im Vermögen hatte. Da er nur durch

genaue Kenntniß der Gemüthseigenthümlichkeiten des Königs seinen Einfluß behaupten konnte, so mußte gerade diese Kenntniß ihm begreiflich machen, daß seine Stellung ebensowohl wie die seines Vorgängers plötzlich erschüttert werden und er alsdann gerade solchen aus der Luft gegriffenen Beschuldigungen zum Opfer fallen könnte. Gegen diese Möglichkeit hoffte er sich durch das seltsamste Dokument zu sichern, welches wohl jemals ein Fürst einem Staatsdiener ausgestellt hat.

Der wesentliche Inhalt dieser von Friedrich unterschriebenen und untersiegelten Urkunde d. d. 15/25. Oct. 1699 ist folgender:

„Weil der Kurfürst überflüssig versichert ist, daß Wartenberg das Interesse seines Herrn mit ungefärbter Treue und äußerster Applikation und Sorgfalt suchet, es ihm aber eine Unmöglichkeit ist, daß er nebst seiner bei Unserer Höchsten Person täglich habenden Aufwartung und auf den continuirlichen Reisen, die er mit Uns zu thun hat, Alles allein so genau examiniren könne, sondern er es darunter nothwendig auf seine Subalternen guten Theils ankommen lassen muß, und wenn dabei etwas wider Unser Interesse geschieht, sie und nicht er solches zu verantworten haben, also geben wir ihm und seinen Erben bei Unserem Kurfürstlichen Wort und Glauben die Versicherung, daß, wenn bei der Verwaltung der Domainen- und Chatoullengüter

etwas zu Unserem Nachtheil vorgegangen sein sollte, nicht Er dafür verantwortlich sein soll, auch wenn er die betreffenden Verfügungen revidirt und contrasignirt hat, sondern die vortragenden Räthe, deren Namen deshalb auch immer auf die Concepte gesetzt werden sollen."

Damit dieser Ablaß für künftige Sünden desto mehr Verbindlichkeit habe und Niemand sagen könne, daß derselbe etwa hinterrücks erschlichen sei, so solle das Schriftstück bei allen Finanzbehörden circuliren und von den Vorstehern derselben unterzeichnet werden. Zugleich verspricht der Kurfürst im Namen seiner Erben und Regierungsnachfolger, daß Wartenberg sammt Weib und Kind durch diese ihm gegebene Erklärung auch in Zukunft geschützt sein soll.

Der Günstling konnte sich nun so ziemlich als unumschränkten Herrn über das Leben und Eigenthum der kurfürstlichen Unterthanen betrachten, und er verschmähte kein Mittel, um das Land auszusaugen und für seinen Herrn und für sich selbst die größtmöglichen Summen zu erpressen. Von einem Widerspruch der Stände war in der Mark und den westlichen Provinzen längst nicht mehr die Rede, kaum ermannten sie sich noch zu nutzlos verhallenden Klagen. Dagegen konnten Adel und Städte im Herzogthum Preußen ihre alten ausgedehnten Privilegien nicht so bald vergessen und sträubten sich gegen die Bezahlung der immer auf's Neue von ihnen unter

verschiedenen Benennungen geforderten Summen, allein auch sie mußten sich schließlich in jedem einzelnen Falle endlich fügen.

Das Kriegscommissariat des Kurfürsten, ursprünglich dazu eingesetzt, um während des Krieges die Leistungen für die Armee beizutreiben, war nach und nach auch im Frieden permanent geworden und schrieb aus, was der Kurfürst verlangte. Den Ständen blieb höchstens die Vertheilung der Summen unter die Steuerzahler überlassen, und wenn sie sich darüber mit den Städten nicht einigen konnten, so wurde nach der Art des großen Kurfürsten gewaltsam durchgegriffen[1]). Erhöhungen der Accisesätze und der Grundsteuern folgten rasch auf einander, und neben den regelmäßig wiederkehrenden Besteuerungen schrieb man fünf Mal im Laufe dieser Regierung Kopfsteuern aus, zu denen der Kurfürst selbst Anfangs tausend, dann zweitausend und nach der Königskrönung viertausend Thaler beitrug, und die Mitglieder seiner Familie nach Verhältniß. Das war kein großes Opfer, denn das Geld kehrte natürlich sofort in die Kassen des Hofes zurück. Die Tarife dieser Kopfsteuern in der Mylius'schen Sammlung durchzusehen, gewährt nicht uninteressante

---

[1]) Baczko, Geschichte Preußens Bd. VI. giebt in dieser Beziehung sehr interessante Zusammenstellungen aus den Königsberger Archiven.

Einblicke in die damaligen Standes- und gesellschaftlichen Verhältnisse [1]). Ein Graf zahlte 60, ein Baron 40 Thaler, ein Schweinehirt einen halben Thaler, ein Scharfrichterknecht 18 Gr. Die Weiber zahlten einen Bruchtheil von der Steuer der Männer, und nur Kinder unter zwölf Jahren waren befreit. Auf die Vermögensverhältnisse der Einzelnen wurde nicht die geringste Rücksicht genommen, lediglich der Stand war entscheidend. Wer seine Kopfsteuer nicht binnen sechs Wochen entrichtet, muß das Doppelte zahlen, und wer aus Versehen übergangen worden, ist gehalten bei Strafe vierfacher Zahlung, wovon der Angeber die Hälfte erhält, sich selber zu melden!

Wenn man zu dieser Kopfsteuer, die übrigens schon unter dem großen Kurfürsten mehr als ein Mal, z. B. 1677 und 1679, erhoben worden, nur bei augenblicklicher, sehr großer Bedrängniß der kurfürstlichen Kassen seine Zuflucht nahm, so machte man andererseits solche Abgaben, welche ausdrücklich nur ein Mal und zu einem ganz bestimmten Zweck gefordert und gezahlt waren, ohne Weiteres zu fortdauernden Lasten, z. B. eine Abgabe zum Schloßbau, eine Kronensteuer zur theilweisen Deckung der Krönungskosten u. s. w. Auch die Beiträge zur Marinekasse wurden nicht nur forterhoben, sondern noch erhöht, ohne daß man daran

---

[1]) Mylius IV. 5. 1. Nr. 7—18.

dachte, das Geld für die Zwecke des Seehandels zu verwenden. Nicht zufrieden damit, daß alle Beamte und höheren Officiere ein Viertel ihrer Gehälter in diese Kasse zahlen mußten, so verlangte man jetzt auch von allen denen, welche umsonst im Staatsdienst beschäftigt wurden, oder die eine Anwartschaft auf eine bestimmte Stelle erhalten hatten, sofort den vierten Theil von dem Gehalte, welches diese Expectanten zu erwarten hatten [1]).

Als auch dies Alles nicht ausreichte, um die Bedürfnisse des verschwenderischen Hofhaltes zu decken, so verfiel man auf ganz abenteuerliche, die persönliche Freiheit der Unterthanen schmählich bedrückende Mittel. Die Perücken wurden zunächst als Steuerobject in's Auge gefaßt. Dieser unnatürliche Kopfputz hatte in den Ländern des Kurfürsten eine besonders große Verbreitung gefunden, weil Friedrich, um seinen mißgestalteten Rücken zu bedecken, eine ungewöhnlich reiche Fülle falscher Locken über die Schultern herabwallen ließ. Der Hof ahmte das sofort nach, das Unwesen verbreitete sich bis in die niedrigsten Volksklassen, so daß selbst ganz kleine Knaben sich nicht ohne Perücken sehen lassen konnten. Die Perücken wurden nun nach dem Range und dem Stande der Tragenden besteuert, inländisches Fabrikat mit 6, ausländisches mit 25 Pro-

---

[1]) Mylius IV. 5. 2. Nr. 6.

cent der Taxe, und jede Perücke mußte inwendig bei schwerer Strafe mit einem Steuersiegel versehen sein. Ein Franzose nahm diese Steuer in Pacht und ließ durch seine Unterbeamten in den Häusern und auf offener Straße die Perücken der Leute revidiren, die im schlechtesten Wetter und bei der größten Kälte ihre kahlgeschorenen Häupter, zum großen Nachtheil der Gesundheit, entblößen mußten, um den Stempel vorzuzeigen. In ähnlicher Weise besteuerte man bald auch alle anderen Kleidungsstücke, Strümpfe, Stiefel und Schuhe. Kein Schuhmacher durfte ein ungestempeltes Oberleder zu einer Fußbekleidung verwenden. Die Hauben und Kopfzeuge der Frauenzimmer mußten gestempelt und verzollt werden. Von den Karossen erhob man eine jährliche Abgabe unter dem lächerlichen Vorwande, daß die Räder derselben das kostbare Pflaster der Residenz verderben. Wer Thee, Kaffee oder Chokolade trinken wollte, mußte jährlich einen Erlaubnißschein lösen. Von jedem Scheffel Salz wurde ein Gulden erhoben und den armen Leuten der Genuß dieser unentbehrlichsten Würze aller Nahrungsmittel dermaßen verkümmert, daß sie ihr Fleisch mit Heringslake einpökelten, wodurch Tausende von Menschen erkrankten. Hierauf wurde, nicht etwa aus Gesundheitsrücksichten, sondern lediglich der Steuer wegen, bei strenger Strafe der Gebrauch der Heringslake verboten.

Die unersättliche Begierde der gewissenlosen Men=

schen, in deren Hände das Wohl und Wehe der Unterthanen gegeben war, verfiel zuletzt auf so abgeschmackte Arten der Gelderpressung, daß man seinen Augen nicht traut, wenn man die deshalb erlassenen Verordnungen ansieht.

Besonders merkwürdig ist das bekannte Reglement vom 4. September 1708 [1]), durch welches sämmtliche Schweinsborsten im Lande gewissermaßen für ein Regal erklärt wurden. Der Steuer- und Commerzienrath Kreuz erhielt auf sechs Jahre das Privilegium des ausschließlichen Handels mit zahmen und wilden Schweinsborsten. Er hatte dem Könige vorgestellt, „daß in dessen Königreich, Kurfürstenthum und übrigen Landen fast die tauglichsten und besten Schweinsborsten fallen, auch dannenhero an andere Orte vielfältig verführet, dabeneben aber sehr verfälscht werden," daß aber ein sehr nutzbares Commerzium mit Schweinsborsten sich anrichten ließe, wenn das Geschäft in die Hände des Staats käme. Es wird geklagt, daß so viele Haare verloren gehen, weil man die Schweine, um sie zu zeichnen, stellenweis am Rücken kahl scheere. Das wird bei Confiscation des Schweins verboten und nur gestattet, die Thiere an der Seite zu brennen, oder ihnen an den Ohren oder anderswo ein Zeichen zu schneiden. Weil außerdem alle Thiere ihre Haare jährlich wechseln, die Schweine aber 14 Tage

---

[1]) Mylius V. II. 2. 67.

vor oder nach Johannis ihre Borsten verlieren, welche bisher unter die Füße getreten und umgekommen sind, so wird männiglich ermahnet, um gemeldete Zeit seinem Schweine die Borsten auszuraufen und dieselben zu des Commercii und seinem eignen Vortheil, von jedem Schwein apart mit einem Faden zusammenzubinden und an die Commis des Kreuz, welchen die Rechte königlicher Beamten beigelegt werden, abzuliefern. Von diesen sollten die Bürstenbinder und andere Handwerker die Borsten, jedoch zum Einkaufspreis, wieder erhalten. Bürstenbinder dürfen bei Leibesstrafe keine Borsten unverarbeitet verkaufen. Maurer, die in der Winterszeit oft das Schlächterhandwerk betreiben und dabei die Borsten als Geschenk zu erhalten pflegen, sollen sich nicht unterfangen, Pinsel daraus zu machen; der Angeber des Zuwiderhandelnden erhält zehn Thaler u. s. w. Der volle königliche Titel vor dieser vom Grafen Wartenberg mitunterzeichneten Verordnung nimmt sich besonders seltsam aus.

Daß die armen Unterthanen bei solcher Wirthschaft noch Lust zum Lachen behalten haben, ist zu verwundern, indessen die spottsüchtigen Berliner ließen sich die Gelegenheit nicht entgehen und überschütteten den Kreuz mit sovielen Schimpf- und Spitznamen, daß eine neue Verordnung erging, welche befahl, daß wer diesen Commerzienrath oder seine Commissare mit ehrenrührigen Worten angreife, ohne weiteren Prozeß mit Ge-

fangenschaft und Leibesstrafe belegt werden solle, wobei zugleich das Publikum darüber belehrt wird, daß das Ausraufen der Borsten um Johannis den lebendigen Schweinen an ihrer Gesundheit keinerlei Schaden bringe.

Nicht diese und ähnliche Bedrückungen, auch nicht der Unverstand, welcher aus solchen Erlassen sich kundgiebt, waren es, welche den endlichen Sturz des Günstlings veranlaßten, vielmehr hatte Wartenberg sich durch große Geschmeidigkeit immer mehr in der Gunst seines Herrn befestigt. Friedrich ließ von allen eingehenden Regierungssachen nur noch die auf die auswärtigen Angelegenheiten bezüglichen in seiner Gegenwart öffnen, alles Andere war der alleinigen Entscheidung Wartenberg's überlassen, welcher mit Hilfe des Ministers Ilgen, eines fleißigen, nur auf seine Geschäfte bedachten Beamten, den einzelnen Staatsräthen ihre Arbeiten anwies. So im Besitz der gesammten Regierungsgewalt und auf's Höchste geliebt von seinem Fürsten, konnte der Günstling seiner Feinde spotten. Daß der König von allen Seiten mit Beschwerden und Bittschriften der bedrängten Unterthanen bestürmt und um Schutz gegen seinen Minister angefleht wurde, hatte eben weiter keinen Erfolg, als daß die Supplikanten mit harten Strafen bedroht wurden, wenn sie ihr muthwilliges Klagen nicht unterließen. Eine förmliche gegen den Günstling von dem Feldmarschall Barfuß und mehreren der höchsten Hofbeamten angezettelte Verschwö-

rung, welche dem Könige über die Ungerechtigkeiten und Bedrückungen des Ministers die Augen öffnen sollte, bewirkte nur, daß diese Herren sämmtlich in Ungnade entlassen wurden und der Wortführer sogar auf die Festung kam. So würde sich Wartenberg wahrscheinlich bis an's Ende auf seinem Platze behauptet haben, wenn nicht der ungebändigte Hochmuth seiner Gattin ihn zuletzt in's Verderben gestürzt hätte.

Die Frau Reichsgräfin Kolb von Wartenberg war eine Tochter des Weinhändlers Rickers in Emmerich und zuerst mit dem kurfürstlichen Kammerdiener Bidekap verheirathet. Wartenberg hatte sie kennen gelernt und nach Bidekap's Tode zu seiner Gemahlin erhoben. Obgleich ohne besondere Reize und von unfeinen Manieren, gewann sie doch die Gunst des Kurfürsten in fast eben so hohem Grade wie ihr Mann. Ja als Friedrich, zum König gekrönt, es nach Versailler Muster für nothwendig erachtete, eine erklärte Maitresse zu haben, wurde die Gräfin zu diesem Ehrenposten erhoben, unerachtet bei der persönlichen Beschaffenheit des Königs das Verhältniß sicherlich ein sehr platonisches blieb und die Liebesbezeigungen, außer großen Geschenken, hauptsächlich darin bestanden, daß der Monarch mit ihr in einer durch das Hofceremoniell eigens zu diesem Zweck bestimmten Gallerie des Schlosses feierlich auf- und abpromenirte.

Während der Graf fortwährend bemüht war, durch

nie endende kostbare Festlichkeiten der Eitelkeit seines Herrn zu schmeicheln und dessen Langeweile zu verscheuchen, dachte seine Frau einzig darauf, bei Hofe eine hervorragende Stellung zu behaupten. Die Rang- und Titelsucht, von welcher damals Hoch und Niedrig besessen war, hatte sich in der Seele dieses Weibes zu einer wahren Leidenschaft gesteigert. Sie übte so große Gewalt über den König, daß ihr der Rang vor allen unverheiratheten und vor allen nicht an regierende Herren verheiratheten Prinzessinnen ertheilt wurde. Die Herzogin von Holstein mußte durch Zahlung von zehntausend Thalern dazu bewogen werden, sich in diese Anordnung zu fügen. Mit der Frau des holländischen Gesandten kam es zu einer förmlichen Schlägerei, bei welcher die Damen im wahren Sinne des Wortes einander in die Haare geriethen und die Kämpferinnen durch eine Puderwolke eine Zeitlang den Blicken der Umstehenden entzogen blieben.

Der König verlangte, daß die Gesandtin Abbitte thue, und als dies verweigert wurde, drohte er die Truppen zurückzuziehen, welche den Generalstaaten zu Hilfe nach Flandern geschickt waren. Das wirkte. Die Wartenberg erhielt die gewünschte Erklärung. Weniger glücklich war sie dagegen, als sie ihre Impertinenzen gegen die Gemahlin des russischen Gesandten durchsetzen wollte. Da das in eine Zeit fiel, wo man es wegen der von Schweden drohenden Gefahr mit den

Russen nicht verderben durfte, so wurde diesmal die Gräfin genöthigt, vor einer großen Versammlung sich zu demüthigen und Abbitte zu thun. Die Königin Sophie Charlotte vermied jedes Zusammentreffen mit der ihr verhaßten Familie, und wenn sie nicht umhin konnte ihr zu begegnen, redete sie das ungebildete Weib französisch an, was diese nicht verstand. Gegen Friedrich's dritte Gemahlin erlaubte die Gräfin sich solche Unziemlichkeiten, daß der König allmählich der beständig dadurch veranlaßten Unannehmlichkeiten müde wurde und die Hofleute, die für dergleichen ein sehr feines Verständniß haben, glaubten jetzt die Zeit gekommen, um gegen das verhaßte Paar wirksame Schritte thun zu können.

Sehr geschickt verfuhr dabei der Erzieher des Kronprinzen, Graf Alexander Dohna. Er hatte den König und Wartenberg zu einem Feste geladen. Friedrich erschien, aber man zögerte sich zu Tische zu setzen. Nach dem Grunde des Aufschubes befragt, erklärte Dohna, er fürchte, der Minister könnte es übel nehmen, wenn man nicht auf ihn wartete. Das traf den König an der empfindlichsten Seite, denn alle Welt sollte glauben, daß der Günstling, von dem er sich beherrschen ließ, in der That nur sein unterthänigstes Werkzeug wäre.

Sehr zur rechten Zeit machte gerade damals eine von den vielen Veruntreuungen und Betrügereien, an

welchen dies Regiment sehr reich war, viel Lärm im Publikum. Es war nämlich die Stadt Crossen durch eine gewaltige Feuersbrunst in Asche gelegt worden und der König hoffte bei dieser Gelegenheit das Volk von den großen Vortheilen der Generalfeuerkasse zu überzeugen, welche der wegen seines Stolzes und seiner Härte allgemein verhaßte Oberhofmarschall Wittgenstein eingerichtet hatte, und zu welcher die Grundbesitzer unverhältnißmäßig hohe Beiträge zahlen mußten. Der König befahl, daß den Crossener Abgebrannten aus der Feuerkasse 70,000 Thaler gegeben würden. Die Zahlung erfolgte nicht, und die Crossener, welche mit ihren Vorstellungen deshalb grob abgewiesen wurden, wendeten sich an den Kronprinzen, auf dessen Betrieb eine Untersuchung eingeleitet wurde. Man fand die Feuerkasse leer, die Gelder waren für die Bedürfnisse des Hofes ausgegeben. Wittgenstein wurde verhaftet und nach Spandau abgeführt, ohne daß man ihm nachwies, daß er die fehlenden Summen in seinen eigenen Nutzen verwendet hätte. Zu seinem Fall scheint auch der Umstand beigetragen zu haben, daß er es war, der dem Könige gerathen hatte, die dritte Ehe mit der Prinzessin von Mecklenburg einzugehen, die ihm die letzten Jahre seines Lebens in höchstem Grade verbitterte.

Mit Wittgenstein's Verhaftung begann das Fundament zu wanken, auf dem das Gebäude der Wartenberg'schen Allmacht errichtet war. — Der Kronprinz

hatte mit Hilfe von zwei Brüdern v. Kameke [1]) bewirkt, daß dem schwachen Monarchen endlich die Augen darüber geöffnet wurden, wie verhaßt sein Günstling beim Volke sei. Dessenungeachtet liebte er denselben persönlich so sehr, daß Wartenberg's Feinde sich begnügen mußten, die Entfernung des Ministers von den Geschäften zu erlangen, obgleich man ihn gern mit derselben Grausamkeit behandelt hätte, wie einst seinen Vorgänger Dankelmann. — Wartenberg empfing die Andeutung, daß er seinen Abschied verlangen möge, und war klug genug, diesem Winke zu gehorchen. Persönlich sagte der König ihm unter vielen Thränen Lebewohl und beschenkte ihn noch zum Andenken mit einem kostbaren Ringe, den er vom Finger zog. Man gestattete ihm mit seiner Gemahlin sich zuerst auf seine Güter, und dann mit ihren viele Millionen betragenden Schätzen nach Frankfurt am Main zurückzuziehen, wo ihm eine jährliche Pension von 24,000 Thalern ausgezahlt wurde, welche nach seinem Tode auf die Gräfin übergehen sollte. Friedrich wollte ihn später zu sich zurück-

---

[1]) Mit dem Einen dieser Brüder pflegte der König nach Tische Schach zu spielen. Kameke verstand es, die Partie immer auf geschickte Weise zu verlieren, und den König, der auf sein Schachspiel eben so eitel war wie auf alles Andere, in die beste Laune zu versetzen. In solchen Augenblicken brachte er dann die Anschuldigungen gegen die Wartenberg'sche Partei zu den Ohren des Königs. So erzählt Pöllnitz.

rufen, wenn er seine Frau in Frankfurt zurückließe. Wartenberg lehnte das aber weislich ab, indem er von der Unsicherheit der Günstlingsstellung an sich und Anderen genugsame Erfahrung gemacht hatte, denn er selbst sowohl wie Wittgenstein und vor ihm Dankelmann, und außerdem eine große Anzahl von untergeordneten Personen hatten plötzlich ihre Stellen verloren und waren zum Theil in die Gefängnisse gewandert, ohne daß man eigentliche Verbrechen ihnen nachgewiesen hätte. Die gesammte Staatswirthschaft war ein so sehr von willkürlichen Launen und Einfällen abhängiges Getriebe, daß bei einer regelmäßig geführten Untersuchung gegen die einzelnen Glieder derselben Alle so ziemlich in gleichem Maße schuldig oder unschuldig befunden worden wären.

Wartenberg starb bereits fünfviertel Jahre nach seinem Sturze im März 1712, neunundsechszig Jahr alt, zu Frankfurt am Main. Der König ließ seine Leiche nach Berlin bringen und mit großer Feierlichkeit daselbst begraben. Von einem Fenster des Schlosses aus sah er weinend dem Zuge nach.

Die Gräfin begab sich nach Paris und führte daselbst ein ausschweifendes und anstößiges Leben. Später siedelte sie nach Holland über und starb 1734 im Haag.

Wittgenstein wurde nach halbjähriger Haft entlassen, mußte aber eine hohe Geldstrafe erlegen und

außer Landes gehen. Er endete sein Leben 1735 in kurpfälzischen Diensten.

Mit Wartenberg und Wittgenstein hatte als Dritter im Bunde der Graf Wartensleben, welcher 1702 in preußische Dienste trat und zum Feldmarschall, wirklichen geheimen Kriegsrath und Statthalter von Berlin ernannt wurde, sich in die Gunst des Königs und in die den Unterthanen abgepreßten Summen getheilt. Das Volk nannte diese Drei nur die drei großen Weh! Wartensleben blieb nach dem Fall der beiden andern zwar noch an der Spitze der Armee, verlor aber den Einfluß, den er auf die Staatsverwaltung gehabt hatte, und die Günstlingswirthschaft nahm ein Ende. Der Kronprinz gewann in den letzten Lebensjahren seines Vaters größeren Einfluß auf denselben und bemühte sich nicht ohne Erfolg, dem verschwenderischen Treiben bei Hofe einigermaßen Einhalt zu thun.

Wenn man bedenkt, daß Wartenberg und seine Helfershelfer das Land jahrelang so behandelten, wie ein gewissenloser Pächter den ihm anvertrauten Acker, den er entkräftet, um ohne Rücksicht auf den Ruin des Gutes für den Augenblick die größtmöglichste Ernte zu erzielen, so muß man erstaunen, noch hin und wieder von guten und nützlichen Einrichtungen zu hören, die auf verschiedenen Gebieten der Staatswirthschaft dennoch unter dieser Regierung entstehen konnten. Es ist das lediglich der Tüchtigkeit und dem gewissenhaften

Fleiße der Beamten zu danken, welche der große Kurfürst heranzubilden verstand, und die unter dem verwerflichen Regimente der Favoriten, an unscheinbarer Stelle still und besonnen auf dem Wege der Pflicht fortwandelten, unbeirrt von den Ränken und Schlechtigkeiten, die in den höheren Regionen an der Tagesordnung waren. Diese Männer, fast alle von bürgerlicher Herkunft, überließen dem Adel das Hofschranzenthum und die Palastintriguen, während ihnen das Bewußtsein genügte, nach besten Kräften für das Wohl des Landes zu arbeiten.

Als Repräsentant dieser hochachtbaren Klasse von Staatsdienern kann der Minister Ilgen genannt werden, welcher unter Wartenberg die auswärtigen Angelegenheiten und die Domainensachen mit so viel Fleiß und Einsicht bearbeitete, daß er zu den wenigen Beamten Friedrich's gehörte, welche dessen Sohn in seinen Diensten behielt. Von ihm und seinesgleichen wurden dann wieder eine Anzahl ehrenwerther und tüchtiger Arbeiter gebildet, als die Pflanzschule der preußischen Staatsdiener, welche in der Folgezeit die Verwaltung des Landes mit unvergleichlicher Treue und Gewissenhaftigkeit geführt haben, und auf die der preußische Staat noch heute mit gerechtem Stolze sein Vertrauen setzt.

Zweites Kapitel.

Die preußische Königskrone.

Wir gehen nunmehr zu der Angelegenheit über, welche den Kurfürsten während der ersten Hälfte seiner Regierung fast ausschließlich beschäftigte und seine Seele so ganz erfüllte, daß alles Andere dagegen in den Hintergrund trat. Er wollte die Königskrone auf sein Haupt setzen.

Man hat viel über die Beweggründe gestritten, welche dabei die herrschenden gewesen sind.

Einige Schriftsteller geben als Hauptveranlassung die Verletzung der Eitelkeit an, welche Friedrich erfuhr, als bei einer Zusammenkunft mit dem neuen Könige Wilhelm von England ihm neben dem Lehnsessel dieses Monarchen nur ein gewöhnlicher Stuhl gestellt wurde. Zwar habe er sich bei Gelegenheit des Gegenbesuches, den Wilhelm ihm abstattete, einige Genugthuung dadurch verschafft, daß auch er seinerseits sich nun eines Sessels mit ausgezeichnet schöner Lehne bediente, allein es sei dennoch in der Seele des Kurfürsten ein Stachel zurückgeblieben, der ihm keine Ruhe gelassen.

Ganz im Gegensatz zu so kleinlicher Herleitung verweisen Andere auf tiefgehende, politische Betrachtungen und auf die Vorahnungen künftiger Größe des hohenzollern'schen Hauses, welche von Kindheit auf bei

Friedrich erweckt worden, als die Poeten aus dem Namen seiner Geburtsstadt Königsberg prophezeiten, daß einst eine Königskrone den Lockenbau zieren sollte, mit dem er Haupt und Schulter zu umhüllen liebte [1]).

Noch Andere finden es sehr natürlich, daß zu einer Zeit, wo der Statthalter der Niederlande den Thron von England bestieg, wo der Kurfürst von Sachsen sich zum König von Polen erwählen ließ, in Schweden ein Prinz aus dem Wittelsbach'schen Hause regierte, und für Hannover durch das englische Thronfolgegesetz sich die Aussicht auf eine dreifache Königskrone eröffnete, es fast selbstverständlich war, daß auch der Sohn und Erbe des großen Kurfürsten keinem anderen deutschen Fürsten im Range nachstehen durfte.

Will man das Richtige treffen, so muß man hier, wie bei allen folgenschweren Thatsachen in der Geschichte, stets die persönlichen Beweggründe des Handelnden von den Erfolgen trennen, welche aus denselben hervorgegangen sind. Da wird man in Anbetracht von Friedrich's Charakter nicht irren, wenn man seine persönliche Eitelkeit für den Sporn erklärt, welcher ihn zu unermüdlicher Verfolgung seines Lieblingswunsches antrieb. Die Befriedigung, die es ihm gewähren mußte,

---

[1]) Nascitur in Regio Fridericus monte, quid istuc?
Praedicunt Musae, Rex Fridericus erit.
In Königsberg ist Friederich geboren,
Weil das Geschick zum König ihn erkoren.

künftig über Vielen zu stehen, die vormals seines Gleichen waren, und der Gedanke an die prachtvollen Festzüge, zu welchen eine Krönung Anlaß gab, reichten vollständig hin, um einen Geist auszufüllen, den Friedrich der Große mit den Worten kennzeichnet: Er war groß in Kleinigkeiten und klein in großen Dingen, — und ebenso wird man dem ferneren Ausspruch dieses großen Königs beistimmen, daß man stets irre geht, so oft man die Beweggründe zu den Handlungen eines Menschen anderswo sucht, als in dessen Leidenschaften und Neigungen. Wenn aber derselbe erlauchte Geschichtsschreiber hinzufügt, Friedrich habe die Krone für seine Nachfolger erworben, als wollte er ihnen zurufen: „Hier habt Ihr den Königstitel, macht Euch desselben würdig! Ich habe den Grundstein zu Eurer Größe gelegt, führt nun selbst das Gebäude auf!“ so ist eine solche Betrachtungsweise wohl seines großen Enkels würdig, aber nicht hervorgegangen aus dem beschränkten Geiste des ersten Königs von Preußen.

In welchem Augenblick Kurfürst Friedrich zuerst den Gedanken gefaßt hat, die Königswürde an sein Haus zu bringen, läßt sich nicht genau angeben. Wenn man indessen sich erinnert, wie er von Jugend auf für alles Glänzende und Prachtvolle das lebhafteste Interesse zeigte und schon als Knabe bei der Stiftung seines Ordens eine für ein so zartes Alter höchst wunderliche Befriedigung darin fand, sich mit weltlichem und

geistlichem Gepränge zu umgeben und die Formen desselben in gewissenhafter Pünktlichkeit zu beobachten, so wird der Wunsch nach Rangerhöhung in dem Kurprinzen sicherlich schon bei Lebzeiten seines Vaters in ihm erwacht sein, um so mehr als der Glanz, welchen die Waffenthaten und die politischen Erfolge des großen Kurfürsten um den Berliner Hof verbreiteten, gar wohl für einen mächtigen König angemessen schien.

Nach dem Antritt der eigenen Regierung war alsdann Friedrich von einer Schaar von Schmeichlern umgeben, welche ihm unablässig vorsagten, daß er berufen sei, die Großthaten des Vaters noch zu übertreffen und den Ruhm desselben zu überflügeln. Sie sangen das in ihren Versen und prägten es auf die Münzen zu seiner Ehre [1]). Allein die Selbstverblendung hatte bei dem eitlen Sohne des Helden dennoch nicht eine solche Höhe erreicht, daß er sich eingebildet hätte, durch seine Thaten im Felde und im Kabinette den großen Kurfürsten zu übertreffen, und indem er

---

[1]) Die Münze auf die Belagerung von Bonn ist oben erwähnt. Außerdem trägt z. B. die Nr. 49 bei Günther abgebildete die ovidischen Verse:

natique videns benefacta fatetur
esse suis majora et vinci gaudet ab illo.

Der Vater ist glücklich, sich durch des Sohnes Heldenthaten übertroffen zu sehen.

also auf ein anderes Mittel denken mußte, sich berühmt zu machen, bot sich die Erlangung der aus so vielen Gründen erwünschten Königskrone als ein Mittel dar, das kurfürstliche Haus auf eine von seinem Vater nicht erreichte Höhe zu erheben.

So kamen von allen Seiten innere und äußere Gründe zusammen, um für Preußen eine Rangstellung unter den europäischen Fürsten zu erwerben, welche es im Laufe der Zeit mit Nothwendigkeit einzunehmen berufen war, und dieser geschichtlichen Nothwendigkeit gegenüber erscheinen die äußeren Veranlassungen, welche das Eintreten des Ereignisses gerade in dem gegebenen Augenblicke bewirkten, sehr geringfügig.

Der Protestantismus konnte sich dem mächtigen, von jesuitischen Einflüssen geleiteten Oesterreich gegenüber nur behaupten, wenn ein kräftiger protestantischer Staat ebenbürtig neben die Habsburger trat, und Brandenburg war vorzüglich, ja ausschließlich zu solcher Stellung berufen, seitdem der Kurfürst von Sachsen die katholische Religion angenommen und das Haus Braunschweig den Schwerpunkt seiner Macht und seines Einflusses nach England verlegt hatte. Vielleicht wäre es für das preußische Volk und für das hohenzollern'sche Haus ehrenvoller gewesen, wenn vierzig Jahre später Friedrich der Große nach dem ersten schlesischen Kriege die Anerkennung seines Königstitels von Oesterreich als Friedensbedingung mit dem Schwerdte in der

Hand verlangt und erhalten hätte, als daß Kurfürst Friedrich III. durch lange fortgesponnene Intriguen und Bestechungen und durch größte Nachgiebigkeit gegen die Forderungen des Kaisers in die Lage kam, sich die heißersehnte Krone aufzusetzen; allein wir können uns damit begnügen, daß sein großer Enkel einer Welt von Feinden gegenüber bewiesen hat, wie Preußen durch eigene Kraft sich als Königreich zu behaupten vermag, um dereinst seine große geschichtliche Aufgabe zu erfüllen.

Die Schwierigkeiten, welche sich dem Ehrgeiz des Kurfürsten entgegenstellten, erforderten zunächst die größte Geheimhaltung der ganzen Angelegenheit, und in der That scheint außer dem Kurfürsten selbst, nur Dankelmann von den vorbereitenden Schritten gewußt zu haben. Die übrigen Mitglieder des geheimen Staatsraths waren so unbekannt mit den Absichten ihres Herrn, daß unter den albernen Anklagepunkten, welche man im Jahre 1698 zusammen suchte, um den Sturz des Ministers nachträglich zu rechtfertigen, sich auch der befand: Er habe den Kurfürsten bereden wollen, nach der Königswürde zu streben, „was doch eine pure Unmöglichkeit gewesen."

Der Kaiser und die Republik Polen hatten vor Allen gerechten Grund, sich dem Wunsche Friedrich's III. zu widersetzen, und auch die übrigen Staaten, namentlich die deutschen, folgten dem Antriebe der Eifersucht,

welche keinem anderen Staate irgend eine Macht- oder Rangerhöhung gönnen mag.

Polen hatte noch nicht den Verlust des Hoheitsverhältnisses verschmerzt, in welchem es früher zum Herzogthum Preußen gestanden, und die Art und Weise, wie der große Kurfürst die Souverainetät an sich gebracht, war in den Augen der Republik ein doppelter Verrath gegen Schweden und Polen. Auch blieb in dem vorbehaltenen Rückfallsrecht für den Aussterbefall des hohenzollern'schen Mannsstammes noch ein schwaches Band übrig, welches an den Zusammenhaug mit Preußen erinnerte, und an welches man gelegentlich auf eine oder die andere Weise anzuknüpfen hoffte. Die Polen hatten außerdem nicht vergessen, wie durch die Vermählung des Markgrafen Ludwig mit der Prinzessin Radzivil die Erbschaft dieser Dame dem Vaterlande entzogen worden, und nun kamen noch die alten Streitigkeiten über den Pfandbesitz von Elbing dazu. In Warschau war man, wie es scheint, bereits 1690 von den hochstrebenden Plänen des Kurfürsten unterrichtet und suchte denselben am österreichischen Hofe entgegenzuarbeiten. Desto eifriger bemühte man sich brandenburgischerseits um die Gunst des Kaisers, dessen Wünschen man auf jede Weise entgegenkam, wie denn die persönliche Theilnahme Friedrich's an dem rheinischen Feldzuge gegen Frankreich zum Theil auf diese Rechnung zu schreiben ist.

Man sollte glauben, daß der Kaiser durch keine noch so gewichtigen Dienste Brandenburgs sich bewegen lassen durfte, zu der Vergrößerung einer selbstständigen protestantischen Macht im Norden von Deutschland mitzuwirken, weil es ihm nicht entgehen konnte, daß der Baum der Freiheit und Unabhängigkeit, welcher in Preußen aufgegangen, seine Wurzeln gar bald in die Spalten und Klüfte des morschgewordenen deutschen Reiches hineintreiben und den alten Bau vollends zersprengen müßte. Allein auf der anderen Seite war es ebenso klar, daß dieser Bau einer gründlichen Ausbesserung und Wiederherstellung nicht mehr fähig war, und daß man bei dem vorherzusehenden Einsturz diejenige Maßregel ergreifen müßte, welche für die zurückbleibenden Bewohner das größte Maß von Schutz und Sicherheit gewährten.

Nach dem westphälischen Frieden hatten sich die deutschen Fürsten fast vollständig souverain gemacht, und durch das Recht, welches sie erhalten, mit fremden Staaten Bündnisse zu schließen und Kriege zu führen, wurden die Interessen der Einzelnen mehr und mehr dem Reiche entfremdet. Das Haus Oesterreich hatte sich schon längst fast allen Reichsverpflichtungen entzogen und die Last derselben auf die sogenannten Zahlkreise abgewälzt. Brandenburg benutzte seine preußische Souverainetät dazu, um durch Berufung auf dieselbe alles Dasjenige zu rechtfertigen, was ihm als Reichsstand

nicht gestattet wäre. Sachsen kam seit Erwerbung der polnischen Königskrone in eine ganz ähnliche Lage, und August der Starke trug zu der allgemeinen Verwirrung aller Rechtsverhältnisse nicht wenig dadurch bei, daß er, das Haupt der evangelischen Reichskörperschaft, aus persönlichem Ehrgeiz und aus politischen Rücksichten zum katholischen Bekenntnisse übertrat.

Aber auch ohne diese, von den größeren Fürsten herrührenden Störungen war an eine gedeihliche Entwickelung der deutschen Verhältnisse nicht zu denken. Der schleppende Gang der Reichstagsverhandlungen, die ungefüge Zusammensetzung des Reichstages aus vielen Hunderten von kleinen Souverainetäten, welche oft Monate lang durch die erbärmlichsten Etiquettefragen an jeder Verhandlung gehindert wurden, und deren Beschlüsse, wenn sie endlich zu Stande gekommen, zuletzt dennoch erfolglos blieben, endlich die zum allgemeinen Gespött gewordene Trägheit und Bestechlichkeit der Reichsgerichte machten eine eigentliche Regierung im Innern unmöglich, und viel jämmerlicher stand es noch um die Wehrkraft des Reiches nach außen. Ludwig des XIV. Raubkriege hatten zur Genüge gezeigt, wie schutzlos die Reichsstände fremder Willkür preis gegeben waren. Durfte der Feind doch mitten im Frieden das mächtigste Bollwerk der deutschen Grenze, die uralte Reichsfeste Straßburg, sich zueignen, ohne daß das Reich auch nur einen Versuch gemacht hätte,

ihm dieselbe wieder zu entreißen. Eine Reichsarmee gab es in Friedenszeiten überhaupt nicht, und nur im Falle des Krieges sollte dieselbe aus den Contingenten der einzelnen Fürsten zusammengesetzt werden. Das geschah denn fast immer in einer Art und Weise, welche nicht nur den Feinden, sondern den Deutschen selbst zum Gespött diente. Es fehlte an den ersten Bedingungen, welche das Zusammenwirken einer Armee möglich machten. Von Gleichartigkeit der Ausrüstung oder Uebereinstimmung des Calibers der Geschütze war keine Rede. Die kleinen Contingente erschienen in buntscheckiger Abenteuerlichkeit. Manche ritterschaftlichen Gebiete hatten gemeinschaftlich einen Offizier auszurüsten oder ein paar einzelne Soldaten zu stellen, und wenn endlich die Armee, gewöhnlich weit unter der ausgeschriebenen Zahl, versammelt war, so lähmte die Zwietracht der Befehlshaber und der Generale jede Wirksamkeit.

Oesterreich, Brandenburg und Sachsen waren es hauptsächlich, welche seit dem westphälischen Frieden einigermaßen erhebliche Truppenmassen auf die Beine bringen konnten. In den übrigen Ländern hing es von der persönlichen kriegerischen Neigung des jedesmaligen Regenten ab, in wie weit daselbst von Wehrhaftigkeit überhaupt die Rede sein konnte. Zuweilen traten auf diese Weise ganz kleine, selbst geistliche Fürsten, wie der Bischof von Münster, in die vordersten Rei-

hen, — aber Alles in Allem war die Kriegsverfassung des Reiches der Art, daß Deutschland durch dieselbe so gut wie wehrlos gemacht wurde. „Willst Du die Kriegsverfassung des Reiches kennen lernen, so lies mein Buch," sagt der alte Moser; „präsentirt sie sich darin von keiner vortheilhaften Seite', was kann ich dafür!"

So im Innern und nach außen gelähmt bewegte sich das einst so mächtige Reich zwar noch, dem Gesetze der Schwere folgend, auf dem alten Geleise weiter, aber die ungeordnete Masse entbehrte des organischen Zusammenhanges, und es nahte die Zeit, wo sie sich in Atome auflösen sollte, die dann, demselben Gesetz der Schwere folgend, sich an die größten der unversehrt gebliebenen Stücke anschließend, mit ihnen vereinigt neue, selbstständige Körper bildeten, deren Bahnen alsdann, eigenen Richtungen folgend, weit auseinander liefen.

Der große Riß durch die Einheit des Reiches nicht minder als durch die Einheit der Kirche war mit der Reformation geschehen, eine Ahnung hereinbrechenden Zerfalls erfüllte schon seit dem 16. Jahrhundert die Gemüther und sprach sich in unzähligen, theils wehmüthigen, theils zornig spöttischen Flugschriften aus. Der Zersetzungsprozeß ging langsam, aber stetig vorwärts. Von dem absterbenden Reichskörper bröckelten durch die Türken im Osten, durch die Franzosen im Westen und durch die Schweden im Norden einzelne

Theile los. Daß das Reich noch ein Mal als ein mächtiges Ganzes sich aufraffen werde, darauf hoffte Niemand im Ernste; denn dazu hätte es entweder einer vollständigen Versöhnung und Verschmelzung der religiösen Parteien oder der vollständigen Unterwerfung der einen unter die andere bedurft, was Beides gleich unmöglich war. Wenn also überhaupt noch ein Mal ein kräftiges Leben innerhalb Deutschlands erwachen sollte, so konnte es nur ein Doppelleben sein, sich entwickelnd von einem protestantischen und einem katholischen Schwerpunkte aus, in welchem Kraft genug vereinigt war, um die kleineren auseinanderstrebenden Gewalten wie Nebenplaneten in ihr System zu zwingen.

Daß der eine dieser bestimmenden Schwerpunkte in Brandenburg liege, war seit dem Auftreten des großen Kurfürsten nicht mehr zweifelhaft. Der Kaiser mußte wissen, daß er in den Hohenzollern einen ebenbürtigen Gegner des österreichischen Hauses groß zog, wenn er ihnen den Königstitel zuerkannte. Prinz Eugen war deshalb wohl berechtigt zu erklären, daß die Minister gehängt zu werden verdienten, welche den Kaiser für die preußischen Wünsche zu stimmen suchten, — allein das konnte den Lauf der Begebenheiten nicht aufhalten, und jene kaiserlichen Minister wurden eben so wenig gehängt, wie viele andere Minister vor und nach ihnen, die es noch mehr verdient hätten.

Welches der eigentliche Gang der in Wien geführten Unterhandlungen über die Anerkennung der preußischen Königskrone gewesen, das wird sich im Einzelnen erst dann übersehen lassen, wenn der Inhalt der aus zwanzig Foliobänden bestehenden Krönungsakten des Berliner Archivs nicht mehr geheim gehalten wird [1]).

Kurfürst Friedrich fand Anfangs bei seinen Planen im eigenen Lande mehr Widerspruch als Unterstützung. Seine Minister, mit Ausnahme von Wartenberg, waren gegen die Rangerhöhung eingenommen, nicht nur weil sie unübersteigliche Hindernisse auf Seiten von Oesterreich und Polen fürchteten, sondern auch, weil sie vorhersahen, wie die Verschwendung des Hofes, welche schon jetzt alles Maß überstieg, alsdann dem Lande Lasten aufbürden müßte, welche dasselbe zu tragen außer Stande wäre. Hatte doch der Kurfürst bereits in einem Jahre für goldene und silberne Tressen zu den Hoflivreen 42,000 Thaler ausgegeben!

Friedrich hörte die ihm gemachten Einwendungen sehr ungern und bemühte sich, dieselben in einem eigen=

---

1) Der bekannte Friedrich Nicolai erhielt durch den Minister Herzberg am Ende des vorigen Jahrhunderts Einsicht in diese Akten, um eine Krönungsgeschichte zu schreiben. Er getraute sich jedoch nicht, ein solches Werk zu unternehmen, und machte nicht einmal Auszüge aus den Akten, sondern theilte nur aus dem Gedächtnisse verschiedene Notizen mit, die sich im Novemberheft der Biester'schen Monatschrift von 1799 befinden. —

händig von ihm geschriebenen (wenn auch nicht verfaßten) Aufsatze zu widerlegen, in welchem er[1]) ruhigen und bescheidenen Tones auf die Vortheile hinwies, welche die Königswürde seinen Staaten bringen würde.

Man ging nunmehr eifrig an die Erreichung des gewünschten Zieles, und die brandenburgischen Gesandten in Wien wurden angewiesen, den Kaiser zur Einwilligung in die Rangerhöhung zu bewegen. Das war nicht so leicht, denn die österreichischen Minister erklärten, daß sie sich nicht getrauten das Verlangen des Kurfürsten bei der allerhöchsten Person des Kaisers auch nur zur Sprache zu bringen. Nun versuchte man es nach damals landesüblicher Weise mit Bestechungen und zwar in so großartigem Maßstabe, daß Pöllnitz von sechs Millionen spricht[2]), allein die Sache wollte dessenungeachtet nicht recht vorwärts gehen.

Die Katholiken, welche niemals eine Gelegenheit ungenützt lassen, wo mittelbar oder unmittelbar die Machtstellung ihrer Kirche mit in Frage kommt, scheinen sich von diesem Gesichtspunkte aus in die preußische Krönungssache mit eingemischt zu haben. Man versuchte den Kurfürsten davon zu überzeugen, daß der Papst eigentlich allein die Macht habe Könige zu ernennen,

---

1) Nicolai l. c. p. 344.

2) Der böhmische Hofkanzler Graf Kinsky soll die ihm angebotenen 200,000 Gulden geradezu ausgeschlagen haben.

und daß ohne päpstliche Anerkennung die Krone niemals in ihrem vollen Glanze strahlen könnte. Man glaubte seine Eitelkeit würde zur Erreichung eines solchen Zieles kein Mittel scheuen, und der Kurfürst könnte sich vielleicht ebensogut wie August der Starke bekehren lassen. Außerdem rechnete man auf seine Gemahlin, welche im Rufe stand über die confessionellen Streitigkeiten soweit erhaben zu sein, daß es ihr nicht darauf ankommen würde, um eines großen Zweckes willen das Bekenntniß zu wechseln, um so mehr als ihr gelehrter Freund und Rathgeber Leibnitz für eine Vereinigung aller Confessionen thätig war und sogar mit philosophischen Gründen die Vernünftigkeit vieler katholischen Hauptglaubenssätze nachzuweisen unternommen hatte.

Der Hauptagent dieser katholischen Partei war der dem sächsisch-polnischen Hofe sehr nahe stehende Jesuit Vota [1]), und eine von ihm ausgearbeitete Denkschrift verfolgt sehr geschickt zugleich noch ein anderes im polnischen Interesse liegendes Ziel, indem dem Kurfürsten vorgeschlagen wird, sich nicht König von Preußen, sondern König der Wenden zu nennen, weil die Polen sich

---

[1]) Nicolai l. c. 345. Stenzel p. 89. — Sein Einfluß auf den König von Polen war sehr groß, und fremde Fürsten, die in Warschau etwas durchsetzen wollten, wendeten sich an ihn. Ein merkwürdiger, von Leibnitz im Namen des Kurfürsten von Hannover abgefaßter Brief an ihn, bei Feder, Sophie von Hannover p. 247 zeigt, wie hoch man Vota's Gewalt über den König anschlug.

nie dazu verstehen würden, ihr Lehnsland Preußen nun gar als selbstständiges Königthum dieses Namens anzuerkennen. Auf solche Weise hoffte man zwischen Brandenburg und den Königen von Dänemark und Schweden, welche ebenfalls den Titel „Fürst der Wenden" führten, Eifersucht zu erregen, und in Folge dessen den Kurfürsten auf die polnische Seite zu ziehen. — Allein die Jesuiten hatten sich diesmal doppelt verrechnet, weil sie vergessen, daß die einzige starke Seite in dem sonst so schwachen Charakter Friedrich's III. sein unerschütterliches Festhalten an dem reformirten Glaubensbekenntnisse bildete, und daß ein Sohn des großen Kurfürsten, sei er dem Vater im Uebrigen auch noch so unähnlich, doch niemals um irgend eines weltlichen Vortheils willen bewogen werden könnte, katholisch zu werden. Ferner aber wollte der Kurfürst sich selbst aus eigener Machtvollkommenheit zum Könige machen und nur die Anerkennung des Kaisers erwerben, nicht aber sich die angestrebte Würde aus dritter Hand, sei es vom Papst oder vom Kaiser, übertragen lassen. Auch die vorgeschlagene Bezeichnung: König der Wenden hatte keinen Reiz, und die Verwickelungen, welche die Annahme dieses Titels zur Folge haben konnte, lagen zu klar am Tage.

Die Frage, ob der Beherrscher eines unabhängigen Landes das Recht habe, nach seinem Belieben sich einen höheren Titel beizulegen, wurde, sobald Friedrich's Ab-

sichten in weiteren Kreisen laut geworden, vielfach in weitläufigen Streitschriften behandelt [1]), und es ergab sich die ganz einfache und praktische Antwort, daß Alles darauf ankomme, ob der betreffende Fürst mächtig genug sei, von den übrigen Fürsten die Anerkennung seiner Ansprüche allenfalls mit Gewalt zu erzwingen. — Nun hatte der große Kurfürst bewiesen, welches Gewicht er durch seine Armee in die Schale der Partei zu werfen vermochte, auf deren Seite er hinübertrat, und die Machtstellung erschien als eine fast königliche, allein die Reichsstandschaft des brandenburgischen Kurfürsten machte des Kaisers Einwilligung dennoch zur unabweislichen Nothwendigkeit, und man mußte sich auf alle Weise bemühen dessen Zustimmung zu erhalten.

Dies gelang denn endlich nach jahrelangen, fruchtlosen Bemühungen durch einen jener seltsamen Zufälle, die gar oft bei großen entscheidenden Gelegenheiten mitspielen und scheinbar den Ausschlag geben, während in Wahrheit so kleinliche Dinge wohl zuweilen die äußere Veranlassung, niemals aber die wirkliche Ursache der Entscheidung abgeben können, gerade so wie es nicht der Eine Tropfen ist, der das Gefäß überlaufen macht, sondern die Menge der schon vorhandenen Flüssigkeit, mit welcher es bereits gefüllt war.

---

[1]) Es bildete sich darüber eine eigene kleine Literatur. Leibnitz hat in Auszügen das dahin Gehörige zusammengestellt und beurtheilt.

Der Zufall, der diesmal entscheidend wurde, bestand in Folgendem. Der brandenburgische Gesandte Graf Dankelmann, ein Bruder des Ministers, war durch die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen veranlaßt, seine Abberufung dringend zu wünschen. Er reiste deshalb nach Berlin und ließ den Legationsrath von Bartholdy zur Besorgung der Geschäfte zurück. Dieser gewann gar bald die Ueberzeugung, daß die Personen, an welche er wegen der Krönungsverhandlungen gewiesen war, nicht im Entferntesten den guten Willen hatten die Absichten des Kurfürsten zu fördern. Er schrieb deshalb mit Chiffern nach Berlin, daß der einzige noch übrige Weg zu sein scheine, wenn 24 (der Kurfürst) eigenhändig an 110 (den Kaiser) schreiben wollte. Die 110 war etwas undeutlich geschrieben und man las in Berlin 116, welche Zahl einen Pater Wolf bezeichnete, der früher Gesandtschaftsprediger bei der kaiserlichen Legation in Berlin gewesen war [1]). Wirklich schrieb der Kurfürst nun eigenhändig an diesen Jesuiten und bat ihn, durch seinen Einfluß den Kaiser günstig zu stimmen. — Das hatte eine überraschende Wirkung. Der ganze Jesuitenorden, welcher den Kaiser vollständig in Händen hatte, fand sich durch die Anerkennung seiner Macht geschmeichelt, und die Angelegenheit bekam plötzlich eine andere

---

[1]) Nicolai a. a. O. 338. Wolf war aus Westphalen und ein geborener Unterthan des Kurfürsten.

Wendung. Auch hatte jener Zufall sich in einem Zeitpunkt ereignet, der mit der schlauesten Berechnung nicht klüger hätte gewählt werden können. Der Tod des schwachen und kranken Königs Carl II. wurde täglich erwartet und mußte einen Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich zur Folge haben. Dadurch erhielt der Kurfürst von Brandenburg mit seinem wohlgerüsteten Heere eine doppelt große Bedeutung, und die Partei, welche den Beistand desselben zu gewinnen vermochte, hatte die größten Aussichten auf glücklichen Erfolg. Man rechnete darauf, daß Kurfürst Friedrich zu großen Opfern bereit sein würde, um endlich die Frucht zu pflücken, welche durch die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hatte, täglich größeren Reiz für ihn erhielt.

Am $\frac{\text{21. Oktbr.}}{\text{1. Novbr.}}$ 1700 starb König Carl II., der letzte der spanischen Habsburger, und schon am 6/16. November ward der preußische Kronenvertrag abgeschlossen, dessen Bedingungen nur zu deutlich beweisen, wie sehr der Wiener Hof bei diesen Unterhandlungen seinen Vortheil wahrzunehmen verstanden [1]). Denn der Kurfürst verspricht in demselben nicht nur, das zwischen dem

[1]) Dieser sogenannte Kronenvertrag ist u. a. abgedruckt in dem Urkundenbuche zum I. Bande von Förster's Höfen und Cabinetten. Daß Förster bei Herausgabe des Textes nicht als Entdecker auftreten wollte, beweist sein 1822 in Berlin erschienenes Handbuch der Pr. Geschichte, wo er Rausset's Supplemente zu Dumont citirt. — Stenzel thut ihm also hierin Unrecht.

Kaiser und dem großen Kurfürsten 1686 geschlossene Bündniß zu erneuern, sondern er verpflichtet sich auch, in allen Reichsangelegenheiten mit dem Hause Oesterreich zu gehen, seine Kurstimme bei künftigen Kaiserwahlen nur für dieses Haus abzugeben, und dahin zu wirken, daß dasselbe die Kurstimme für Böhmen, die so lange geruht, wieder ausüben dürfe. Bei dem wegen der spanischen Erbfolge bevorstehenden Kriege sollte er dem Kaiser 8000 Mann Hülfstruppen auf eigene Kosten ausrüsten und zur Besatzung der Reichsfestungen Kehl und Philippsburg je Eine Compagnie stellen, auch auf alle an Brandenburg früher nicht gezahlten Hilfsgelder verzichten. Ferner, was für den Kurfürsten wohl das Härteste war, verspricht derselbe, wegen Bedrückung der Protestanten durch fremde Fürsten, in seinem Lande keine Wiedervergeltung zu üben, wogegen der Kaiser die niemals ernst gemeinte und noch weniger erfüllte Versicherung gab, für Beilegung und Beseitigung der evangelischen Religionsbeschwerden nach den Bestimmungen des westphälischen Friedens zu sorgen. Auf Grund dieser Zugeständnisse ist der Kaiser bereit, dem Kurfürsten zur Erwerbung des königlichen Titels behülflich zu sein und demselben eine solche wohlverdiente Dignität beizulegen, und wenn der Kurfürst dieser erlangten Approbation zufolge sich wegen seines Herzogthums Preußen zum Könige ausrufen und krönen lassen werde, so wird der Kaiser auf erlassene Anzeige ihn in

und außerhalb des Reiches als König anerkennen, ehren und würdigen, und ihm alle Ehren erzeigen, welche andere europäischen Könige vom kaiserlichen Hofe empfangen, das Alles jedoch ohne Präjudiz für die Krone Polen und das Reich.

Den Polen zu Liebe mußte Friedrich davon abstehen sich König „von" Preußen zu nennen, weil Westpreußen einen Theil der Republik Polen bildete und man Anstoß daran nahm, daß der Titel des neuen Königs gewissermaßen einen Anspruch auf das gesammte Preußen andeutete. Man wählte deshalb die Bezeichnung König „in" Preußen, und Friedrich stellte noch einen besonderen Revers darüber aus, daß die königliche Würde die Rechte Polens nicht beeinträchtigen sollte. So waren nunmehr alle Hindernisse beseitigt, und die Krönung konnte vor sich gehen.

Ein solches Ereigniß wurde in ganz Europa als ein wichtiges und folgenschweres angesehen. Davon geben die damals erschienenen Staatsschriften und Abhandlungen Zeugniß. Namentlich waren die Protestanten erfreut, daß nunmehr ein König unter der Zahl ihrer Kurfürsten sein sollte, welcher den Schaden, den Sachsens Uebertritt zum Katholicismus dem evangelischen Reichskörper zugefügt, reichlich ersetzen konnte. Viel wichtiger noch erschien die Rangerhöhung natürlich dem Kurfürsten selbst, der denn vor allen Dingen beschloß, seine Krönung mit einer nie dagewesenen Pracht zu

begehen, obgleich es keine leichte Aufgabe für Friedrich war, sich nach dieser Richtung hin noch selbst zu übertreffen. Denn die am 31. Mai dieses selbigen Jahres 1700 vollzogene Vermählung seiner Tochter mit dem Erbprinzen von Kassel war mit einer Pracht und einer Verschwendung gefeiert worden, welche Alles was man bis dahin gesehen hatte, weit hinter sich zurückließ. Vier Millionen Thaler soll allein das Brautkleid mit dem Edelsteinbesatz gekostet haben. Fünfhundert verschiedene Gerichte wurden bei Einer Mahlzeit den hohen Herrschaften aufgetragen, während an sechs und achtzig anderen Tafeln die Würdenträger und der Hofstaat speisten. Die Schenktische seufzten unter der Last der goldenen und silbernen Gefäße, Alles strahlte in neuen kostbaren Gewändern. Münzen wurden geprägt und ausgetheilt, und wochenlang waren Aufzüge aller Art, Thierhetzen, Schauspiele, Feuerwerke, Ballets und Maskeraden in ununterbrochener Reihe auf einander gefolgt und hatten sich in den verschiedenen Lustschlössern zu Oranienburg, Rosenthal und Schönhausen wiederholt, bis eine von der Kurfürstin in ihrem neuerbauten Theater zu Charlottenburg veranstaltete italienische Opernaufführung den Beschluß machte. Aber selbst davon noch nicht gesättigt, begleitete der ganze Hof die abreisenden Neuvermählten nach Potsdam und veranstaltete daselbst eine sogenannte „Wirthschaft,“ wo die

Markgräfinnen Bäuerinnen vorstellten, und die ganze verkleidete Gesellschaft an einer Perspectivtafel [1]) speiste.

Solche und ähnliche kostbare Festlichkeiten hatten sich während der ganzen Regierungszeit Friedrich's in fast ununterbrochener Folge wiederholt, und der Quartband, in welchem der Königsberger Professor Günther das Leben und die Thaten dieses Fürsten beschrieben hat, besteht fast nur aus der Aufzählung der verschiedenen Gelegenheiten, bei denen der Hof seinen Luxus entfaltete. Es verstand sich von selbst, daß neben den Feierlichkeiten, welche man zur Verherrlichung der Königskrönung ersann, alle jene vorhergegangenen Schaustellungen wie etwas Gewöhnliches und Alltägliches erscheinen sollten.

Kaum hatte man in Berlin die Gewißheit erhalten, daß der Abschluß des Kronenvertrages gesichert wäre, so setzte man auch sofort Goldschmiede, Maler, Bildhauer, Schneider und Sticker zu Tausenden an die Arbeit. Couriere flogen nach Paris und Amsterdam, um Sammet und Seide, Edelsteine und Perlen, und besonders Perrücken zu ungeheuren Preisen herbeizuschaffen, „damit doch auch das Ausland an unserer Freude theilnehme.“ Mit dieser mehr als naiven Ausrede wollte man es

---

[1]) Günther 121. Was eine Perspectivtafel bedeute, wird in dem gleichzeitigen Berichte als bekannt vorausgesetzt.

entschuldigen, daß so enorme Summen Geldes außer Landes geschickt wurden, was nach damaligen Begriffen für die größte staatswirthschaftliche Sünde galt. Die Ungeduld des Kurfürsten, nun endlich die langersehnte Krone auf seinem Haupte zu sehen, war so groß, daß er schon den 17. December als den Termin zur Abreise nach Königsberg bestimmte, ohne auf die strenge Kälte und die grundlosen Wege Rücksicht zu nehmen.

Der Troß, welcher sich zu der Feierlichkeit fortbewegen sollte, war größer als vielleicht jemals irgend ein Zug zu nicht kriegerischen Zwecken sich über weite Landstrecken bewegt hat. Die Reiseordnung, so wie das ganze peinlich zu beobachtende Ceremoniell ordnete der neue König wesentlich selbst an, „denn in diesen Dingen war er groß!"

In vier Abtheilungen bewegte sich der Zug, der außer den vielen Hunderten mitgenommener königlicher Pferde noch 30,000 Vorspannpferde gebrauchte, um den endlosen Troß fortzuschaffen, eine Last die für den vorspannpflichtigen Bauernstand fast unerschwinglich war. Auf jeder Station mußten die königlichen Gemächer so eingerichtet werden, daß der Monarch überall in seinem Schlosse in Berlin zu sein glaubte. Schon nach zwölf Tagen traf der neue König mit seinem Kronprinzen in Königsberg ein und erwartete die einzelnen Abtheilungen des nacheilenden Gefolges. In der Krönungsstadt wurden die größten Vorbereitungen

mit solchem Eifer getroffen, daß man um die Mitte Januars damit zu Ende sein, und der Tag der eigentlichen Feierlichkeit auf den 18. desselben Monats angesetzt werden konnte. Man suchte so viel wie möglich das Ceremoniell der Frankfurter Kaiserkrönung bis in's Einzelnste nachzuahmen, und weil der neue König sich leider nicht von Kurfürsten bedienen lassen konnte, so wurden eine Menge oberer und oberster Hofämter ernannt, welche die Reichsinsignien tragen, die Speisen und das Waschbecken darreichen und Aehnliches verrichten sollten. Auch schuf man zur Verherrlichung des Krönungsgottesdienstes zwei evangelische Bischöfe, einen lutherischen und einen reformirten, die erst im folgenden Jahre ihre Würde als eine lebenslängliche erhielten.

Am 15. Januar ritten Herolde durch die Straßen und verkündeten unter Trompetenschall, daß die allweise Vorsehung den souverainen Herzog von Preußen zum Könige erhoben habe. Am 17. wurde der schwarze Adlerorden gestiftet, als Gegenstück zu dem weißen Adlerorden der Polen. Den Ordenswahlspruch suum cuique hatte Friedrich selbst erwählt[1]). Am 18. endlich konnte die Krönung von statten gehen.

Nachdem der König sich in seinem Schlafzimmer

---

[1]) Das Verzeichniß der ersten Ritter u. A. bei Buchholz IV. 241. und bei Vehse in dem betreffenden Bande.

den kostbaren Ornat vom Oberkämmerer Wartenberg hatte anlegen lassen, verfügte er sich in den Audienzsaal und setzte sich selbst die Krone auf, ergriff das mit einem unschätzbaren Rubin verzierte Scepter, ein Geschenk Peters des Großen, und schwang es mit der Hand, um anzudeuten, daß er seine Hoheit unabhängig von jeder fremden Macht besitze. Alsdann bewegte der Zug sich, unter Vortragung der Reichsinsignien, in die Gemächer der Königin, wo derselben von der Hand ihres Gemahls ebenfalls eine königliche Krone aufgesetzt wurde. Beide Majestäten ließen sich nunmehr unter dem Thronhimmel auf silbernen Armstühlen nieder und wurden zum ersten Mal von den Ständen nnd den Collegien mit einer tiefen Verneigung als König und Königin begrüßt. Unter dem Geläute aller Glocken begab sich der Zug auf einer Bahn von Scharlachtuch zur Kirche. Zehn Edelleute trugen den Baldachin über dem Haupte des Königs. Die ganze Procession steht uns in dem auf Sr. Majestät Befehl zur Verherrlichung des Ereignisses gestochenen Kupferwerk noch heut ziemlich lebhaft vor Augen. Daß der König daselbst als hochgewachsener, schlanker Jüngling abgebildet ist, entspricht ganz der, durch die Eitelkeit des Fürsten hervorgerufenen Höflingsschmeichelei. Auf dem hohen Lockenbau seiner Perücke sehen wir die Krone, mit den strahlendsten Diamanten geziert. Hunderttausend Thaler hatte die Agraffe gekostet, welche den

Purpurmantel zusammenhielt, und zehntausend Thaler kostete jeder Knopf an dem Scharlachrocke. In ähnlicher Pracht folgte die Königin, geführt von zwei Markgrafen, des Königs Stiefbrüdern, deren einer galanter Weise auf der Reise, trotz der Winterkälte, seine erlauchte Schwägerin vom Bocke herab kutschirt hatte, mit einem Staatsrocke, großer Perrücke und seidenen Strümpfen angethan.

An dem Portal der Schloßkirche wurden die Majestäten von den beiden neuernannten Bischöfen empfangen. Nach abgehaltener Liturgie salbten dieselben den König und die Königin an Hand und Haupt mit geweihtem Oele, wobei das Ceremoniell so eingerichtet war, daß daraus sich ergebe, wie der König seine neue Würde nicht etwa durch diese Salbung erlange, sondern daß er sie unmittelbar von Gott empfange. — Der König hatte, wie die Besser'sche Krönungsschrift besagt, zu erkennen gegeben, daß er einen ungesalbten König nur für einen gemeinen König halte.

Nach dem Gottesdienste wurde mit größter Pracht und Umständlichkeit das feierliche Krönungsmahl gehalten. Die höchsten Herrschaften speisten von goldenem Geschirr, wobei siebenundzwanzig Kammerjunker aufwarteten. Für den Pöbel war durch die Preisgebung des althergebrachten Krönungsochsen und des Springbrunnens gesorgt, der den rothen und weißen Wein spendete, bei dessen Genuß die Menge für den Augen=

blick vergaß, wie theuer sie diese Herrlichkeiten bezahlen mußte. Feuerwerke, Hetzjagden, allegorische Darstellungen aller Art, unter reichlicher Beimischung der übertriebensten Lobpreisungen, beschlossen die Festlichkeit. Auch eine Amnestie wurde verkündet, die sich aber nicht auf die Beleidiger göttlicher und weltlicher Majestät erstrecken sollte, und an welcher ausdrücklich Dankelmann nicht Theil haben sollte. — Erst am 8. März wurde der Rückzug angetreten, und der König traf am 6. Mai 1701 zu Berlin ein, wo die prachtvollsten Empfangsfeierlichkeiten wiederum seiner warteten. Die Provinzen gratulirten durch Abgeordnete und brachten eine ansehnliche „freiwillige" Kronensteuer dar, die man aber später jährlich von ihnen unfreiwillig von Neuem einforderte.

Wie viele Millionen diese Krönungsfeierlichkeiten verschlungen haben, ist niemals genau veröffentlicht worden. Ihre Wiederholung ist anderthalb Jahrhunderte lang unterblieben.

Die Anerkennung der neuen Königswürde erfolgte alsbald von Seiten des Kaisers, des Czaren Peter und der Könige von Polen, England und Dänemark. Schweden, Frankreich und Spanien hielten mit derselben zurück und Carl XII. erließ sogar eine in sehr starken Ausdrücken abgefaßte Erklärung dagegen, daß der Kaiser sich das Recht anmaße, so von der Faust weg Könige zu machen.

Förmlichen Protest erhob der deutsche Ordensmeister, dem sich die Kurfürsten von Bayern und Köln anschlossen. Ganz besonders aber eiferte der Papst gegen die Rangerhöhung des ketzerischen Fürsten, den er in seinen amtlichen Kundgebungen stets als den Markgrafen von Brandenburg bezeichnete, ein Unfug, dem erst nach dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm II. 1787 durch die kategorische Erklärung des Ministers Herzberg ein Ende gemacht wurde. —

Den polnischen Reichstag hatte Friedrich durch eine am 21. Februar 1701 ausgestellte Erklärung beschwichtigt, wonach die königliche Würde das Recht der Republik Polen nicht beeinträchtigen sollte [1]).

Daß Friedrich, nunmehr als König Friedrich der Erste, es sich vor allen Dingen angelegen sein ließ, die schon früher übermäßige Pracht seines Hofes noch höher zu treiben, versteht sich von selbst. Die Formen der Etiquette wurden auf's Genaueste geordnet, und der Zutritt zu der königlichen Person wurde für Jeden, der nicht zum Hofstaate gehörte, auf's Aeußerste erschwert, wodurch es für Wartenberg um so leichter wurde, seinem Herrn die Noth des Volkes zu verbergen.

Da der König außerordentliches Gewicht auf den Geburtsadel legte und verhüten wollte, daß sich kein ahnenloser Mensch unbefugter Weise in die Umgebung

---

1) Stenzel III. 110. hat die Belagstellen angeführt.

seiner Person einschleiche, so wurde 1706 ein Oberheroldsamt errichtet, bestehend aus einem Oberheroldsmeister (Marschall v. Bieberstein), fünf Oberheroldsräthen, einem Historiographen, einem Archivar, einem Protonotar und einem Wappenmaler nebst den nöthigen Unterbeamten, die jedoch nur kärglich besoldet und auf die eingehenden Sporteln angewiesen wurden. Doch gelangte diese Behörde zu keiner rechten Wirksamkeit und wurde nach dem Tode des Königs sofort beseitigt. Die Gesandtschaften, welche den Glanz ihres Herrschers in fremden Ländern zur Anschauung bringen sollten, kosteten im Jahr 1712 nicht weniger als 211,079 Thlr. 5 Gr. 3 Pf., wovon freilich die Hälfte allein auf die Utrechter Friedensambassade fällt.

In demselben Jahre bestand das Küchenpersonal des Königs aus 66 Personen, darunter ein Ortolanenfänger. Zu der Reisedienerschaft gehörte ein großes Corps von Paukern und Trompetern, die auf achtspännigen Wagen fortgeschafft wurden. Sogar ein Reisecantor fehlte nicht[1]). Nach demselben Maßstabe war alles

[1]) Der Kammerdiener, welcher das Rasiren besorgte, bekam 838 Thaler und Futter für vier Pferde. Er hatte noch zwei Hofbarbiere unter sich. Dieser Hofluxus war übrigens keineswegs ein dem preußischen Hofe eigenthümlicher. Nach Ludwig des XIV. Beispiel hatten alle kleineren Fürsten, gleich den Fröschen in der Fabel, angefangen sich aufzublasen, um so groß zu werden wie der französische Stier, sollten sie auch darüber zerplatzen. Den-

Uebrige eingerichtet [1]). Die Handwerker, welche für den Hof arbeiteten, waren meist Franzosen. Zu seinen Wasserfahrten bediente der König sich einer aus Venedig verschriebenen, kostbaren Gondel mit italienischen Ruderern oder einer holländischen Treckschuite, die von Holländern geführt wurde. —

Die Ordensritter, die Hofbedienten und die verschiedenen Leibgarden zu Roß und zu Fuß prangten in den kostbarsten Kleidungen, und als dies, wie es nicht anders sein konnte, die Nacheiferung des Publikums erweckte und ein unmäßiger Kleiderluxus bis in die untersten Stände drang, da suchte man die alte Luxus- und Kleiderordnung wieder hervor und gab dem Volke zu bedenken, die Ueppigkeit und Verschwendung in der Kleidung und bei Ausrichtung der Gastereien seien

---

noch hätte ein Hohenzoller, dessen Vorfahren und Nachkommen fast ohne Ausnahme gute Wirthe waren, sich nicht von dem bösen Beispiele fortreißen lassen sollen, das z. B. der kaiserliche Hof in Wien gab, wo die Zahl der Dienerschaft so groß war wie eine Armee, wo von den veruntreuten Lebensmitteln der Hofküche die ganze Stadt schmauste, 4000 Gulden z. B. jährlich für Petersilie in Ansatz kamen und 2 Faß Tokaier zum Einweichen des Brodtes für die Papageien der Kaiserin. Vehse, Oesterreich VI. Dieser Autor wird bei seinen mit so großem Fleiße gesammelten Notizen so lange Glauben verdienen, bis man ihm eine absichtliche Entstellung der Wahrheit nachgewiesen hat

[1]) Königs Berlin III. 311.

dermaßen hoch gestiegen, „daß man nicht allein des höchsten Gottes Zorn und Strafen nach denen in seinem heiligen Wort enthaltenen gerechten Bedrohungen zu befürchten gehabt, sondern auch die meisten Familien dadurch verarmen und ruinirt werden.“ Das waren allerdings keine bloßen Redensarten. So hatte die Königsberger Bürgerschaft bei der Einholung des Königs sich durch die Pracht ihrer Kleider tief in Schulden gestürzt. Ein Lieutenant von der Kneiphöfischen Bürgerkompagnie zahlte 1000 Dukaten für seinen und seines Pferdes Ausputz. Der König bedachte nicht, daß solchem Unfug nicht durch Edikte, sondern durch gutes Beispiel von oben herab entgegengewirkt werden muß. Allein Friedrich I. war völlig unwissend über das, was in seinem Lande vorging, und hörte nur, was Wartenberg für gut fand, ihm mitzutheilen. So ist es zu erklären, daß die Pracht der Feste und Lustbarkeiten am Berliner Hofe fast ihren Höhepunkt gerade in den Unglücksjahren 1708 und 1709 erreichte, wo ein kalter Winter und vollständiger Mißwachs in Preußen einen Hungertyphus erzeugt hatte, in Folge dessen mehr als 200,000 Menschen umkamen und in Königsberg allein 8127 Personen mehr starben als geboren wurden. In derselben Zeit waren die Könige von Polen und von Dänemark bei Friedrich I. zum Besuch und versahen Pathenstelle bei der eben geborenen Enkeltochter des Königs, der nachherigen Markgräfin Wilhelmine von

Baireuth. Ein Höfling, der in einem Gedichte die junge Prinzessin mit dem Jesuskinde, und die drei Könige mit den Weisen aus dem Morgenlande verglich, die gekommen wären, dasselbe anzubeten, erhielt für diese Abgeschmacktheit vom Könige 1000 Dukaten; und es war bei diesem selbigen Tauffeste, wo die Prinzessin von Holstein für 10,000 Thaler der Gräfin Wartenberg den Vortritt überließ, in Folge dessen dieselbe dann mit der Frau des holländischen Gesandten in's Handgemenge gerieth.

Das schreiende Mißverhältniß zwischen der Verschwendung des Hofes und dem Elend des Landes hatte einen solchen Höhepunkt erreicht, daß der Kronprinz, der seinen Ingrimm über die unordentliche Wirthschaft nicht länger in sich verschließen konnte, nunmehr mit den Gegnern des Premierministers in Verbindung trat und wie wir sahen, den Sturz desselben zu Wege brachte. Der König hegte aber eine so große persönliche Zuneigung zu Wartenberg, daß dieser nicht nur der Strafe entging, welche er durch seine unverantwortliche Wirthschaft in reichem Maße verdient hatte, sondern mit allen seinen Schätzen sich nach Frankfurt zurückziehen durfte. Friedrich regierte nun bis an sein Ende ohne eigentlichen Premierminister, so gut es gehen wollte, in der alten Weise fort.

Drittes Kapitel.

Politische Begebenheiten. Letzte Regierungsjahre Friedrich I.

Durch den mit dem Kaiser abgeschlossenen Kronvertrag hatte Friedrich auf die Freiheit seines politischen Handelns so gut wie Verzicht geleistet, indem er verpflichtet war, das Haus Oesterreich bei dessen Kriegen durch Hilfstruppen zu unterstützen, mit der einzigen Beschränkung, daß die preußischen Mannschaften nicht über's Meer und nicht in das Königreich Neapel geführt werden durften. Sofort nach erfolgter Krönung wurde diese Hilfe für den spanischen Erfolgekrieg in Anspruch genommen.

Damit hatte es folgende Bewandniß.

Durch den Tod des kinderlosen Carl II. von Spanien sollte der Mannesstamm der spanischen Habsburger erlöschen, und nach den alten Gesetzen des Landes trat alsdann die weibliche Erbfolge ein. Nun war Ludwig XIV. mit der älteren, Kaiser Leopold mit der jüngeren Schwester Carl's II. vermählt; doch beanspruchte der Kaiser für seine Nachkommenschaft den Vorzug, nicht nur weil Ludwig des XIV. Gemahlin ihrem Erbrechte feierlich entsagt hatte, sondern auch, weil er selbst der einzige männliche Nachkomme Johanna's

von Aragonien war, der Stammmutter der österreichischen sowohl als der spanischen Habsburger.

Da vorauszusehen war, daß die europäischen Mächte eine so gefährliche Anhäufung von Ländergebiet, wie durch die Vereinigung der gesammten spanischen Monarchie entweder mit Frankreich oder mit Oesterreich entstehen mußte, nicht ruhig geschehen lassen würden, so hatte Carl II. einen dritten Prätendenten, den Kurprinzen von Bayern, dessen Mutter die einzige Tochter der spanischen Gemahlin Kaiser Leopold's war, testamentarisch zum Erben seiner Reiche eingesetzt. Allein dieser Prinz starb, erst sechs Jahre alt, 1799 an den Pocken.

Nun bewirkte Ludwig XIV., daß sich bei Carl's II. Tode ein neues Testament vorfand, durch welches der Enkel des französischen Königs, Philipp von Anjou, zum Gesammterben eingesetzt worden war, und die französische Diplomatie zeigte sich den zögerndern Oesterreichern an Schnelligkeit und entschlossenem Handeln so überlegen, daß der junge Philipp bereits im April 1701 seinen Einzug in Madrid hielt und von sämmtlichen europäischen Mächten, mit Ausnahme Oesterreichs, als König anerkannt wurde. Allein Ludwig brachte diesen so klug und so schnell erreichten Erfolg selbst wieder in Gefahr durch seine Nachgiebigkeit gegen die Einflüsterungen der Geistlichkeit, die ihn bewog, nach dem Tode des vertriebenen katholischen Jakob II. von

England dessen Sohn, den Prätendenten, als rechtmäßigen König von Großbritannien anzuerkennen, wodurch er nicht nur den König Wilhelm, den Oranier, sondern auch das englische Volk und dessen Parlament zu heftigster Feindschaft gegen sich aufregte. Sehr bald kehrte sich das Verhältniß um; der Kaiser, welcher die Erbansprüche seines zweiten Sohnes Carl auf jede Weise durchsetzen wollte, erhielt fort und fort neue Verbündete, indem sich die Holländer an England anschlossen, und bald der eigene Schwiegervater des jungen spanischen Königs, Victor Amadeus von Savoyen, die französische Partei verließ, wie denn auch Portugal sich gegen Ludwig XIV. erklärte. Ein allgemeiner Kreuzzug schien gegen den greisen französischen König im Werke zu sein, und da die wider ihn verbündeten Heere von den beiden größten Feldherrn ihrer Zeit, dem Prinzen Eugen und dem Herzog von Marlborough, angeführt wurden, so gerieth Ludwig während dieses Krieges in solche Bedrängniß, daß er dringend um Frieden bat und die günstigsten Bedingungen, sogar vollständigen Verzicht auf die spanische Erbfolge anbot. Er würde sich vielleicht selbst dem schmählichen Verlangen der Verbündeten bequemt haben, seinen eigenen Enkel mit Gewalt aus Spanien zu vertreiben, wenn nicht durch zwei ganz unberechenbare Ereignisse die Lage der Dinge sich plötzlich geändert hätte. Im April 1710 wurde durch eine Hofintrigue in London der Herzog

von Marlborough gestürzt, und die Torypartei, welche den Frieden wünschte, kam an's Ruder. Fast gleichzeitig starb Kaiser Joseph I., der seinem Vater Leopold 1705 gefolgt war, kinderlos an den Blattern. Da nun sein Bruder Carl, welcher ihm als Carl VI. in der Kaiserwürde folgte, derselbe Erzherzog war, zu dessen Gunsten die österreichischen Ansprüche auf die spanische Krone durchgefochten werden sollten, so hätte derselbe in seiner Person gerade die Vereinigung der österreichischen und spanischen Macht verwirklicht, welche zu verhindern durch das Interesse aller übrigen Staaten geboten war. Unter diesen Umständen setzten die Engländer es durch, daß es zu Friedensunterhandlungen kam. Zu Utrecht wurden am 29. Januar 1712 die Conferenzen eröffnet, von denen sich jedoch der Kaiser sehr bald wieder zurückzog, weil er immer noch hoffte, durch Fortsetzung des Kampfes die spanische Gesammtmonarchie an sein Haus zu bringen.

Den Abschluß des Friedens erlebte König Friedrich I. nicht mehr und entging auf diese Weise der handgreiflichen Erfahrung, wie wenig die Vortheile, welche Preußen erlangen sollte, mit den gebrachten Opfern im Verhältniß standen, und wie unzweckmäßig die Theilnahme an diesem vierzehnjährigen, mit so vielem Blute und Golde bezahlten Kriege gewesen war. Denn während Ludwig XIV. es durchsetzte, daß sein Enkel im Besitze des Königreichs Spanien und der

außereuropäischen Länder desselben blieb, England die Anerkennung der protestantischen Thronfolge erreichte und sich bedeutende Besitzungen in Amerika abtreten ließ, während auch Portugal und Savoyen zu ihrer Zufriedenheit bedacht wurden, mußte Preußen sich mit der Anerkennung seiner Königswürde begnügen und das Fürstenthum Orange an Frankreich abtreten. Das Oberquartier von Geldern, welches ihm dafür gegeben wurde, ist nicht größer als heutzutage ein landräthlicher Kreis. Das Haus Oesterreich erhielt dagegen im Rastatter Frieden die spanischen Niederlande, Neapel, Mailand, Sardinien und Mantua, sowie die Häfen an der Küste von Toskana.

Das deutsche Reich, von seinem Kaiser bei diesen Friedensschlüssen im Stich gelassen, mußte nachher in Basel mit Ludwig XIV. sich abfinden, und konnte nicht einmal die Rücknahme der schmählichen Bestimmung des Ryswicker Friedens erlangen, durch welche so viele Hunderte von Ortschaften der Ausübung des evangelischen Gottesdienstes beraubt worden waren.

Von allen Theilnehmern an dem blutigen, unheilvollen Kriege hatte im Verhältniß zu seinem Ländergebiete und zu der Zahl seiner Staatsangehörigen keiner größere Opfer gebracht, als der neue König von Preußen, und doch konnte der Ausgang für ihn in keinem Falle vortheilhaft sein, gleichviel, ob der hartnäckige Kampf zur Vergrößerung Oesterreichs oder zur

Machterweiterung Frankreichs ausschlug. Beide waren natürliche Gegner des aufstrebenden, jüngsten Gliedes der großen europäischen Staatenfamilie, und Friedrich, da er einmal durch den Kronenvertrag zur Unterstützung des Kaisers verpflichtet war, hätte weise daran gethan und im Interesse seines erschöpften Landes gehandelt, wenn er sich streng auf das Maß seiner contractlichen Verpflichtungen beschränkt hätte; denn daß der Kaiser in diesem spanischen Erbfolgekriege keine nationaldeutschen, sondern lediglich habsburgische Haus- und Familienzwecke verfolgte, das hat der ganze Verlauf und das Ende bewiesen. Allein Friedrich's Haß gegen Ludwig XIV., auf dessen Pracht und Herrlichkeit er mit brennender Eifersucht stets seine Augen gerichtet hatte, ferner der Zauber, den der Name des deutschen Kaisers noch immer auf die deutschen Fürsten übte, nachdem seine Macht als Reichsoberhaupt in der That schon zu einem bloßen Schatten herabgesunken war, und endlich nicht an letzter Stelle der Wunsch, seinen erschöpften Kassen durch die Subsidiengelder aufzuhelfen, welche von den Verbündeten so gern für recht reichliche Lieferungen preußischer Soldaten gezahlt wurden, — das Alles bewirkte, daß der König während des ganzen Krieges statt der 8000 Mann, die er zu stellen verpflichtet war, meist 20,000 bis 30,000 im Felde hatte. Und wenn ihn ja einmal ein Gefühl davon überkam, wie nutzlos er für einen Krieg, der sein Land

Nichts anging, das Blut der Unterthanen auf allen Schlachtfeldern Europas vergießen ließ, oder wenn er ein anderes Mal aus irgend einem Etiquetten- oder sonstigen Eitelkeitsgrunde beleidigt, damit drohte, seine Truppen zurückzuziehen, so waren Eugen und Marlborough beide ebenso treffliche und geschickte diplomatische Unterhändler, wie sie Feldherren waren, und einer von ihnen erschien dann zu rechter Zeit am Berliner Hofe und wußte durch geschicktes Zureden oder auch wohl durch Zugeständniß irgend einer nichtssagenden Förmlichkeit für des Königs Gesandten in London oder in Wien die Mißstimmung des schwachen Monarchen zu beseitigen, und die Menschenlieferungen hatten ihren Fortgang.

Die entvölkerten preußischen Provinzen litten entsetzlich durch die stets wachsenden Aushebungen um so mehr, als das eigentliche stehende Heer im Dienste des Kaisers in fernen Ländern focht, und deshalb für die heimischen, durch den gleichzeitig wüthenden nordischen Krieg bedrohten Grenzen noch ein besonderer militärischer Schutz beschafft werden mußte. Eine Art von Landwehr, 10,000 Mann stark, wurde zu dem Ende auf die Beine gebracht; allein die Noth an waffenfähigen Leuten war so groß, daß man zu den härtesten Maßregeln greifen mußte, um die Zahl zu erfüllen. In Preußen z. B. wurde jedem Schäfer, der zwei Knechte hatte, einer davon weggenommen, und jeder Müller,

jeder Erb-, Lehn- und Freischulze, so wie jeder Brauer mußte einen Mann stellen. In den Städten hatten zehn, auf dem Lande je drei Handwerksmeister einen Rekruten zu beschaffen. Jeder Mann zwischen 18 und 40 Jahren konnte ausgehoben werden und mußte fünf Jahre dienen. Zum Einüben dieser Landesmiliz hatte man die Sonntagsnachmittage bestimmt, was bei der Geistlichkeit mit Recht großen Anstoß erregte. Damals zuerst bekam das ganze preußische Land das Ansehen eines großen Exercierplatzes, welches ihm seitdem mehr oder weniger stets geblieben ist. Aber der Widerwille der Bevölkerung gegen die auswärtigen Kriegsdienste sowohl als gegen diese sonntäglichen, unter roher Behandlung vorgenommenen Uebungen wurde so allgemein, daß man die Strafgesetze gegen Ausreißer von Jahr zu Jahr verschärfen mußte. Das Ohren- und Nasenabschneiden, welches bis zum Regierungsantritt Friedrich des Großen mehr als einmal wirklich angewendet wurde, kam damals zuerst auf [1]). Standen aber die Regimenter erst wirklich dem Feinde gegenüber, dann war der kriegerische Geist der Brandenburger stärker als ihr Abscheu vor dem Corporalstock, und in allen Schlachten, wo die preußischen Truppen mitkämpften, diesseits wie jenseits der Alpen, erwarben sie

[1]) Bei seinem Regierungsantritt mußte Friedrich II. noch einen solchen Verstümmelten zur Versorgung an ein Kloster überweisen.

sich den höchsten Ruhm der Tapferkeit. Herzog Leopold von Dessau, beim Beginn des Krieges erst fünfundzwanzig Jahre alt, erregte schon damals bei den englischen sowohl als bei den kaiserlichen Feldherren die größte Bewunderung durch das seltsame Gemisch von Eigenschaften, die sein unvergleichliches militärisches Talent bekundeten. Tollkühner Muth und Todesverachtung waren bei ihm mit größter strategischer Vorsicht und Besonnenheit gepaart. Durch die maschinenmäßige Gleichförmigkeit des Trittes und der Handgriffe, welche er zuerst gewissermaßen erfunden hat, wurden unter seiner Leitung die preußischen Truppen für alle anderen Armeen ein mustergiltiges Vorbild. Der Feind, welcher die festgeschlossenen Regimenter wie zur Parade gegen sich anrücken sah, während der junge General unter dem Pfeifen der Kanonenkugeln mit größter Ruhe: Linken, Rechten! Linken, Rechten! commandirte, war durch das Erstaunen über so unerhörte Kaltblütigkeit schon halb besiegt, und Leopold behandelte seinen Truppenkörper in der That auch nur wie eine Angriffsmaschine. Der einzelne Mann galt ihm Nichts, und die Tausende der Tapferen, welche, die Ersten im Kampfe und die Letzten beim Rückzuge, mit ihren Leibern die Schlachtfelder in den Niederlanden und in Italien bedeckten, thaten in seinen Augen Nichts als ihre Schuldigkeit; ungerührt sah er die Wellen

des Stromes von ihrem Blute sich färben[1]). Ihre Leichen erfüllten die Gräben der von ihnen erstürmten niederländischen Festungen, und unter den 30,000 Verbündeten, welche bei Malplaquet ihren Tod fanden, wurde eine große Zahl tapferer Brandenburger unter den Augen ihres Kronprinzen Friedrich Wilhelm für eine Sache geopfert, die sie weder kannten noch begriffen. Von den Ueberlebenden endlich, wie viele kamen verstümmelt und schwer verwundet in die Heimath zurück! Da entstanden denn in Preußen die ersten Versuche zu einer Versorgung der Invaliden, für welche der König, dessen an sich weiches Gemüth durch den unmittelbaren Anblick fremden Leidens lebhaft ergriffen ward, die Einkünfte des Amtes Chorin anwies. Allerdings hielten seine Umgebungen den schwachen Monarchen, wie in allen Dingen so auch hier, über die große Ausdehnung des Uebels in tiefer Unwissenheit, und man bildete aus den unglücklichen Soldaten Compagnien, die man in entlegene, kleine Städte einquartierte, wo der Anblick der zerschossenen, arm- und beinlosen Leute das Auge des Herrschers nicht unangenehm berühren konnte. Für die Residenz schickten sich besser die prachtvollen Siegesfeierlichkeiten und die Medaillen, die er zur Verherrlichung

[1]) In der Schlacht bei Cassano (16. August 1705) soll der Ritorto in der That blutroth gefärbt worden sein.

derselben prägen ließ. Der neuen Akademie der Wissenschaften, deren Sitzungslokal um diese Zeit (1711 den 19. Januar) fertig wurde, stellte der Poet Neukirch zur Aufgabe, daß die chemische Abtheilung den Stein der Weisen suchen sollte, durch welchen Friedrich's Tage verlängert werden könnten; die historische Section möchte ergründen, ob jemals in der Geschichte ein Held so viel als dieser Held gethan; und die Erforschung der Sprachen könnte man am schönsten anwenden, um in jeder Sprache Friedrich's wahres Lob zu singen [1])!

Das stimmt allerdings wenig mit dem Jammer des Landes überein, welches durch Krieg, Pest und Theuerung und durch die Verschwendung des Hofes von Tag zu Tage mehr entvölkert wurde und verarmte. Allein wie verderblich auch für das Gedeihen des Staates und seiner Finanzen die Theilnahme Friedrich's an diesem Erbfolgekriege war, und wie wenig das Ländchen, welches seinem Nachfolger im Utrechter Frieden überwiesen wurde, mit dem Aufwande an Gold und Menschenblut im Verhältniß stand, so hat dennoch hier, wie im ganzen Laufe der Geschichte unseres Volkes, der Genius Preußens auch diese Verirrung einer falschen Politik zuletzt zum Heile des Ganzen ausschlagen lassen. Aus jenen Schlachten gingen ein tapferes Heer und eine große Zahl von kampfgeübten Offizieren hervor, welche in den folgenden fünfundzwanzig Jah-

1) Günther p. 427.

ren unter Leitung ihres Soldatenkönigs die Macht heranbilden konnten, mit welcher Friedrich II. alsdann seine Großthaten verrichten und den preußischen Namen für alle Zeiten als einen in der gesammten Welt hochgeachteten hinstellen sollte.

Solche Erfolge konnte Friedrich I. allerdings nicht voraussehen, und sind ihm dieselben deshalb auch persönlich in keiner Weise anzurechnen. Dagegen verdient es Anerkennung, daß der König wohl begriff, wie es ihm zum Verderben gereicht hätte, wenn er sich in der Zeit, wo seine Regimenter fern von der Heimath für fremde Interessen kämpften, noch gleichzeitig in die Verwickelungen gemischt hätte, welche sich an den Grenzen seiner pommerschen und preußischen Provinzen zusammenzogen.

Hier hatte mit dem Anfang des neuen Jahrhunderts, durch die Thronveränderung in Schweden hervorgerufen, der nordische Krieg begonnen. Als nämlich 1697 König Carl XI. verstarb und seinen fünfzehnjährigen Erben unter großmütterlicher Vormundschaft zurückließ, da glaubten Dänemark, Polen und Rußland die Zeit gekommen, um den Schweden alle die Eroberungen aus den Händen zu winden, welche das kleine und doch so gewaltige Kriegsvolk unter Gustav Adolph und Carl X. mit wunderbarer Kühnheit an sich gerissen hatte. Es kam ein Bündniß zwischen Peter dem Großen, den Königen Friedrich IV.

von Dänemark und August dem Starken von Polen zu Stande, welches dem schwedischen Reichsrathe so großen Schrecken einflößte, daß man schon an Nachgiebigkeit dachte und sich auf Unterhandlungen einlassen wollte. Da erhob sich plötzlich der junge König Carl XII., der sich noch vor vollendetem sechszehnten Jahre hatte mündig sprechen lassen, und erklärte mit einer bisher nur von Wenigen geahnten Kühnheit und Selbstständigkeit, daß er keiner Gewalt zu weichen gedenke, sondern entschlossen sei, den Glanz des schwedischen Namens auch den mächtigsten Feinden gegenüber aufrecht zu erhalten. Und seinen Worten folgten die Thaten. Ohne den Verbündeten zu ihrer Vereinigung Zeit zu lassen, überraschte er mit unaufhaltsamer Schnelligkeit Einen nach dem Andern auf dessen eigenem Gebiete. Zuerst an den dänischen Küsten landend, zwang er nach wenigen Monaten schon den König zu dem Travendahler Frieden (18. August 1700) und eilte sofort den Russen entgegen. Am 30. November 1700 kam es bei Narwa, am finnischen Meerbusen, zur entscheidenden Schlacht. Mit seinen achttausend Schweden griff Carl mitten im Schneegestöber den zehnmal stärkeren Feind an und vernichtete das russische Heer [1]), um sich nun mit größter

[1]) Peter äußerte sich über diese Niederlage in wahrhaft großartiger Weise: „Ich weiß," sagte er, „daß die Schweden uns noch öfter schlagen werden, aber endlich werden sie uns auch siegen lehren!" Und so geschah es.

Leidenschaftlichkeit gegen den ihm besonders verhaßten August den Starken zu wenden. Es ist bekannt, wie es Carl dem Zwölften gelang, denselben zu verjagen und an seine Stelle den Woiwoden Stanislaus Lesczinsky wählen zu lassen, und wie er dann den Kurfürsten in dessen sächsischen Erblanden zum Abschluß des Altranstädter Friedens zwang (24. Septbr. 1706), durch welchen August auf die polnische Krone Verzicht leisten und Stanislaus als König anerkennen mußte.

Carl hatte auf seinem Marsche nach Sachsen ohne Weiteres die schlesischen Provinzen des Kaisers durchzogen und den dortigen Protestanten, die ihn wie einen Erlöser begrüßten und um Abstellung des Religionszwanges anflehten, seinen Beistand zugesagt; und so sehr fürchtete der, mit dem Erbfolgekriege vollauf beschäftigte Kaiser, es könnte Carl durch Widerstand gereizt sich mit den Franzosen gegen ihn verbinden, daß Joseph I. in das schwedische Hauptquartier nach Altranstädt eine Gesandtschaft abgehen ließ, und gegen das Versprechen beiderseitiger Neutralität, die auf die Religionsfreiheit der Schlesier abzielenden Forderungen des Schwedenkönigs bereitwilligst durch eine Convention zugestand, um so mehr, als Carl gedroht hatte, im Weigerungsfalle auf seinem Rückmarsche so lange in Schlesien zu bleiben, bis seinen Forderungen für die Evangelischen daselbst vollständig Genüge geschehen wäre. Diese protestantischen Interessen bildeten einen

sehr glücklichen Anknüpfungspunkt zwischen Schweden und Preußen. Unter Marlboroughs Vermittelung kam ein Vertrag zu Stande, nach dessen Wortlaute Preußen und Schweden einander gegenseitig ihren Länderbesitz garantirten und sich zu gemeinschaftlichem Schutze der von katholischen Fürsten bedrückten Protestanten verbanden, auch dafür zu sorgen versprachen, daß bei einem künftigen Friedensschluß mit Frankreich nun endlich die den Protestanten so verderblichen Clauseln des Ryswicker Friedens beseitigt würden und die Bestimmungen des westphälischen Friedens überall zur Geltung kämen. Dagegen verstand sich Friedrich der Erste nun auch dazu, den König Stanislaus anzuerkennen, was er bisher verweigert hatte.

So war die Gefahr glücklich beseitigt, daß Preußen in Wechselfälle des nordischen Krieges mit hineingezogen würde, und Marlborough [1]) hatte es wohl verdient, daß Friedrich ihm den Dank für seine Vermittelung in Form eines Ringes von 1000 Pfund Sterling Werth abstattete.

Der Haß des Königs gegen Ludwig XIV. und sein Eifer für das protestantische Glaubensbekenntniß bewirkten, daß ihm dies Abkommen mit Schweden ganz

[1]) Natürlich handelte der Herzog hauptsächlich im englischen Interesse, wenn er dafür sorgte, daß Preußen nicht in die Lage käme, einen Theil seiner Truppen zu eigener Vertheidigung von dem Heere der Verbündeten zu entfernen.

besonders erfreulich war, und wie sehr auch die Könige von Polen und Dänemark bei Gelegenheit jener oben erwähnten Festlichkeiten in Berlin es versuchten, ihn in ihr Bündniß hinüberzuziehen, und wie dringend der Czar Peter bei einer Zusammenkunft in Marienwerder 1709 den gleichen Versuch wiederholte, — Friedrich blieb fest bei seinem Entschlusse und erreichte dadurch, daß seine Länder nicht zum Kriegsschauplatz wurden, und daß jeder der einander bekämpfenden Gegner, welchen gar viel daran gelegen war, daß die bewährte preußische Kriegsmacht sich nicht mit dem Feinde verbinde, Alles vermied, was zu einem Bruche führen konnte. Wenn es sich in einzelnen Fällen nicht verhindern ließ, daß eine Abtheilung des schwedischen oder der verbündeten Heere die preußische Grenze überschritt, so hielten sie mit großer Strenge darauf, daß die Bewohner keinen Schaden litten und ihre Leistungen baar bezahlt wurden.

Den Abschluß der russisch-schwedischen Kämpfe erlebte Friedrich ebensowenig wie den des Utrechter Friedenscongresses, welchen er durch eine überaus glänzende Gesandtschaft beschickt hatte; wohl aber fiel in seine Regierungszeit noch der wunderbare Glückswechsel, welcher dem abenteuerlichen, jungen Schwedenkönige vorbehalten war.

Czar Peter hatte die ihm bei Narva ertheilte empfindliche Lektion sich so gut zu Nutze gemacht, daß

es ihm gelang, am 29. Juni 1709 in der blutigen Schlacht von Pultawa die schwedische Armee fast vollständig zu vernichten und den König Carl zu verzweifelter Flucht zu nöthigen. Mit gewohntem Starrsinn vergeudete dieser alsdann Zeit und Kräfte, um den türkischen Sultan zum Kriege gegen Rußland aufzustacheln.

Der vertriebene Polenkönig August kehrte nunmehr in sein Reich zurück und beschäftigte sich seitdem mit dem Plane, die Krone in seiner Familie erblich zu machen. Rußland war bereit, ihn dabei zu unterstützen, und man wollte auch den König von Preußen [1]) in diese Angelegenheit verwickeln, indem man einen Theilungsplan entwarf, kraft dessen Friedrich das polnische Preußen und Samogitien erhalten sollte, während dem Czaren schwedisch Lievland und ein Theil von Litthauen bestimmt wurde.

Um die Einwilligung der polnischen Magnaten zu diesem Plane zu erlangen, wurde vorgeschlagen, man solle ihnen nicht gestatten, sich zu versammeln, sondern ihre Stimmen einzeln einfordern und die bejahenden belohnen, die opponirenden aber als Aufrührer behandeln [2]).

---

[1]) Die uns fremdartig klingende Bezeichnung König in Preußen ist hier und im Vorhergehenden und Folgenden absichtlich nicht gebraucht worden.

[2]) Das ist also nichts Neues!

Friedrich war zwar im ersten Augenblick voller Freuden über eine solche Gelegenheit, die sich zur Vergrößerung seiner Macht darbot, allein nachdem er die Vortheile mit den daraus entspringenden Gefahren reiflich abgewogen hatte, fand er es doch gerathener, sich auf den vorgeschlagenen Plan ebensowenig einzulassen, als auf einen anderen Antrag, welcher dahin ging, daß er zur Theilung der deutschen Besitzungen Schwedens mitwirken und dafür Stettin und Elbing erhalten sollte. Der König legte vielmehr den in Pommern eingefallenen Russen und Dänen durch Verweigerung des Durchzuges und jeder sonstigen Unterstützung möglichst viele Hindernisse in den Weg, so daß die Verbündeten auch keinen sonderlichen Erfolg erzielten. Dem Czaren war mit Recht unendlich viel daran gelegen, sich irgendwo an der Ostsee festzusetzen und in Deutschland festen Fuß zu fassen. Er begab sich deshalb 1712 von Carlsbad, wo er die Kur gebraucht hatte, persönlich nach Berlin, um dem Könige seine Pläne annehmbar zu machen. In seiner originellen Weise traf er incognito mit einem schlechten Wagen ein und sagte den ihn am Thor erwartenden Markgrafen, der Czar käme in zwei Stunden nach. Er stieg bei seinem Gesandten ab und erschien ganz unerwartet zu Fuß auf dem Schlosse.

Seine persönlichen Unterhandlungen mit dem Könige hatten keinen Erfolg, weil Friedrich ohnehin die wachsende Macht der Russen mit gerechter Unruhe

betrachtete, und um die Neutralität von Pommern zu sichern, sich am liebsten mit Carl XII. und August von Polen gegen die Vergrößerungspläne des Czaren verbündet hätte. Der Schwedenkönig lehnte aber, aus Haß gegen August den Starken, alle dahin zielenden Vorschläge ab, und der Gesandte, welchen Friedrich nach Bender, dem freiwilligen Verbannungsorte Carl's, abgeschickt hatte, kehrte unverrichteter Sache zurück.

So wurde Preußen vor der Gefahr behütet, in einen Krieg verwickelt zu werden, dessen Ende nicht abzusehen war. Dem Frieden nach Außen entsprachen aber keineswegs die Verhältnisse am Hofe und in der Familie des Königs. Das Berliner Schloß blieb der Tummelplatz für fortwährende Intriguen und Cabalen. Das Schauspiel von plötzlichen Erhebungen und ebenso plötzlichem Sturze der schnell emporgestiegenen Räthe und Günstlinge wiederholte sich ohne Ende. Wartenberg lieh einem Jeden sein Ohr, der irgend ein viel versprechendes Project vorbrachte, durch welches dem Hofe Geld geschafft werden sollte, und strafte seine eigene Leichtgläubigkeit und Unwissenheit grausam an denen, die alsdann nicht leisten konnten, was von vorn herein jeder Einsichtige als unausführbar erkannt hätte. Luben, welcher das unglückliche Project auf's Tapet brachte, die sämmtlichen Domainen zu vererbpachten, wurde mit Adel, Titeln und Würden überhäuft; sobald sich aber herausstellte, daß der augenblickliche Gewinn, den

der Erbpachtsschilling und der unkluge Verkauf der Inventarienstücke abwarf, sehr schnell versiegt war und die ganze Maßregel so ziemlich dem Abschlachten der Hühner glich, welche die goldenen Eier gelegt hatten, da wurde der unglückliche Projectenmacher schmählich entlassen und in's Gefängniß geworfen. Nicht besser erging es dem Geheimenrath und Requetenmeister Hamrath, der ebenfalls seinen kurzen Glanz am Hofe bald darauf mit lebenslänglicher Gefängnißstrafe zu büßen hatte. Es stürzte, wie Moser in seinen patriotischen Archiven sagt [1]), an diesem von Weibern und Favoriten geleiteten Hofe immer Einer den Andern, und Spandau ward von Staatsgefangenen selten leer.

Schlimmer als diese unter dem Personal der Staatsdiener sich stets wiederholenden Vorgänge gestalteten sich aber die Zustände in des Königs eigener Familie.

Der Kronprinz Friedrich Wilhelm war seit 1706 mit der Prinzessin Sophie Dorothea von Hannover vermählt. Die beiden ersten Söhne des jungen Paares starben nicht lange nach der Geburt, wahrscheinlich in Folge des Ceremoniells, welches Friedrich für die Feier dieser Familienereignisse angeordnet hatte. Der ältere der beiden Prinzen soll durch das gewaltige Schießen, welches der Hauptstadt die Entbindung der Kronprinzessin verkündete, in tödtliche Krämpfe verfallen sein, und der zarte Kopf des jüngeren wurde

[1]) Bei König p. 186.

durch eine kleine massive Krone gefährlich gedrückt, welche man dem Kinde bei der Taufhandlung aufgesetzt hatte. Die Hofschranzen überredeten nun den schwachen König, daß seine Schwiegertochter nach dem Ausspruch der Aerzte überhaupt kein lebensfähiges Kind ferner zur Welt bringen werde, weshalb Friedrich I., welcher außer dem Kronprinzen keinen Sohn hatte, das Erlöschen seines Mannsstammes fürchtend, sich entschloß, trotz seiner hinfälligen Körperbeschaffenheit, zu einer dritten Ehe zu schreiten. Es war anfänglich eine Prinzessin von Nassau in Aussicht genommen, doch kam diese Partie nicht zu Stande, weil die Mutter der Braut sich weigerte, bei der Vermählung die Schleppe ihrer Tochter zu tragen, was der König ausdrücklich verlangt hatte. Nun fiel die Wahl auf die junge Prinzessin Louise Sophie von Mecklenburg-Schwerin, mit welcher am 28. Novbr. 1708 das Beilager vollzogen wurde. Der König empfand aber trotz der Pracht und Herrlichkeit, welche er bei dieser Gelegenheit wieder einmal so recht nach seinem Herzen entfalten konnte, doch bereits große Reue über seinen Entschluß, weil er noch vor der Trauung erfahren hatte, daß die Kronprinzessin Hoffnung habe, bereits in wenigen Monaten einem Stammhalter der Hohenzollern das Leben zu geben. Zu spät sah er ein, wie er hintergangen worden. Auch war diese dritte Ehe eine sehr

unglückliche. Die neue Königin konnte den Zwang der steifen, ihr ungewohnten Hofetiquette nicht ertragen und lebte außerdem mit ihrem Gemahl in fortwährendem Streite über religiöse Dinge, weil sie eine ebenso eifrige Lutheranerin war, als Friedrich den reformirten Lehren anhing. Ferner gab es beständige Streitigkeiten mit der noch immer in allerhöchster Gunst stehenden Gräfin Wartenberg, und als endlich durch die Unverschämtheit dieses Weibes deren eigener Sturz und der ihres Gatten herbeigeführt worden, so vermißte Friedrich doch diesen Liebling nachher so schmerzlich, daß er dadurch gegen seine Gemahlin nur noch mehr eingenommen wurde, der er vorwarf, daß sie ihn der Gesellschaft seines geliebten Ministers beraubt und ihn in die Nothwendigkeit versetzt hatte, sich selbst einigermaßen um die Geschäfte zu bekümmern.

Die Königin verfiel bald immer tiefer in religiöse Grübeleien, welche sich unter dem Einfluß der Geistlichen, mit denen sie sich umgab, zu düsterer Schwermuth und allmählich zum Wahnsinn steigerten, so daß man sie in ihrem Zimmer eingeschlossen halten mußte.

Die letzte große Freude, welche der König noch erleben sollte, war die am 24. Januar 1712 erfolgte Geburt eines Enkelsohnes, der in der Taufe den Namen Friedrich erhielt, und den Mit- und Nachwelt später Friedrich den Großen genannt hat.

Der König ließ sich trotz der schlimmen Erfahrungen, welche er mit seinen beiden verstorbenen Enkelkindern gemacht hatte, doch nicht abhalten, auch diesen neugeborenen Prinzen dem weitläuftigsten Taufceremoniell zu unterwerfen und zwar bereits acht Tage nach dessen Geburt, damit die Taufe noch innerhalb des Krönungsmonats vor sich gehe. In einem diamantenbesetzten Kleide von Silberstück, dessen Schleppe sechs Gräfinnen trugen, brachte man das Kind in die hellerleuchtete Schloßkapelle. Die königliche Krone durfte auch diesmal nicht fehlen, doch war man endlich so klug geworden, dieselbe über dem Haupte des kleinen Prinzen auf dem Taufkissen festzunähen, statt sie ihm aufzusetzen, und das kostbare, junge Leben wurde so der Welt erhalten.

Wie anders hätten die Geschicke unseres Vaterlandes sich gestaltet, wenn statt Friedrich des Großen einer jener beiden kleinen Prinzen, welche dem Druck ihrer Taufceremonien erlagen, den preußischen Thron bestiegen hätte! und es ist zu verwundern, daß noch keiner der Geschichtsschreiber, welche Friedrich dem Ersten so manche, von ihm weder gewollte noch geahnte Folgen seiner Eitelkeiten und Schwächen zum Verdienste anrechnen, darauf verfallen ist, ihn auch dafür zu preisen, daß ohne seinen Geschmack für überladenes Hofceremoniell der größte König, den die neuere

Geschichte aufzuweisen hat, niemals zur Regierung gelangt wäre.

Die Taufe des Prinzen war so ziemlich das letzte von den glänzenden Festen, welche König Friedrich veranstalten sollte. Die Engbrüstigkeit und die sonstigen Körperbeschwerden, an welchen er von jeher gelitten, steigerten sich in bedenklicher Weise, und zu Anfang des Jahres 1713 nahm in Folge einer heftigen Gemüthsbewegung die Krankheit eine gefährliche Wendung. — Die wahnsinnige Königin nämlich, über deren Zustand man den König, so wie über Alles, was ihn am nächsten anging, in Unwissenheit erhalten hatte, entwischte eines Tages ihren Wächtern und kam auf einem geheimen Gange zu der in die Gemächer ihres Gemahls führenden Glasthür. Diese brach sie auf, verwundete an der zerschmetterten Scheibe Hände und Arme, und stürzte mit Blut bedeckt, in weißem Nachtgewande, mit aufgelöstem Haar, an das Lager des Königs, den sie mit Vorwürfen überhäufte. Die herbeieilenden Diener hatten Mühe, die Rasende zu entfernen. Der König glaubte, die weiße Frau gesehen zu haben, welche bei Todesfällen im hohenzollernschen Hause sich zeigt, und erwartete seitdem mit Fassung sein nahes Ende. Nachdem er von den Seinigen, besonders von dem Kronprinzen, rührenden Abschied genommen, drückte er die feste Zuversicht aus, seine irdische Krone bald mit einer

himmlischen zu vertauschen, und erlosch sanft wie ein Licht[1]) am 25. Februar 1713 im Alter von 55 Jahren und 7 Monaten nach fünfundzwanzigjähriger Regierung.

Die Zeitgenossen haben diesen von Natur gutmüthigen, aber schwachen, eitlen und verschwenderischen König, welcher Zeitlebens ein Spielball in der Hand intriguanter Günstlinge war, weit milder beurtheilt, als wir es nach unserer heutigen Anschauungsweise thun dürfen. In der That kamen mancherlei Umstände zusammen, welche zu seinen Gunsten sprachen.

Einmal ließ man es in jener Zeit noch für einen Entschuldigungsgrund gelten, wenn ein König sich darauf berief, daß er nicht gewußt hätte, was in seinem Lande und an seinem Hofe vorginge, während jetzt vor allen Dingen von einem Fürsten verlangt wird, daß er mit eigenen Augen sehe und seine Ohren nicht vor denen verschließe, die ihm die Wahrheit sagen wollen, auch wenn sie nicht seinen Launen schmeichelt. Ferner hielt man im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts die verschwenderische Pracht des Hofstaates noch durchaus für ein angeborenes, gewissermaßen göttliches Vorrecht der Könige, und man war gewohnt, daß bei Ausübung dieses Privilegiums auf die Noth der Unterthanen wenig

---

1) Ausdruck des Grafen Dohna, welcher bei dem Tode zugegen war.

Rücksicht genommen wurde. Endlich aber wirkt in jedem Lande mehr oder weniger das Urtheil der Hauptstadt bestimmend auf die Provinzen, und in Berlin genoß der König nach den übereinstimmenden Zeugnissen aus jenen Tagen einer großen Volksbeliebtheit. Seine vielen Bauten, seine glänzenden Feste lockten eine Menge von Künstlern und Handwerkern in die Residenz und gaben den Berlinern Gelegenheit zu reichlichem Verdienst. Die unendliche Masse von Vorräthen und Lebensmitteln, welche der Hof aus dem ganzen Lande an sich zog, wurde nur zum kleinsten Theil verbraucht und das übrige zu niedrigen Preisen verschleudert, so daß die Bürger trotz allen Druckes der Abgaben sich für wenig Geld ein behagliches Leben schafften, während in den Provinzen wirklich Mangel und Hunger herrschten. Der treffliche Ordensrath König, welcher jener Regierung um hundert Jahre näher stand als wir, macht in dieser Beziehung folgende merkwürdige Mittheilung: „Ich habe," sagt er, „alte Leute gekannt, welche zu diesen Zeiten gelebt hatten, und die von ihnen so eingenommen waren, daß sie nie müde werden konnten, von ihrer Schönheit mit größtem Lobe und mit vielem Aufheben zu sprechen. Unsere neuen Feste und Feierlichkeiten waren für sie nur taube Nüsse gegen das, was sie an dem Hofe Friedrich's I. gesehen hatten. — — Auf dem königlichen Schlosse herrschte eine Lebhaftigkeit, und die Menge der Bedienten des Hofes, in ihren

prächtigen Livreen, die Trompeter, Pauker, Schweizergarde gab hier einen prächtigen Anblick. Eine alte Kammerfrau der Königin Sophie Dorothea versicherte mir vor etwa zwanzig Jahren, das Berlinische Schloß hätte für sie jetzt etwas Trauriges und Fürchterliches an sich, sie ginge selten oder niemals dahin, weil ihr alsdann, wenn es geschähe, bei der Erinnerung an die ehemals hier geherrschte Pracht die Thränen aus den Augen stürzten."

So ist es erklärlich, daß in den Tagen der letzten Krankheit des Königs eine dichtgedrängte Menge schweigend den Schloßhof erfüllte und als der Monarch sich noch einmal an's Fenster tragen ließ, in lauten Jubelruf über dessen vermeinte Genesung ausbrach. Alles Ueble, was man während dieser Regierung erduldet hatte, schrieb man den Günstlingen und Ministern zu, welche den von den besten und wohlwollendsten Absichten beseelten Monarchen betrogen hätten. Die Trauer um den Sterbenden wurde noch durch die Furcht vor dem künftigen Herrscher erhöht, dessen Strenge und Härte nur zu bekannt war. So starb Friedrich I. allgemein beklagt und bedauert von seinem Volke, welches von den wahren Pflichten eines Monarchen ebenso unklare Vorstellungen hatte, wie der verscheidende König selbst, der mit seinem Gewissen und seinem Gotte versöhnt die müden Augen schloß.

Viertes Kapitel.

Innere Zustände. Künste. Wissenschaften.

Ueber die Staatsverfassung unter Friedrich I. ist wenig zu sagen. Das allgemeine Gerüst, wie es der große Kurfürst aufgerichtet hatte, blieb bestehen, doch lag die thatsächliche Regierungsgewalt vollständig in den Händen der auf einander folgenden Premierminister. Von allen eingehenden Sachen las der König fast nur die auf die auswärtige Politik sich beziehenden. Die Monarchie war eine absolute Willkürherrschaft. Die Stände hatten lediglich die auferlegten Steuern zu vertheilen und einzuziehen, und die preußischen allein versuchten noch ab und zu sich zu widersetzen, mußten sich aber ebenfalls fügen.

Die Staatseinkünfte, welche am Ende der Regierung vier Millionen Thaler überstiegen zu haben scheinen (denn Genaues ist darüber noch nicht bekannt) genügten nicht, um den Unterhalt des kostspieligen Hofhaltes und der Armee zu bestreiten, die zeitweise bis auf 50,000 Mann gebracht wurde, und beim Ableben des Kurfürsten etwa 30,000 Mann stark war. Die österreichischen Subsidien kamen zwar dabei zu Hilfe, allein bei dem verhältnißmäßig hohen Solde, der gezahlt wurde, reichten sie nicht aus. Staatsschulden im Sinne der neueren Zeit zu machen verstand man damals nicht.

Man half sich zum Theil durch die Kopfsteuern und die verschiedenen seltsamen, höchst unzweckmäßigen Besteuerungen, die wir oben kennen gelernt haben; allein bei den unverständigen Versuchen, welche man mit dem Grundbesitz des Staates, mit den Domainen anstellte, konnte natürlich Perückensteuer und Schweinsborstenhandel den Schaden nicht wieder gut machen, den die Thorheit der Projectenmacher anrichtete. Der König nahm bei jeder augenblicklichen Verlegenheit Darlehne von Privatpersonen auf, z. B. 70,000 Thlr. im Jahre 1690 von den vermögenden Kaufleuten und Beamten der französischen Colonie, und von Anderen wiederholt, wenn die Gelder zu den vielen Prachtbauten nicht zu beschaffen waren. — Auch wurden die Beamten, die Künstler und Handwerker sehr unregelmäßig, oft gar nicht bezahlt, und während Wartenberg für seine verschiedenen hohen Aemter 120,000 Thlr. jährlich bezog, ließ er die Unterbedienten darben [1]). Für die ununter-

---

[1]) Als Friedrich Wilhelm I. bei seinem Regierungsantritt den größten Theil des unnützen Hofpersonals entließ und die Gehälter der übrigen auf sehr geringe Summen herabsetzte, wurde auch z. B. die Besoldung des Obermarschalls v. Printzen von 40,000 auf 12,000 Thaler vermindert. Printzen erklärte aber, daß er volle Ursache hätte, zufrieden zu sein, denn unter der vorigen Regierung hätte er weder von Besoldungen noch von seinen einträglichen Gütern jemals baares Geld, sondern immer activ und passiv Schulden gehabt, während er jetzt fast schuldenfrei wäre.

brochene Reihe von Festen am Hofe mußte das Land die Bedürfnisse in Folge besonderer Ausschreibungen hergeben; von Bezahlung dafür war kaum die Rede. Den Vorspann zu den Reisen des Hofes und der Beamten hatten die Bauern zu stellen, denen überhaupt die unerträglichsten Lasten aufgebürdet wurden. Von der Ausdehnung der geforderten Leistungen kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß zur Vermählungsfeier des Kronprinzen das ganze Land Naturallieferungen zu machen hatte, von denen auf die Neumark allein Folgendes kam: 640 Kälber, 7600 Hühner, 1102 Truthühner, 650 Gänse, 1000 Enten, 1000 Paar Tauben und 120 Schock Eier. Daß zu der Reise der hohen Braut von Hannover nach Berlin das Land auf jedem Relais 870 Pferde zu stellen hatte, ist oben erzählt worden.

Indem man auf diese Art dem Volke fortnahm, was gerade gebraucht wurde, ist es erklärlich, daß trotz der unmäßigen Verschwendung dennoch die Schulden des Königs bei dessen Ableben so unbedeutend waren, daß der Nachfolger dieselben zum größten Theil durch den Verkauf unnützer Pretiosen und Luxusgegenstände decken konnte.

Die sicherste und stets wachsende baare Einnahme

Das wirft ein helles Licht auf die unordentliche Finanzwirthschaft des Königs. Morgenstern, Friedrich Wilhelm I. 156.

lieferten die Eingangs= und Ausfuhrzölle und die Accise. Diese stieg z. B. nach der von König mitgetheilten Tabelle zwischen 1690 und 1705 von 58,050 Thaler auf 169,822 Thaler, also fast auf das Dreifache.

Der Adel war für seine Person und seine Güter von allen Steuern befreit, nur zu der Kopfsteuer hatte er beizutragen und erpreßte dann den ihn treffenden Antheil wieder von den Bauern, welche ihrer Herrschaft gegenüber so gut wie rechtlos waren. Ueberhaupt galt damals nach den Begriffen der Fürsten und der Höfe in ganz Europa in wahrem Sinne des Wortes der Spruch, daß die Menschheit erst mit dem Baron anfängt. Man lese die Aufzeichnungen von Buch, von Pöllnitz und die noch viel späteren des Freiherrn v. Loën, um ein recht anschauliches Bild davon zu erhalten, wie der Adel sich für die allein berechtigte Menschenklasse ansah, und auch bei Bürgern und Bauern wenig Widerspruch fand, wenn er annahm, daß die anderen Leute eigentlich dazu geschaffen wären, um die Mittel des Genusses für die gnädigen Herren herbeizuschaffen.

Daß in der Knechtschaft der ländlichen Bevölkerung ein Hauptgrund für die Armuth des Landes zu suchen sei, davon hatte man im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts noch keine Vorstellung. Wohl begegnet uns in den Erlassen des Königs an mehr als einer Stelle eine Ahnung davon, daß das Wohl und der Reichthum des Staates nur durch aufblühende, gewerbliche und

landwirthschaftliche Thätigkeit gefördert werden kann, allein die Staats- und Finanzwissenschaft war über die Mittel zu diesem Zweck völlig im Unklaren. Alles, glaubte man, komme darauf an, das baare Geld im Lande zu behalten und möglichst viel neues baares Geld hineinzuziehen, deshalb suchte man neue Fabriken anzulegen und verbot die Einfuhr der Erzeugnisse fremden Gewerbfleißes. Es wurde befohlen, daß das Tuch zu den Uniformen der Soldaten, so wie für die nach damaliger Sitte sehr umfangreichen Trauerbekleidungen der Kirchen und Wohnungen nur aus inländischen Manufacturen genommen werden sollte, und allerlei aufmunternde Einrichtungen zur Hebung der Wollspinnerei und Wollweberei wurden getroffen. Damit steht denn freilich in schroffstem Gegensatz der Umstand, daß der König alle prachtvollen Garderobenstücke für sich und den Hofstaat aus Paris kommen und z. B. den Schmuck für die Kronprinzessin daselbst für so enorme Summen einkaufen ließ, daß Ludwig XIV. den Wunsch äußerte, es möchten recht viele deutsche Fürstentöchter zum Heile der französischen Fabrikanten so kostbar ausgestattet werden.

Aehnlichen Widersprüchen begegnen wir auf allen Gebieten der Staatsverwaltung. Auf der einen Seite verbietet der König, die Unterthanen übermäßig anzustrengen und zu prügeln, und doch trug er selbst durch den kolossalen Wildstand, der für seine Jagdvergnü-

gen gehalten werden mußte, dazu bei, daß die Aecker und die Saaten der Bauern von Tausenden wilder Schweine und Hirsche verwüstet und zerstört wurden. Auf die Vertilgung der Wölfe setzte er Preise, das Tödten der dem Holze so sehr schädlichen Biber aber wurde bei schwerer Strafe verboten.

Dergleichen Anordnungen konnten nur geringen Erfolg haben, weil sie an dem Widerspruche litten, daß zwar eine bessere Volkswirthschaft angestrebt, daneben aber die ungemessenste Verschwendung am Hofe und die Vergeudung der Staatseinkünfte für unnütze Ausgaben und zur Bereicherung der Günstlinge fortbestehen sollten. So ist es nicht zu verwundern, daß der König auf den Gedanken verfiel, sich die ersehnte Quelle des Reichthums auf dem kürzesten Wege, nämlich durch Goldmacherei zu verschaffen, und mit einer wunderbaren Beharrlichkeit lieh er in solcher Beziehung den verwegensten Betrügern sein Ohr.

Das größte Aufsehen machte nach dieser Richtung hin ein Abenteurer, der sich Graf v. Ruggiero nannte, und durch höchst geschickte, betrügerische Proben seiner Kunst Jahre lang große Summen von dem leichtgläubigen Monarchen zu entlocken wußte. Er nahm denselben so für sich ein, daß er den Schwindler sogar zum Generalmajor ernannte. Mehrmals entflohen, wurde er immer wieder zurückgeholt, und es gelang ihm von Neuem, den König zu täuschen, bis es zuletzt haupt-

sächlich dem nüchternen, geraden Verstande des Kronprinzen gelang, den Betrüger zu entlarven, der alsdann in Küstrin an einem mit Goldschaum beklebten Galgen in einer goldpapiernen Kleidung aufgehängt wurde.

Der Glaube an die Möglichkeit, Gold zu machen und den Stein der Weisen zu finden, war damals noch allgemein verbreitet. Hat doch sogar Leibnitz sich in seiner Jugend eifrig mit alchymistischen Studien beschäftigt; bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus waren die gebildetsten Menschen in ähnlichem Wahne befangen, wie unter Anderem aus Göthe's Jugendleben bekannt ist. Es galten diese Untersuchungen sogar für ein frommes Werk, weil sie beweisen sollten, wie Gott auch in irdischen Dingen seine Wunderkraft zeigt. Sonst hätte auch Friedrich I. sich bei aller Sehnsucht nach Gelderwerb keinem Adepten anvertraut, denn der König, obgleich er seine Unterthanen ruinirte, um seine Prunksucht und Eitelkeit zu befriedigen und die Langeweile von seinem Hofe zu vertreiben, war doch nach seinem eigenen Bewußtsein und auch nach den Begriffen der Zeitgenossen ein frommer Mann. Die Kirche und die Geistlichkeit hatte nämlich seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts in dem mit immer wachsenden Eifer fortgeführten Hader über Glaubensstreitigkeiten ihr Augenmerk so ausschließlich auf die theologische und dogmatische Seite gewendet, daß sie über dem Kampf, den Katholiken, Reformirte

und Lutheraner gegen einander führten, den Kampf gegen die Sünde aus den Augen verloren und viel mehr Frömmigkeit in dem Festhalten an dem confessionellen Standpunkte, als in Handlungen christlicher Liebe erblicken wollte.

Friedrich folgte nur den Ueberlieferungen seines Hauses, wenn er nächst dem Schutze, welchen er, wo er konnte, den Evangelischen gegen die Bedrückung der Katholiken angedeihen ließ, besonders auch die Versöhnung zwischen Lutheranern und Reformirten sich zur Aufgabe stellte. Seine eigene Schwester vermählte er mit dem lutherischen Herzog von Sachsen-Zeitz und rief dadurch einen gewaltigen Federkrieg zwischen den orthodoxen Lutheranern in Wittenberg und Leipzig und ihren Gegnern hervor. Des Königs dritte Vermählung mit einer Lutheranerin, so unglücklich diese Verbindung auch ablief, gab doch ebenfalls Zeugniß davon, wie sehr er eine Ausgleichung der Religionsparteien anstrebte. Daß es nicht gelang, ihn in das Bündniß gegen Carl XII. hineinzuziehen, daran war hauptsächlich auch die Freude über den Eifer schuld, mit welchem der Schwedenkönig sich der bedrückten Evangelischen in Schweden angenommen hatte, und als Ludwig XIV. nach dem Tode Wilhelm's des Oraniers sich anschickte, die reformirten Bewohner des Fürstenthums Orange zu verfolgen, so lud Friedrich I. dieselben mit eben der

Liberalität in seine Staaten ein, die einst der große Kurfürst gegenüber den französischen Auswanderern bewiesen hatte. Den bedrängten Glaubensgenossen in der Pfalz verschaffte er wesentliche Erleichterung dadurch, daß er die im Preußischen wohnenden Katholiken ebenso zu behandeln drohte wie der Kurfürst von der Pfalz seine evangelischen Unterthanen, und als der Kaiser den Prinzen Eugen nach Berlin geschickt hatte, um eine Verstärkung der preußischen Hilfstruppen zu erwirken, so benutzte der König auch diese Gelegenheit zu ernsten Vorstellungen über das den Protestanten in den österreichischen Erblanden und in Ungarn zugefügte Unrecht.

Uebrigens war der König wohl berechtigt, bei den anderen Fürsten auf Toleranz zu dringen, da er selbst sie gegen Andersgläubige übte und sich z. B. gegen die Katholiken durchaus gerecht und auch gegen die Juden milde und menschlich verhielt. Diesen letzteren erlaubte er schon 1697, sich eine Synagoge in Berlin zu erbauen und bewies große Geduld bei den Streitigkeiten, die sich deshalb in der Gemeinde erhoben. Denn obgleich nicht mehr als 70 jüdische Familien in Berlin ansäßig waren, so hatten sich doch unter denselben zwei Parteien gebildet, die einander anfeindeten. Der Hofjuwelier Liebmann und der Leibjude des Kronprinzen, Namens Magus, standen an der Spitze derselben.

In Folge der Denunciationen, die sie gegen einan-

der vorbrachten, kam es zur Sprache, daß eins ihrer Gebete, mit dem Worte Alenu anfangend, den Heiland lästern sollte, und ohne die verständigen, den Geist der Milde athmenden Verordnungen des Königs, der sich von dem Ungrund der Anschuldigungen so ziemlich überzeugt hatte, wäre es leicht zu einer allgemeinen Judenverfolgung gekommen, zu der nicht nur der Pöbel, sondern auch viele zelotische Geistliche große Lust verspürten. Geschimpft, verspottet und auch geschlagen wurden die Juden ohnehin fast überall, wo sie sich sehen ließen, doch das waren sie seit Jahrhunderten nicht anders gewohnt. — Um aber zu größeren Excessen jeden Anlaß zu verhüten, verordnete der König, daß die verdächtigen Worte aus dem angeführten Gebete fortblieben. Wer sie dennoch leise in seinem Herzen spreche, den wolle er der göttlichen Strafe überlassen, und der Herr Christus werde zur rechten Zeit schon seine Ehre retten.

In ähnlich aufgeklärter Weise erging ein Rescript über das sogenannte Buch Rabboth, welches Gotteslästerungen enthalten sollte, und auf der andern Seite ließ sich der König, in dem Bewußtsein, die Juden gegen ungerechte Anschuldigungen durch seine Maßregeln zu schützen, auch nicht von ihnen dahin bringen, das damals viel Aufsehen machende Buch des Heidelberger Professors Eisenmenger „das entdeckte Judenthum" in seinen Landen zu verbieten. Dem Levi

David gestattete er dagegen eine eigene hebräische Buchdruckerei in Berlin zu errichten [1]).

Es ist nicht zu bezweifeln, daß Liebmann und nach dessen Tode die kluge Wittwe desselben, welche bei dem Könige freien Zutritt hatte und seine Juwelenankäufe vermittelte, auf dessen milde Stimmung gegen die verfolgte Nation großen Einfluß hatte, wie sie denn zugleich dafür sorgte, daß die hohen Steuern und Abgaben der Juden immer regelmäßig eingingen, und daß die reichen Israeliten bei den häufig vorkommenden Geldverlegenheiten des Hofes stets zu Darlehen bereit waren.

Um nun zu den Bemühungen zurückzukehren, welche der König anwendete, zwischen Reformirten und Lutheranern eine Aussöhnung zu bewirken, so hatte schon Leibnitz, der mit großem Eifer nach dieser Richtung hin wirkte, zuletzt in seiner gewohnten, weitschauenden Weise das Richtige erkannt, indem er sagte, es werden alle äußerlichen Bemühungen nichts helfen, bis die Zeit von selbst ihren mildernden Einfluß übe. So ist es denn auch dahin gekommen, nicht daß die eine Partei zu Gunsten der andern Etwas von ihrem Glauben aufgegeben hätte, sondern die Menschen sind allmählich

---

[1]) Vergleiche König's Annalen der Juden in der Mark, p. 138. 223 und sonst.

klüger und einsichtiger geworden und haben begriffen, daß verschiedene Ansichten über die Natur des Abendmahls oder über die Rechtfertigung durch den Glauben das friedliche Beisammenleben der Menschen nicht stören dürfen. Denn worauf es ankommt, ist nicht, daß alle Menschen dasselbe glauben, sondern daß die Andersgläubigen sich untereinander vertragen und sich als Mitmenschen und Kinder desselben Gottes lieben lernen.

Dergleichen Anschauungen begannen bereits um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts im Stillen sich auszubreiten. Die Verständigeren und wahrhaft Frommen wurden des Gezänkes ihrer Geistlichen und des Verketzerns von den Kanzeln herab müde, und heiße Sehnsucht nach wahrer Erbauung und innerer Erhebung führte die heilsbedürftigen Seelen zu einander. Ein kleines Kirchlein für ihre Andacht innerhalb der großen Kirche wollten sie errichten, und es entstand die Gemeinschaft der Stillen im Lande oder der Pietisten, welche mehr als hundert Jahre lang in Deutschland so große Verbreitung und Wirksamkeit erlangen sollten. Der Umstand, daß sich diese frommen Leute namentlich in den ersten Zeiten von dogmatischen Streitigkeiten fern hielten und in ihren Versammlungen eine friedfertige Kirche darzustellen suchten, erwarb ihnen die Gunst König Friedrich's, weil dieser Fürst dem von seinem großen Vater betretenen, und von den hohenzollernschen Regenten auch nie verlassenen Wege folgend,

stets darauf bedacht war, die verschiedenen evangelischen Confessionen mit einander zu versöhnen. Das allein erklärt es, wie am Berliner Hofe, wo jede Art von äußerlichem Glanze und weltlicher Lustbarkeit mit größter Vorliebe gepflegt und zur Schau getragen wurde, dennoch eine stille Genossenschaft von Menschen, welche die Freuden der Welt für sündhaft erklärten, von Schauspielen, Tanz und Schmausereien Nichts wissen wollten, und ihr Leben nur mit gegenseitiger Ermahnung und Erweckung zu innerlicher Wiedergeburt ausfüllten, zu Ansehen und Einfluß gelangen konnten.

Die beiden hervorragendsten Männer unter diesen Pietisten standen in näherer Beziehung zu dem Könige. Der ehrwürdige Spener beschloß 1705 als Probst zu Berlin seine Laufbahn, und August Hermann Franke, der glaubensstarke Begründer des hallischen Waisenhauses, aus Erfurt und Leipzig von den orthodoxen Eiferern verjagt, erhielt an der neugegründeten Universität Halle eine ehrenvolle Wirksamkeit. Um diese Beiden schaarten sich weite Kreise von gleichgesinnten Männern und Frauen aus allen Ständen, die theils durch persönlichen Umgang, theils durch ausgedehnten Briefwechsel sich von ihren inneren Zuständen und Erweckungen in Kenntniß hielten, und ohne aus der Kirche auszuscheiden, doch in besonderer häuslicher Erbauung vorzügliche Befriedigung für ihre Seelenbedürfnisse suchten, und sich dann von selbst bald durch die Einfachheit

ihrer Kleidung und Lebensweise und durch die Zurückgezogenheit von allen lauten Freuden der Welt, vor den übrigen Menschen auch äußerlich auszeichneten.

In Berlin waren damals gerade unter den Lutheranern die Streitigkeiten über die Teufelaustreibung bei der Taufe und über die Privatbeichte heftig entbrannt und führten zu den ärgerlichsten Auftritten, die der König vergeblich zu beschwichtigen strebte, wobei er den vermittelnden Beistand Spener's und der Seinigen wohl zu würdigen wußte. Auch für die bessere Einrichtung der Armenpflege waren die Pietisten thätig und suchten dem Mißbrauche entgegenzuwirken, daß die Gelder, welche für die Unterstützung der Armen bestimmt waren, z. B. der Stempel für Spielkarten, gar oft von den Günstlingen des Königs für den Luxus des Hofes verwendet wurden.

Da war es höchst segensreich, daß Franke es verstand, die Theilnahme des Publikums für seine Anstalten in einem bis dahin in Deutschland unerhörten Grade zu erwecken. Mit Nichts hatte er angefangen, aber von allen Seiten strömten ihm aus Hütten und Palästen die Beiträge so reichlich zu, daß der würdige Mann es noch erlebte, wie seine Schulen, Apotheken, Hospitäler und Seminare neben der mit dem Gelde des edlen Canstein gegründeten Bibelanstalt zu einer kleinen Stadt anwuchsen, und vielen Tausenden Unterhalt, Erziehung und Heilung gewährten.

Von gleich großen, obgleich ganz anders gearteten Erfolgen war die Wirksamkeit eines dritten Mannes begleitet, welcher sich dem Kreise der Pietisten anschloß, nicht sowohl wegen der Uebereinstimmung der religiösen und kirchlichen Ansichten, als weil auch er der Verfolgungswuth der Orthodoxen zum Opfer geworden war. Christian Thomasius, am 1. Januar 1655 zu Leipzig geboren, fühlte von Jugend auf einen unwiderstehlichen Drang, sich von dem herrschenden Autoritätenglauben loszumachen und durch vernünftiges Nachdenken dem Wesen der Dinge auf den Grund zu kommen. Das mußte ihn von selbst zu einem Gegner der Theologen machen.

Indem er die von Hugo Grotius und Pufendorf begründete Wissenschaft des Naturrechtes weiter verfolgte, gelangte er zu der Ueberzeugung, daß der Begriff des Rechtes nicht erst durch die zehn Gebote offenbart sei, sondern daß er aus unserer angeborenen, sittlichen Natur hergeleitet werden müsse. Das klang in den Ohren der strengen Lutheraner wie ein Angriff gegen Gott selbst, und Thomasius wurde des Atheismus beschuldigt. Aber nicht allein die Theologen, sondern das gesammte gelehrte Philisterthum brachte er in Aufregung, als er zuerst von allen deutschen Professoren es unternahm, seine Vorträge nicht lateinisch, sondern in der Muttersprache zu halten, und das bisher unbefleckte schwarze Brett der Leipziger Hochschule durch einen deutsch

geschriebenen Anschlag zu entweihen. Um ihn zu stürzen, brachten seine Feinde die Anklage vor, er habe behauptet, die Gewalt der Könige stamme nicht unmittelbar von Gott. Man strengte einen Prozeß gegen ihn an, der aber niedergeschlagen wurde. Indessen gelang es bald, ihn von einer anderen Seite zu fassen.

Die Schwester des ersten Königs von Preußen hatte sich mit dem lutherischen Herzoge von Sachsen-Zeitz verlobt. Darüber erhoben die Lutheraner einen großen Lärm und behaupteten, es könnte keine christliche Ehe zwischen verschiedenen Confessionsverwandten bestehen. Unaufgefordert bekämpfte Thomasius diese Eiferer in einer eigenen Schrift, für welche ihn Friedrich I. (damals noch Kurfürst), dem er sie nicht einmal überschickt hatte, mit 100 Dukaten belohnte. Der Dresdener Hof aber, der aus politischen Gründen gegen diese Heirath eingenommen war, verbot dem kühnen Professor, seine Vorlesungen weiter zu halten, und man drohte, ihn auf den Königsstein gefangen zu setzen. Da entschloß er sich auszuwandern, und seine höhnenden Gegner ließen das Armensünderglöckchen hinter ihm herläuten. Thomasius wandte sich nun nach Berlin, wo er 1690 die Erlaubniß erhielt, in Halle seine Vorlesungen fortzusetzen „vor der Jugend, die sich da vielleicht bei ihm einfinden möchte," wie es in dem kurfürstlichen Erlasse heißt. Man gab ihm den Titel eines Raths und 500 Thaler Besoldung, und schon bei

dem ersten Vortrage, den er in dem Lokale der 1680 errichteten Ritterakademie hielt, hatte er fünfzig Zuhörer, von denen ein großer Theil ihm aus Leipzig nachgefolgt war. Dadurch wurde bei dem Kurfürsten dessen schon früher gefaßter Plan befestigt, diese Akademie in eine lutherische Universität zu verwandeln, damit seine Landeskinder nicht nöthig hätten, die zanksüchtigen Wittenberger Professoren zu hören. Spener war es, der ganz besonders darauf aufmerksam machte, wie wichtig eine theologische Pflanzschule für den Staat werden müßte, der 6000 Pfarrämter zu vergeben hätte. So wurde denn durch Berufung von tüchtigen Gelehrten schon 1691 eine theologische Facultät gebildet, die in Spener's Geiste dachte und arbeitete [1]).

Daß auch die gesammte Universität Halle sich schnell zu einer Blüthe erhob, wie sie nur etwa in Wittenberg zu Luther's Zeiten gesehen worden, so daß sie bald mehr als 2000 Studirende zählte, davon gebührt das Verdienst hauptsächlich der großen Anziehungskraft, welche Thomasius übte. Sein Witz und seine gute Laune ergötzten die Zuhörer ebenso sehr, wie seine Gelehrsamkeit ihnen förderlich war. Un grain de plaisanterie assaisonne tout! pflegte er zu sagen.

---

[1]) Spener's Leben von Hoßbach II. 12. — Hettner, Literatur des 18. Jahrhunderts, Abschnitt: Thomasius, p. 90 squ. Luden's Thomasius.

Er ist der Repräsentant des geraden, gesunden Menschenverstandes, welcher bis auf unsere Tage für den preußischen Beamtenstand bezeichnend geblieben ist, und den die Schüler des geistreichen Mannes in weite Kreise verbreiteten. Anregend und aufklärend wirkte er nach den verschiedensten Seiten hin. Als Mitglied des Halle'schen Schöppenstuhles hatte er Gelegenheit, die Abscheulichkeit der Hexenprozesse aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Seiner mündlichen und schriftlichen Belehrung ist hauptsächlich die Beseitigung dieses die Menschheit entehrenden Unfugs zuzuschreiben. Auch gegen den Mißbrauch der Folter trat er auf [1]), indem er deren Anwendung auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt wissen wollte. Nicht das geringste seiner Verdienste besteht auch darin, daß er zuerst darauf drang, deutsches Recht in deutscher Sprache zu lehren und in der Praxis zur Geltung zu bringen. Deshalb wandte sich auch Friedrich Wilhelm I., dieser durch und durch deutsche König, an den ihm „wegen seiner Dexterität und seiner Gelehrsamkeit" bekannten Thomasius, um dazu behilflich zu sein, daß bei der Gesetzgebung das

[1]) Es kann nicht geleugnet werden, daß es Fälle giebt, wo es ganz gerechtfertigt erscheint, ein Geständniß durch äußere Gewalt zu erzwingen, z. B. wenn ein geständiger und überführter Dieb die Angabe des Ortes, wo er das Gestohlene verborgen hat, hartnäckig verweigert. In solchen und ähnlichen Fällen wollte Thomasius die Tortur noch beibehalten.

preußische Recht von dem Formenzwang des römischen Rechtes befreit würde [1]).

Sehr bald gewann Thomasius selbst bei seinen alten Gegnern die größte Anerkennung. Die Leipziger, welche um ihn zu verhöhnen, den Spruch aufgebracht hatten: „In Halle giebt es nur Halloren und Hallunken," suchten jetzt vergeblich, ihn durch die glänzendsten Anerbietungen zu sich zurückzuführen. Thomasius starb 1728 im 74. Jahre seines Alters als preußischer geheimer Rath und Director der Halle'schen Universität. Seine Schriften kommen uns heut geschmacklos vor und werden nur noch von einem oder dem anderen Stubengelehrten gelesen. Daran ist hauptsächlich der unglaubliche Mangel an ästhetischem Gefühl schuld, welcher jener ganzen Zeit eigenthümlich ist. Thomasius hielt die Lohenstein und Hofmanswaldau für viel größere Dichter als Sophokles und Pindar. Homer, der alte Narr, sagte er, war ein Meistersänger wie Hans Sachs, nur hat letzterer mehr Artigkeit und Judicium. Allein solche Geschmacksverirrung kann uns nicht hindern, dem Urtheil Friedrich des Großen beizustimmen, welcher von Thomasius sagt, daß er neben Leibnitz von allen Gelehrten, die Deutschlands Ehre verherrlicht haben, dem menschlichen Geiste die wichtig-

[1]) Stobbe, Rechtsquellen II. 420. 448.

sten Dienste geleistet; — und noch 1794 nannte ihn Gedike den größten Reformator nächst Luther. —

Die Gründung der Universität Halle war diejenige Regierungshandlung, durch welche Friedrich I. sich das größte Verdienst um die Wissenschaften erworben hat. Was er sonst auf diesem Gebiete versuchte, hatte keinen besonderen Erfolg. Von der Akademie der Wissenschaften werden wir in dem der Königin Sophie Charlotte gewidmeten Kapitel sprechen. — Eine in Berlin gegründete Fürstenschule, an welcher unter Andern Spener Genealogie lehrte, worin er gründliche Kenntnisse besaß, hatte nur kurzen Bestand. Die Einrichtung war viel zu prachtvoll, die Schüler wurden verzärtelt und lernten Nichts. Die Ritterakademien und Kadettenhäuser sind späterhin gewissermaßen die Fortsetzung jenes Versuches geblieben.

Unter den von Friedrich begünstigten Gelehrten ist besonders Pufendorf zu nennen, dem er für die unvergleichliche Geschichte des großen Kurfürsten 10,000 Thaler versprach, aber nur zum kleinsten Theil zahlte. Die Wittwe des großen Historikers konnte nicht zu dem ihr schuldigen Honorar gelangen und lebte in Dürftigkeit, wobei sie sich damit trösten mußte, daß der König ihrem Manne ein sehr prachtvolles Begräbniß hatte veranstalten lassen. — Für lobhudelnde Gedichte und Predigten zur Verherrlichung der unvergleichlichen Tugenden des Königs war dagegen immer baares Geld

vorhanden und die Verfasser wurden mit Ehrenketten und Medaillen belohnt.

Man pflegt vor allen Dingen Friedrich's Liebe zu den schönen Künsten zu rühmen, und es läßt sich nicht leugnen, daß herrliche Denkmäler uns an die Zeit seiner Regierung erinnern. Die Statue, die er seinem großen Vater errichten ließ, ist in ihrer Art nirgends und niemals an Großartigkeit der Auffassung und der edlen Haltung übertroffen, und darf den hervorragendsten Werken des classischen Alterthums an die Seite gestellt werden. Die Façade des Berliner Schlosses, das Zeughaus, die lange Brücke und die regelmäßige Friedrichsstadt zu Berlin geben Zeugniß von seinem Geschmack für Pracht und Glanz. Aber auch auf diesem Kunstgebiet tritt uns der kleinliche Charakter des Königs störend entgegen. Den größten Baumeister und Bildhauer seiner Zeit, den berühmten Schlüter, verstand er nicht zu würdigen, und zog dem fleißigen verständigen Manne den unbedeutenden Eosander von Göthe vor, weil dieser Junker den Launen des Hofes besser zu schmeicheln verstand. Auch nimmt es sich zugleich lächerlich und betrübend aus, wenn in den prachtvollen Ankündigungen der Festlichkeiten, die bei Errichtung jenes großen Reiterbildes stattfanden, Schlüter's kaum beiläufig gedacht wird, während der allerdings in seinem Fache treffliche Gießer Jakobi das höchste Lob und die höchste Ehre davonträgt. Sein Name wurde

laut gepriesen und sein Bildniß auf Medaillen geprägt und in Kupfer gestochen, während kaum irgend ein unscheinbares Bild aufzufinden ist, welches uns Schlüter's Züge vergegenwärtigen könnte[1]). Der König und das Publikum scheinen den, welcher die Formen in Erz hinstellte, für einen größeren Künstler gehalten zu haben, als den Erfinder, der sein Werk nur in weichem Thon zu bilden hatte. Bei der Einweihung der Brücke erhielt Jakobi vom Könige eine goldene Gnadenkette. Von einer Belohnung Schlüter's wird Nichts erwähnt[2]). Vernachlässigt und gekränkt und in Folge eines mißlungenen Baues, den er gegen seine vernünftigen Vorstellungen auf ausdrücklichen Befehl des Königs hatte ausführen müssen, seines Amtes als Oberhofbaumeister und des damit verbundenen Gehaltes beraubt, verließ Schlüter 1713 den Hof und folgte einem Rufe nach Petersburg, wo er bereits im folgenden Jahre starb. — Sein Leben ist ein trauriger Beitrag zu der Leidensgeschichte berühmter deutscher Künstler und Gelehrten. Denn unser Vaterland hat erst angefangen seine großen

---

[1]) Wenn der treffliche König behauptet, es existire gar kein Portrait von Schlüter, so irrt er. In einer Fascikel der Steinwehr'schen Bibliothek findet sich ein Blatt, wo er neben Jakobi abgebildet ist, allerdings aus etwas späterer Zeit, aber offenbar nach einem Portraitrelief gearbeitet.

[2]) Küster, altes und neues Berlin III. 34.

Männer zu ehren und zu belohnen, seitdem es fast keine mehr erzeugt! —

Die von seinem Vater mit so vieler Liebe gepflegte Bibliothek vermehrte Friedrich I. durch Ankäufe von gedruckten Werken und Manuscripten. Der Fonds zu Anschaffungen wurde erhöht und die Bestimmung, daß von jedem im Lande gedruckten Buche zwei Exemplare an die königliche Sammlung abgeliefert werden müssen, stammt aus dieser Zeit; der Nutzen einer solchen Verordnung war damals sehr gering, weil in Preußen wenig gelehrte Werke erschienen. Dennoch galt auch im Auslande die königliche Bibliothek für eine der vorzüglichsten in Deutschland. Die Münzsammlung und das Kunstkabinet vermehrten sich bedeutend und kostbare Spielereien blieben noch lange in der Mode.

Das Hauptgebrechen, an welchem die Culturzustände unter Friedrich I. litten, bestand darin, daß die erzielten Blüthen der Kunst und Wissenschaft in der That nur vorzeitig durch die künstliche Temperatur der Hofluft emporgetriebene Treibhauserzeugnisse waren und nicht in dem gesunden Boden einer tüchtigen Volksbildung wurzelten. Daran krankte auch die Akademie der bildenden Künste, welche den Anregungen Dankelmann's, der selbst Liebhaber und Kenner war, ihr Entstehen verdankt, aber erst 1698 wirklich in's Leben trat. Friedrich's Vorliebe für pomphafte und überladene allegorische Darstellungen ließ es zu keinen recht erfreu-

lichen Leistungen kommen, und selbst Schlüter mußte sich dem herrschenden Geschmacke fügen; doch hat er mit staunenswürdiger Genialität es verstanden, auch solche Auswüchse den wahren Gesetzen der Schönheit dienstbar zu machen. Immerhin wurde eine große Anzahl von Künstlern beschäftigt und junge Talente wurden unterstützt. Es würden sich im Laufe der Zeit gute Ergebnisse entwickelt haben, wenn nicht nach Friedrich's Tode dessen Nachfolger das ganze Institut vollständig vernachlässigt und dem Verfall überlassen hätte.

Die Musik fand besonders in der Königin Sophie Charlotte eine einsichtige Gönnerin, und mehrere der besten ausübenden Künstler und Componisten versammelten sich an ihrem Hofe, wo auch der dreizehnjährige Händel von 1698 bis zu seiner Uebersiedelung nach Hamburg verweilte. Der König unterhielt ebenfalls eine gute Kapelle, besonders aber viele Pauker und Trompeter, die in prächtiger Kleidung durch den Schall ihrer Instrumente die Hoffeste verherrlichen und dem unten harrenden Volke verkünden mußten, wenn Se. Majestät sich zur Tafel setzte oder eine Gesundheit ausbrachte. Die aufgeführten Tonstücke scheinen sehr künstlich nach verwickelten Regeln abgefaßt gewesen zu sein, ohne sonderlich viel melodischen Reiz zu besitzen.

Eine italienische Oper hatte Friedrich mit großen Kosten kommen lassen und prachtvoll ausgestattet; als aber in den letzten Regierungsjahren des Kronprinzen

haushälterische Ansichten größeren Einfluß gewannen, entließ man die Truppe und verschenkte die Kostüme an die Armen, die nun in der Kleidung von Königen, Oberpriestern und Imperatoren sich bettelnd auf den Straßen zeigten.

Das gab eine drollige Versinnlichung der Gegensätze, die in dem Berliner Leben unvermittelt neben einander lagen, entsprechend dem gesammten Zustande der Volksbildung, welche innerlich noch recht roh und ungeschlacht, mit einem Firniß französischen Wesens und französischer Sprache überzogen war. Pariser Trachten und Sitten wurden in übertriebener Weise nachgeäfft. Puder und Perücken, Schminke und Schönpflästerchen waren bis in die untersten Stände verbreitet und französische Liederlichkeit und Leichtfertigkeit in Liebessachen griff immer weiter um sich.

Wie viele der Höflinge, so ruinirten auch Bürgersleute sich durch unmäßigen Kleiderluxus, dem wiederholte Verordnungen vergeblich zu steuern suchten. Dabei war die Polizei so schlecht und das Eigenthum so wenig geschützt, daß man z. B. während des Leichenbegängnisses der Königin Sophie Charlotte die Bürger bewaffnen mußte, um die Häuser vor Einbruch zu sichern, weil ganze Diebesbanden am hellen Tage plündernd die Straßen durchzogen. Die niederen Polizeibeamten galten für unehrlich, und die Kinder derselben wurden nicht in den Zünften zugelassen, was der König verge-

bens abzustellen suchte, indem er sie für Staatsbeamte erklärte und ihnen Uniform gab.

Das Alles zeigt genugsam, wie der erste König von Preußen nicht auf dem richtigen Wege wandelte, wenn er seinem Reiche den Platz unter den europäischen Mächten sichern wollte, den er durch seine Rangerhöhung in Anspruch nahm. Nur eine gänzliche und gründliche Umkehr konnte vom Verderben retten, und der gute Geist unseres Vaterlandes hat dafür gesorgt, daß der Nachfolger Friedrich des Ersten der rechte Mann dazu war, um eine solche Umkehr zu bewirken. Bevor wir aber zu der Erzählung der Vorgänge unter der neuen Regierung übergehen, wollen wir noch der Königin Sophie Charlotte einen besonderen Abschnitt widmen, deren edle und eigenartige Erscheinung wohl dazu angethan ist, das Interesse der Nachwelt in ebenso hohem Grade zu fesseln, wie sie von den Mitlebenden geehrt und bewundert wurde.

Fünftes Kapitel.

Die Königin Sophie Charlotte.

Friedrich's zweite Gemahlin stammte in directer Nachkommenschaft von Maria Stuart ab. Eine Enkelin dieser unglücklichen Königin war mit dem Winterkönig Friedrich von der Pfalz vermählt, und wir haben

gesehen, wie sie auf ihren Irrfahrten einst in Küstrin ein dürftiges Unterkommen fand. Ihre Tochter Sophie wurde die Gattin des Prinzen Ernst August von Hannover, welcher später durch den Tod seiner Brüder zur Regierung und dann zur kurfürstlichen Würde gelangte. Aus dieser Ehe ward am 20. October 1665 Sophie Charlotte geboren. Mit schönen Anlagen des Geistes und des Herzens verband sie einen leichten und heitern Sinn. Es fehlte ihr nicht jener geniale Zug, der so vielen Gliedern der Stuart'schen Familie gemeinsam ist. Schon als Kind hatte sie ihre Eltern nach Italien begleitet, und später wurde die fünfzehnjährige, frühentwickelte Prinzessin von ihrer Mutter nach Paris geführt, einer Einladung Ludwig des XIV. folgend, welcher die Absicht gehabt haben soll, sie mit seinem Thronerben zu vermählen, was sich jedoch wieder zerschlug.

Für Sophie Charlottens geistige Bildung blieb es von der größten Bedeutung, daß sie gerade die Zeit, wo sie zur Jungfrau heranzureifen begann, in der Nähe der beiden geistreichen Verwandten ihres Hauses, der Herzogin von Orleans, geb. Prinzessin von der Pfalz, ihrer Cousine, und der Aebtissin Louise Hollandine von Montbuisson, ihrer Tante, der Jugendgeliebten des großen Kurfürsten, verlebte. Beide Frauen waren, jede in ihrer Art, über die Vorurtheile der Zeit erhaben, und während die Herzogin von Orleans, eine durchaus biedere und sittliche Natur, ihrem Ekel über

das heuchlerische und verderbte Hofleben zu Versailles in zahllosen, lustigen, oft cynischen Briefen an Verwandte und Freunde schonungslosen Ausdruck gab, so trug die Aebtissin von Montbuisson die ganze Frivolität der verdorbenen französischen Gesellschaft offen zur Schau, und nur das warme Interesse der alten Dame für Kunst und Wissenschaft, und ihre witzige und muntere Laune waren im Stande, den Widerwillen zu mildern, den sie durch ihren unmoralischen Lebenswandel erregte. Genial und zugleich für das ganze Wesen dieser höchst weltlichen Aebtissin charakteristisch ist die Antwort, welche sie ihrer Nichte gab, als diese sie wegen der Beschwerlichkeit bedauerte, welche der allnächtliche Besuch der Klosterkirche ihr verursachen müßte. Lachend sagte sie: Ihr Anderen wißt nicht, wie wir Maler sind, wir sehen gern finstere Oerter und die Schatten, so die Kerzen machen, das giebt uns alle Tage neue Künste zur Malerei.

Wahrlich es konnte kaum etwas Gefährlicheres für eine junge, aufblühende Schönheit geben, als den häufigen Verkehr mit einer alten Dame dieses Schlages; allein Sophie Charlottens durchaus gesunde, sittliche Natur bewahrte sie vor aller bösen Ansteckung, und sie brachte von Paris nur einen lebhaften und gebildeten Geschmack für französische Kunst, Musik und Theater und das Bestreben zurück, für sich selbst und ihre Umgebungen eine Welt voll heitersten, harmlosesten Lebens=

genusses zu schaffen. Daß in demselben auch eine ernsthaftere Seite nicht fehlte, dafür hatte der frühe Umgang mit Leibnitz gesorgt[1]). Dieser große Gelehrte stand mit Sophiens Mutter (seiner großen Kurfürstin, wie er sie nannte) in einem wirklich freundschaftlichen Verhältnisse, und er wußte bei der jungen Prinzessin schon frühe eine Vorliebe für die Beschäftigung mit religiösen und philosophischen Fragen zu erwecken. Das war um so leichter, als Sophie Charlotte auf ein tieferes Nachdenken über die Unterscheidungslehren der drei christlichen Confessionen durch den seltsamen Umstand hingewiesen war, daß man sie bis zu ihrer Verlobung in der katholischen, lutherischen und reformirten Confession zugleich unterrichten ließ, damit sie sich zur Annahme eines dieser drei Glaubensbekenntnisse, entsprechend dem Glauben ihres künftigen Gatten, entschließen könnte. Daraus folgte denn natürlich eine Nichtachtung der positiven Religion überhaupt und eine, wenn auch nie offen ausgesprochene Verachtung gegen einen großen Theil der Geistlichkeit, an deren Zänkereien sie sich ergötzte, und die sie später sogar wiederholt zu Disputationen in ihrer Gegenwart ermunterte.

Es war das ganz in Leibnitzens Geist, der, im Her-

---

[1]) Er spielte damals in Hannover eine ähnliche Rolle wie Alexander von Humboldt in unseren Tagen am Berliner Hofe.

zen weit erhaben über die Spitzfindigkeiten der Theologen, es sich zur Aufgabe gemacht hatte, an der Vereinigung der Katholiken und Protestanten zu arbeiten und für dies Project alle die Fürsten zu gewinnen, mit denen er im Verkehr stand. Auch über philosophische Fragen unterhielt er sich vielfach mit der aufgeweckten jungen Prinzessin, welche es liebte, sich über wissenschaftliche Dinge aufklären zu lassen, ohne, wie man sich denken kann, eigentlich Philosophie zu studiren. Sie hatte Verstand genug, um sich alles Dasjenige, was Leibnitz ihr mittheilte, vollkommen klar zu machen, und sie trieb denselben durch ihre Fragen oft so sehr in die Enge, daß er in komischer Verzweiflung ausrief: Man kann ihr nie genug thun, sie will das Warum von dem Warum wissen.

In diese Lage wird der Philosoph allemal gegenüber dem unbefangenen Laien gerathen, der scharfsinnig genug ist, zu merken, daß die philosophischen Kunstausdrücke unter ihrer schwerverständlichen Chiffreschrift eigentlich nur ziemlich alltägliche Dinge verbergen. Leibnitz hatte genug vom Höflinge an sich, um auf die spielende Unterhaltung seiner fürstlichen Freundin einzugehen, wie es sich denn gar seltsam ausnimmt, daß man gar oft in seinen Briefen mitten unter kleinen Hofnachrichten, diplomatischen Anspielungen und schmeichelhaften Complimenten einer ganz ernstgemeinten Auseinandersetzung über den Begriff des unendlich

Kleinen oder über die Harmonie zwischen Leib und Seele begegnet. —

Wenn aber irgend fürstliche Damen es verdienten, daß der größte Philosoph des Jahrhunderts sich herbeiließ, die tiefsten Schätze seines Wissens zu ihrer Unterhaltung zu verwenden, so war das bei Sophie Charlotte und ihrer Mutter der Fall, welche durch rein menschliche Bildung ihre Standesgenossen damaliger Zeit weit überragten. Sie verdankten das zum großen Theil dem Umstande, daß ihrer Familie mehr als einmal das Unglück in einer Form nahe getreten war, wie es sonst in fürstlichen Häusern selten der Fall ist; sie hatten dadurch gelernt, wie thöricht der Wahn sei, daß über den Häuptern der Könige eine ganz besondere göttliche Gnade walte. Waren doch zwei ihrer Vorfahren, Maria Stuart und Carl I. von England, auf dem Blutgerüste gestorben, und die eigenen Großeltern Sophie Charlottens hatten Jahre lang in der Verbannung ein unstätes Leben von den Wohlthaten der niederländischen Republik fristen müssen. Solche Erfahrungen hatte die junge Fürstentochter wohl zu nützen verstanden, und weit entfernt, dadurch trübsinnig und melancholisch zu werden, hatte sie den Vorsatz gefaßt, ohne thörichten Hochmuth glücklich und beglückend auf ihrer Bahn durch's Leben zu schreiten.

Die Vermählung Sophie Charlottens mit dem brandenburgischen Kurprinzen war, wie wir hörten,

durch politische Rücksichten veranlaßt. Die junge Prinzessin ließ dies allgemeine Schicksal der Fürstentöchter über sich ergehen, ohne deshalb besonders unglücklich zu sein. Wenn sie auch in vertrauten, mündlichen und schriftlichen Mittheilungen ihren mißgestalteten Bräutigam verspottete, dessen kleinlicher, auf Aeußerlichkeiten gerichteter Sinn ihr wenig Hochachtung einflößte, so war sie ihm nichts desto weniger eine treue Gattin und erfüllte gewissenhaft die Pflichten, die er von ihr verlangte und die nicht sowohl auf eine innige Gemeinschaft des Lebens und der Seelen sich bezogen, als auf den Wunsch des Kurfürsten, seine Feste durch den Glanz zu verherrlichen, den die Gegenwart einer schönen und geistreichen Frau um sich verbreitet.

In den ersten Jahren nach ihrer Vermählung wirkte sie mit großem Takte und zugleich aus wahrer Herzensgüte dahin, die Zwistigkeiten an dem kurfürstlichen Hofe wenigstens äußerlich minder fühlbar zu machen. Der greise Friedrich Wilhelm erkannte das dankend an und wendete der neuen Schwiegertochter dafür seine Liebe und Hochachtung in hohem Maße zu.

Als Kurfürstin und noch mehr als Königin machte sie gern und dankbar von der Nachsicht ihres Gemahls Gebrauch, der ihr gestattete, in Lützelburg eine eigene, abgesonderte Hofhaltung zu führen und ihren Neigungen zu leben, so oft nicht irgend eine große Staats-

action oder ein besonders prachtvolles Sieges- oder Familienfest ihre Gegenwart in Berlin erforderten.

Nach Schlüter's unvergleichlichen Entwürfen wurde das Schloß in Charlottenburg für sie erbaut, dessen Ausführung leider hinter der Schönheit des ursprünglichen Planes um deshalb zurückblieb, weil der geschmeidige Hofbaumeister Eosander von Göthe sich Sophie Charlottens besonderer Gnade erfreute, die den in das Rococco hinüberspielenden Ueberladungen ihres Günstlings vor den grandiosen Erfindungen Schlüter's den Vorzug gab. In Berlin wurde das Schloß Monbijou [1]) für sie erweitert und verschönert, wo sie den noch jetzt vorhandenen, köstlichen Garten anlegte und das übrige dazu gehörige Terrain unter den freisinnigsten Bedingungen an Berliner Bürger zum Anbau eines schnell heranwachsenden, neuen Stadttheils überließ.

In diesen Schlössern richtete Sophie Charlotte ihren Haushalt nach eigenem Geschmacke ein und wich dabei in ihren Gewohnheiten so durchaus von der Tageseintheilung ihres Gemahls ab, daß die Höflinge sich aus den späten Abendgesellschaften der Königin noch gerade zu dem Lever des Königs begeben konnten, welcher, wie es am Hofe des großen Kurfürsten Sitte

---

[1]) Es hatte der Gräfin Wartenberg gehört und war nach deren Ungnade an den König gekommen.

gewesen, schon um 4 Uhr aufzustehen und dafür auch schon um neun zu Bette zu gehen pflegte. An großen Gallatagen mußte Sophie Charlotte sich denn nach diesen, von den ihrigen sehr abweichenden Stunden richten, und mit liebenswürdiger Geschicklichkeit verbarg sie die Langeweile, welche die steifen, ceremoniösen Hoffeste ihr einflößten. Nur bei einer und zwar leider bei der für den Kurfürsten allerwichtigsten 'Gelegenheit, nämlich bei der Königskrönung, scheint ihr einmal die Geduld ausgegangen zu sein. Während des ermüdend langen, kirchlichen Theils der Feierlichkeiten griff die neue Königin in die Tasche ihres Krönungsgewandes, um eine Dose hervorzuholen und durch eine Prise Tabak ihre abgespannten Nerven zu erfrischen. Der König gerieth durch diese Entweihung des hochheiligen Moments in die größte Entrüstung und entsandte einen Kammerherrn an den Thron der Königin, um ihr diesen Verstoß zu verweisen. Zur Charakteristik beider hohen Ehegatten dürfte kaum ein bezeichnenderes Beispiel gefunden werden. —

Uebrigens wußte Sophie Charlotte die weltliche und politische Seite der neuen Königswürde gar wohl zu schätzen, und sie war selbst thätig gewesen, um fremde Fürsten, namentlich den König von England, im Voraus zur Anerkennung der preußischen Krone zu bewegen. Sie hatte sich im Mai des Jahres 1700 nach Hannover begeben, um von da mit ihrer Mutter

zuerst in die Bäder von Aachen und dann nach Brüssel zu dem baierschen Kurfürsten Max Emanuel zu reisen, der als kaiserlicher Statthalter in den Niederlanden residirte. Die Gemahlin desselben, Johann Sobieski's Tochter, wurde auf unsere junge Kurfürstin im höchsten Grade eifersüchtig, was der schönen Fürstin natürlich viel Vergnügen machte. Sie soll sich darüber in einer Weise geäußert haben, welche beweist, wie lebhaft in ihr noch zuweilen der Ton des Versailler Hofes nachklingen konnte. „Ohne mir schmeicheln zu wollen," sagte sie zu dem Kurfürsten, „darf ich glauben, daß ich besser dazu gepaßt hätte, Ihre Frau zu sein, als diese eifersüchtige Polin. Sie lieben das Vergnügen, ich hasse es nicht, Sie sind galant, ich bin nicht eifersüchtig, Sie würden mich nie bei übler Laune gefunden haben, und wir hätten eine ganz gute Ehe geführt!"

Die Kurfürstin hatte den Wunsch gehabt, auf dieser Reise ihren Liebling Leibnitz mit sich zu nehmen, allein derselbe entschuldigte sich mit dem Verbote seiner Aerzte. Als Entschädigung wünschte nun Sophie Charlotte den in Holland weilenden hochberühmten Peter Bayle, den Vorläufer Voltaire's und Rousseau's, kennen zu lernen, und überwand mit merkwürdiger Geduld die Hindernisse, welche die sonderbaren Launen des kränklichen Gelehrten ihr entgegenstellten.

Die Zusammenkunft mit dem Könige von England hatte sowohl für Sophie Charlotte als für deren

Mutter den gewünschten Erfolg, indem Wilhelm nicht nur die Anerkennung der preußischen Königswürde seinerseits versprach und dadurch großen Einfluß auf die Entschließungen des österreichischen Hofes übte, sondern sich auch den Wünschen der Kurfürstin von Hannover geneigt zeigte, welcher für sich und ihre Nachkommenschaft das Thronfolgerecht in den großbritannischen Königreichen zugesichert wurde.

Diese Reise und die durch dieselbe erzielten Erfolge waren für Friedrich so wichtig, daß es sicherlich zu den vielen ganz ungenauen Nachrichten gehört, die in Pöllnitz's Memoiren sich finden, wenn derselbe behauptet, der Kurfürst habe seine Gemahlin nicht reisen lassen wollen und Sophie Charlotte sei genöthigt gewesen, Wartenberg's Vermittelung nachzusuchen und dessen Frau den Zutritt zu ihren Assembleen zu gestatten, um sich den allmächtigen Günstling geneigt zu machen. Die Gräfin Wartenberg hatte übrigens von dieser so lange vergebens angestrebten Ehre nur wenig Freude. Sophie Charlotte machte sich das Vergnügen, die ungebildete Frau dem Gelächter der Hofleute Preis zu geben, indem sie mit ihr nur französisch redete, was die ehemalige Kammerdienerfrau nicht verstand.

Da das Verhältniß der Königin zu ihrem von Günstlingen geleiteten und beherrschten Gemahle bei der Verschiedenheit der Charaktere stets ein sehr kühles bleiben mußte, so konnte sie auch auf die Staatsge-

schäfte keinen wesentlichen Einfluß gewinnen. Statt dessen suchte und fand sie ihre Befriedigung innerhalb eines engeren Zirkels von Personen, welche durch gemeinsame Richtung auf ernstere Dinge verbunden waren, und in der Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften, die am Hofe zu Berlin nur zur Geltung gelangten, wenn sie der eitlen Pracht des Hofes sich dienstbar erwiesen. Friedrich der Große rühmt es als ein Verdienst der edlen Fürstin, daß sie zuerst den Damen am Hofe eine würdigere Stellung eingeräumt habe, und ein anderes noch größeres Verdienst erwarb sie sich dadurch, daß sie geistreichen und tugendhaften Personen ohne Rücksicht auf Geburt den Zutritt zu ihren Gesellschaften gestattete. Namentlich liebte sie die Unterhaltung mit den Damen von der französischen Colonie, deren feinere Bildung und Sitte allerdings den märkischen Frauen überlegen war. Da die Franzosen zum großen Theil ihre Güter bei der Auswanderung verloren hatten und deshalb nicht im Stande waren, den Luxus in Kleidern, Dienerschaft und Equipage zu entfalten, welchen Friedrich von einem Jeden forderte, der in den Räumen des Berliner Schlosses sich zeigen wollte, so hatte Sophie Charlotte die verständige Einrichtung getroffen, daß diese Damen bei ihr in einfachem schwarzen Anzuge erscheinen durften.

Wie sehr sie bemüht war, sich durch den Umgang mit den Personen, welche in ihre Nähe kamen, nicht

blos eine leichte Zerstreuung, sondern wirkliche Förderung ihrer geistigen Bildung zu erhalten, darüber liegen uns sehr merkwürdige Urkunden vor. So hat z. B. Leibnitz erklärt, daß sein berühmtes Werk, die Theodicee[1]), in welchem er Gottes Güte und Weisheit denen gegenüber rechtfertigen wollte, die das Uebel und die Sünde mit den Eigenschaften des höchsten Wesens nicht in Einklang bringen können, — aus den Aufzeichnungen entstanden sei, die er für die Königin jedes Mal niedergeschrieben, so oft er sich mit ihr über Bayle's dahin einschlagende Schriften unterhalten hatte. Wir besitzen ferner eine sehr gründliche, von der Königin selbst verfaßte Abhandlung über ihre Gespräche mit dem damals berühmten englischen Freidenker Toland und mit dem Jesuiten Vota. Der würdige Beausobre, Pastor der französischen Colonie, mußte in ihrer Gegenwart die Zweifel zu widerlegen suchen, welche Toland gegen die Echtheit der Evangelien vorbrachte.

Ein bleibenderes Denkmal auf dem Gebiete der Gelehrsamkeit stiftete sich aber Sophie Charlotte durch den wesentlichen Antheil, welchen sie an der Gründung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin nahm. Man erzählt, daß einst an der königlichen Tafel die

---

1) Dasselbe erschien erst 5 Jahre nach dem Tode der Königin unter dem Titel: Essais de Theodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal.

Rede auf die astronomischen Berechnungen kam, deren man behufs Einführung des verbesserten Gregorianischen Kalenders an Stelle des Julianischen bedurfte. Die Königin fand es unwürdig, daß man in Berlin keinen gelehrten Astronomen für die dahin einschlagenden Arbeiten besäße und soll dadurch auf den Gedanken gekommen sein, eine gelehrte Gesellschaft nach dem Muster der pariser Akademie zu stiften. In der That aber ist der Plan zu einer solchen Anstalt von Leibnitz ausgegangen. Dieser große Mann, welcher ebensoviel staatsmännische Geschicklichkeit als tiefe Gelehrsamkeit in sich vereinigte, wurde von dem hannöverschen Hofe vielfach dazu benützt, durch seine persönliche Vermittelung das gute Vernehmen mit dem brandenburgischen Hause aufrecht zu erhalten und wiederherzustellen, so oft dasselbe durch allerlei kleine Eifersüchteleien, Rangstreitigkeiten und sonstige Vorfälle getrübt wurde.

Nachdem 1697 der allmächtige Minister Dankelmann, nicht ohne stille Mitwirkung Sophie Charlottens, gestürzt worden, erschien es für diese selbst sowohl wie für ihre Mutter von der äußersten Wichtigkeit, daß die Leitung des unselbstständigen Kurfürsten nicht in feindliche Hände komme. Leibnitz, deshalb um Rath gefragt, gab zu verstehen, daß er selbst der Mann sei, der hier am Besten wirken könnte. In einem eigenen an die Kurfürstin Sophie gerichteten Denkschreiben

führte er aus [1]), wie man mit großer Vorsicht zu Werke gehen müsse, um den Kurfürsten nicht mißtrauisch zu machen, der, gerade weil er im Geheimen sich unfähig fühlte, ohne fremde Leitung zu regieren, desto eifersüchtiger auf den Schein seiner Selbstständigkeit hielt. Um hier zu vermitteln, müsse ein Vertrauter, und zwar ohne diplomatische Beglaubigung, unter passendem Vorwande die Möglichkeit haben, sich, ohne Argwohn zu erregen, zwischen Hannover und Berlin hin- und herzubegeben, um wegen des Mißbrauchs, dem jede schriftliche Mittheilung ausgesetzt wäre, Alles mündlich zu verhandeln. In Bezug hierauf äußert sich denn Leibnitz mit gerechtem, obgleich in der Form etwas naivem Selbstbewußtsein folgendermaßen: „Ich kann für ein solches Geschäft keine geeignetere Person vorschlagen, als mich selbst. Es ist bekannt, daß ich mich in hervorragender Weise auf dem Gebiete der profundesten Wissenschaften ausgezeichnet habe, daß ich Mitglied der Londoner Akademie bin und von Rechtswegen auch Mitglied der pariser Akademie sein sollte, und daß meine Schriften in England, Frankreich und Italien mit dem größten Beifall gelesen werden. Wenn man mich mit einer Art von Oberaufsicht über die Anstalten betraute, welche man jetzt in Berlin zu errichten gedenkt, um Künste und Wissenschaften zu Ehren des

---

[1]) Feder, die Kurfürstin Sophie p. 233.

Kurfürsten in Flor zu bringen, so würde ich Gelegenheit haben, an beiden Höfen im Interesse der Kurfürstinnen die besten Rathschläge zu ertheilen."

Leibnitz hatte außer diesem angedeuteten Zwecke zugleich seine Pläne zur Vereinigung der protestantischen Religionsparteien im Auge, denen es zu statten kam, wenn er sich an den beiden mächtigsten evangelischen Höfen als vertrauter Vermittler festsetzen konnte. Um der Verwirklichung seiner Absichten näher zu kommen, knüpfte er für's Erste an die Kalenderangelegenheit an und arbeitete nach allen Seiten hin mit so viel Umsicht, daß, als er im Mai 1700 zu Berlin erschien, das Zustandekommen einer Akademie bald gesichert war.

Der Plan, den er für dieselbe entworfen hatte, zeichnet sich ganz besonders dadurch aus, daß Leibnitz im Gegensatze zu dem Geiste der Zeit wie in so vielen seiner wissenschaftlichen Bestrebungen, weit ausschauend auf die Bedürfnisse der Zukunft, auf das Studium deutscher Sprache, deutscher Geschichte und deutschen Wesens das größte Gewicht legte und verlangte, „daß absonderlich gesorgt werden soll, daß es eine teutsch gesinnte Societät der Scienzien sei." Dieselbe sollte für den ganzen Umfang der Wissenschaften dasjenige leisten [1]), was die fünf Jahre vorher von Friedrich gestiftete Akademie der Künste für die Malerei, Bildhauerei

---

[1]) Guhrauer, Leibnitzens Biographie II. 160.

und Baukunst zu leisten bestimmt war. Sie sollte neben den Universitäten, ohne in directer Beziehung zu denselben zu stehen, auf die Beförderung der Landescultur hinwirken. „Nicht in ihrer Abstraction dürfen die Wissenschaften aufgefaßt werden, sondern in Anwendung auf das leibliche und geistige Wohl der bürgerlichen Gesellschaft. Die Akademie soll Theorie und Praxis vereinigen und nicht allein die Künste und Wissenschaften, sondern auch Land und Leute, Feldbau, Manufacturen und Commercien, mit einem Worte, den allgemeinen Wohlstand verbessern, und sämmtliche Behörden und öffentliche Anstalten müssen der neuen Anstalt auf jede Weise hilfreiche Hand bieten."

Am 11. Juli 1700 wurde die Stiftungsurkunde von dem Kurfürsten unterzeichnet, aber mit der Ausführung des Planes ging es sehr langsam von statten. Leibnitz, welcher schon am 12. Juli, dem Tage nach der Stiftung, zum ersten Präsidenten der neuen Societät ernannt wurde, blieb neben dem Astronomen Kirch, den man aus Guben nach Berlin berief, für's Erste fast das einzige thätige Mitglied, und obgleich man an viele Gelehrte des In- und Auslandes Patente ertheilte, so dauerte es doch zehn Jahre, bis ein Sitzungslokal für die Zusammenkünfte ermittelt war. Es ging damit wie mit den meisten Dingen, die Friedrich unternahm. Für Alles, was nicht unmittelbar zur Befriedigung seiner Prachtlust und Eitelkeit diente, war niemals Geld

vorhanden, und nachdem die Münzen auf die Gründung der Akademie geprägt und die lobpreisenden Zuschriften eingegangen waren, hatte die Sache ihr Hauptinteresse für ihn verloren.

Leibnitz erschöpfte seinen Scharfsinn, um Einnahmequellen für die Anstalt herbeizuschaffen. Er entwarf den Plan zu einer allgemeinen Feuerversicherung, deren Ueberschüsse der Akademie zu Gute kommen sollten; er wollte für Rechnung derselben den Seidenbau im Lande einführen, den Kalenderstempel erheben und der neuen Anstalt die Büchercensur überweisen, wofür dieselbe den Eingangszoll von fremden Druckschriften erhielte u. s. w. Doch überall traf er auf Hindernisse und zwar nicht allein in Beziehung auf das äußere Bestehen seiner Schöpfung, sondern auch gerade bei den besten und lautersten Vorschlägen für die Thätigkeit der Societät. So hatte er den schönen Plan, eine Sammlung deutscher Worte und Ausdrucksweisen aus dem Volksmunde zu veranstalten und ein deutsches Wörterbuch nach Art des Dictionnaire de l'academie ausarbeiten zu lassen. Allein die gelehrten Begutachter dieser Entwürfe machten dagegen, nicht ohne Anschein von Berechtigung, vielerlei Einwendungen. „Die fruchtbringende Gesellschaft," stellte man dem Kurfürsten vor, „hat so viel Allarm gemacht und die Zierlichkeit der teutschen Sprache trefflich zu fördern promittiret, allein man lese doch nur die Schriften aller darin gewesener Glieder,

so wird man finden, daß sie das ganze simple Idioma linguae Germanicae, darauf wirklich diese Sprache steht, confundiret und närrischer Weise prostituiret."

Das verhielt sich nun freilich so, aber Leibnitz wäre der Mann gewesen, der mit den nöthigen Mitteln ausgestattet schon damals die Wege entdeckt hätte, welche man erst in viel späteren Zeiten betrat, um zum Ziele zu gelangen.

Seine Bemühungen für die Hebung der neuen Akademie dauerten, allerdings ohne sonderlich glänzenden Erfolg, so lange fort, als Sophie Charlotte lebte. Mit ihrem Tode geriethen sie in's Stocken und die folgende Regierung Friedrich Wilhelm's I. war bekanntlich nicht danach angethan, einer Societät der Wissenschaften neues Leben einzuhauchen. So blieb die Wiederbelebung, gewissermaßen die zweite Stiftung der Anstalt, dem großen Friedrich vorbehalten, welcher indessen dabei die wesentlich deutschen Absichten Leibnitzens gar wenig berücksichtigte. Sophie Charlotte aber wird stets das Verdienst behalten, mit wahrer Liebe für die Wissenschaften diese Angelegenheit zuerst in die Hand genommen zu haben.

Nicht minder warmen Eifer als diesen ernsten Studien widmete die Königin den Künsten, besonders der Musik, deren Regeln sie studirte, so daß sie nicht nur mit großer Virtuosität auf dem Klaviere spielte, sondern auch in eigenen Compositionen sich versuchte. Der

großen Sammlung von musikalischen Werken, welche sie besaß, ist bereits anderweit gelegentlich gedacht worden.

Was die Bildhauerei und Baukunst anbetrifft, so haben wir schon bei Gelegenheit des Charlottenburger Schloßbaues erwähnt, daß Sophie Charlotte das Genie des großen Schlüter nicht erkannte und ihm den untergeordneten Eosander von Göthe und dessen Rococcoarbeiten vorzog.

Die Absonderung, in welcher die Königin sich mit ihrem Hofstaate in Charlottenburg verhielt, war nur der Ausdruck des Gegensatzes zwischen ihren freien und heiteren Neigungen zu der steifen, überladenen Hofhaltung ihres Gemahls. Dadurch machte es sich von selbst, daß um die Königin, so sehr dieselbe sich auch absichtlich von der Einmischung in die Staatsgeschäfte fernhielt, sich dennoch Alles sammelte, was gegen die regierenden Günstlinge, welche den König beherrschten, Opposition machte, und von den Umgebungen der Königin war auch der erste damals mißlungene Versuch ausgegangen, den verdienstvollen Dankelmann zu stürzen, welcher nicht minder ihr, als dem Könige gegenüber gern die Ausgaben des Hofes in ein einigermaßen richtiges Verhältniß zu der Leistungsfähigkeit des Landes gesetzt hätte.

Diese Opposition gegen den König und seine Minister zeigte sich auch auf dem Gebiete der religiösen und politischen Ansichten. Denn während Friedrich mit

großer Starrheit an den Dogmen des reformirten Bekenntnisses festhielt, legte Sophie Charlotte, als Schülerin von Leibnitz, einen hohen Grad von Gleichgiltigkeit gegen die Unterschiede innerhalb der evangelischen Confession an den Tag, und trug ebenso im Gegensatz zu den Standesvorurtheilen ihres Gemahls, der den Geburtsadel in lächerlicher Weise begünstigte und bevorzugte, eine Geringschätzung dieser Rangunterschiede zur Schau, mit der es übrigens nicht so ernsthaft gemeint war. Es begann damals schon bei den Königen und Fürsten Europas jenes Spielen mit freisinnigen Aeußerungen von der Gleichheit aller Menschen, von der Pflicht der Herrscher, sich als Diener des Staats zu betrachten und dergleichen, ohne daß die hohen Herrschaften sich träumen ließen, wie bald die Zeit kommen könnte, wo die Völker sie beim Wort nehmen würden. Auch in dieser Beziehung ist Sophie Charlotte gewissermaßen für ihren großen Enkel ein Vorbild gewesen.

Es tritt uns hier die so oft sich wiederholende Erscheinung entgegen, daß die menschlichen Eigenthümlichkeiten in der dritten Generation wiederkehren, während die eigenen Kinder sich in einer dem Charakter der Eltern gerade entgegengesetzten Weise ausbilden. In der That kann man sich kaum eine größere Verschiedenheit denken, als zwischen der Gemüthsart und den Neigungen Sophie Charlottens und denen ihres einzigen Sohnes Friedrich Wilhelm stattfand.

Die eigenwillige und störrische Art des Knaben machte ihr große Sorgen. Seine Verachtung für jeden feineren Lebensgenuß, sein Geiz, sein unbändiger Jähzorn, seine Abneigung gegen Alles, was an Kunst und Wissenschaft erinnerte, seine Unhöflichkeit gegen die Damen, das Alles erschien ihr so unköniglich, so unritterlich, daß sie beschloß, durch jedes Mittel der Erziehung auf eine Milderung solcher schroffen Eigenthümlichkeiten hinzuwirken. So hoffte sie z. B. den harten Charakter ihres Sohnes dadurch zu schmeidigen, daß sie den Gouverneur desselben aufforderte, etwaige Galanterien des Prinzen zu begünstigen.

Als letztes Mittel endlich sollte eine Reise nach Holland und England versucht werden, um den rauhen Edelstein an fremden Höfen abschleifen zu lassen. Mit vieler Mühe erlangte Sophie Charlotte Einwilligung und Mittel zu einer solchen Reise ihres Sohnes, und der sechszehnjährige Kronprinz verließ seine Mutter, um dieselbe nicht wieder zu sehen. Die Königin liebte, trotz aller Widersprüche beider Charaktere, ihren Sohn auf's Zärtlichste und nach der Abreise desselben fand man auf ihrem Tische mit Thränen benetzt ein Blatt, auf welches sie ein Herz gezeichnet hatte mit der Inschrift: est parti. — Die Art der damaligen französischen Hofcultur kennzeichnet es vortrefflich, daß eine Mutter dem Schmerz über die Trennung von ihrem einzigen Sohne durch einen Rebus Ausdruck zu geben sucht.

Sophie Charlotte ist von den Zeitgenossen die philosophische Königin genannt worden. Im Sinne damaligen Sprachgebrauches gewiß mit Recht. Durch ihre ganze Denkart zieht sich eine Vorahnung der Culturstufe, die man fünfzig Jahre später mit dem Namen der Aufklärung bezeichnete und welche durch ein hauptsächlich verneinendes Entgegentreten gegen veraltete Vorurtheile sich kund gab. —

Auf der Reise nach dem Haag, wo sie ihren Sohn vor dessen Ueberfahrt nach England noch einmal sehen wollte, erkrankte Sophie Charlotte im Hause ihrer Mutter zu Hannover am 18. Januar 1705, bald nach ihrer Ankunft. Ein Halsübel, durch welches sie sich nicht abhalten ließ, an den ihr zu Ehren veranstalteten Hoffestlichkeiten Theil zu nehmen, steigerte sich schnell in bedenklichster Weise. Sophie Charlotte fühlte, daß sie sterben müßte. In der Nacht vor ihrem Tode begab sich der Pastor der französischen Gemeinde zu Hannover in das Krankenzimmer und machte der Königin in wohlgemeintem Eifer fromme Vorstellungen über die Nichtigkeit des irdischen Glanzes, dem sie vielleicht zu viel Gewicht beigelegt habe, und wie vor Gott alle Menschen gleich seien. Die Sterbende hörte ihn ruhig an und erwiederte nur: „Ich weiß das," bat dann aber ihren Bruder, dafür zu sorgen, daß man sie allein lasse, weil sie geistlichen Trost nicht bedürfe und überzeugt sei, mit ihrem Gotte sich gut zu stehen. Zu einer

ihrer Damen, welche weinend an das Sterbelager trat, sagte sie [1]): „Beklagt mich nicht! Ich werde nun meine Wißbegierde über alles das befriedigen können, was Leibnitz niemals zu ergründen vermochte, über die Grundursachen aller Dinge, über Raum und Zeit und Sein und Nichtsein, und meinem Gemahl werde ich Gelegenheit geben, bei einem fürstlichen Begräbniß seine ganze Prachtliebe zu entfalten."

Am 1. Februar 1705 hauchte diese merkwürdige Frau in den Armen ihrer Mutter den letzten Seufzer aus.

Sophie Charlotte hatte ihr siebenunddreißigstes Jahr noch nicht vollendet.

Den König erschütterte die Todesbotschaft tiefer als man nach dem wenig innigen Verhältnisse, in welchem er mit seiner Gemahlin gelebt, hätte erwarten sollen. Allein er verleugnete seine Natur nicht, indem er fünf Monate lang an den Vorbereitungen zu einer feierlichen Bestattung arbeiten ließ. Während dieser Zeit brannten Tag und Nacht viele hundert Wachskerzen neben dem Sarge. Das Trauergerüst im Dome kostete allein 100,000 Thaler. Acht verschiedene Münzen ließ er zum Andenken an die Dahingeschiedene prägen.

---

[1]) Nach der Mittheilung Friedrich des Großen, der über die letzten Augenblicke seiner Großmutter doch wohl gut unterrichtet sein mußte. Memoires de Brandebourg III. 19.

Wer die Zimmer zu ebener Erde des Charlottenburger Schlosses betritt, welche bis auf diesen Tag ihre alte Einrichtung bewahrt haben, der kann sich noch heute in jene Zeiten zurückversetzt fühlen, wo die philosophische Königin hier Hof hielt und mehr durch ihren Charakter und ihre Denkungsart als durch ein eigentlich thätiges Eingreifen in die Begebenheiten, bildend und veredelnd auf die Sitten der Zeitgenossen wirkte.

Sechstes Kapitel.

Friedrich Wilhelm I. Jugend. Thronbesteigung. Erste Regierungshandlungen.

Nach Lord Chesterfield's Ausspruch haben die Könige das Vorrecht, daß sie erst hundert Jahre nach ihrem Tode schlecht werden. Bis zu diesem Zeitpunkt findet die Welt an ihnen Nichts zu tadeln, sondern nur zu loben.

Friedrich Wilhelm I. hat sich eines solchen Privilegiums nicht zu erfreuen gehabt, vielmehr galt er bei seinen Zeitgenossen für einen harten, geizigen und grausamen Tyrannen. Auch in den Augen der nachfolgenden Generation wurde das viele Gute und Vortreffliche, was er geschaffen, durch den Glanz der Thaten seines Sohnes verdunkelt, so daß es erst der neuesten Zeit vorbehalten blieb, diesem durch und durch originel-

len Monarchen die volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Am 4/15. August 1688, wenige Monate nach dem Tode des großen Kurfürsten geboren, dessen Namen ihm in der Taufe beigelegt wurden, war er der einzige am Leben gebliebene Sohn seines Vaters aus dessen zweiter Ehe mit Sophie Charlotte von Hannover.

Selten oder niemals mögen die geistigen und leiblichen Eigenthümlichkeiten eines Menschen von denen seiner Eltern mehr verschieden gewesen sein, als dies bei dem Kurprinzen der Fall war, gleichviel ob man denselben mit seinem schwachen, prachtliebenden Vater oder mit der geistreichen, ästhetischen Mutter vergleicht.

Das unbändige Naturell des urkräftigen Knaben hatte unter dem schädlichen Einfluß weiblicher Erziehung oder vielmehr Verziehung volle Freiheit, sich üppig zu entfalten. Ungehindert durfte er die Gespielen mißhandeln, welche in seine Nähe kamen, und als die Mutter einst gewahrte, wie ihr Sohn den kleinen verwaisten Prinzen von Curland, seinen Vetter, der am Berliner Hofe erzogen ward, bei den Haaren zu Boden geschleudert hatte, rief sie mit wehmüthigem Tone ihm zu: Mein Sohn, was thust Du da, ohne ihn zu strafen. Die alte Kurfürstin von Hannover war ebenfalls in den kräftigen Enkelsohn verliebt und nahm den fünfjährigen Knaben mit sich an ihren Hof. Allein der junge Prinz mißhandelte dort den kleinen

Kurprinzen, nachmaligen Georg II. von England, so arg und zankte mit demselben in solcher Weise, daß man ihn bald zurückschicken mußte, ohne zu verhindern, daß zwischen beiden fürstlichen Knaben eine durch's Leben andauernde Feindschaft entstand.

Auch die edle Erzieherin seiner ersten Kinderjahre, Frau v. Roucoules, hatte keine Gewalt über den Prinzen; denn wenn ihm mit Strafen gedroht ward, so schwang er sich wohl auf die Fensterbrüstung der oberen Schloßetage und machte Miene, sich hinabzustürzen, worauf denn natürlich Verzeihung erfolgte.

Die Erziehung des siebenjährigen Prinzen wurde darauf 1695 männlichen Händen anvertraut. Nicht ohne Mühe setzte Sophie Charlotte es durch, daß der von ihr begünstigte Graf Alexander von Dohna die Stelle des Oberhofmeisters erhielt. Die Wahl war eine sehr zweckmäßige, denn Dohna wird als ein ernster Mann von edlen, strengen Sitten und religiöser Gesinnung geschildert, welcher den Kronprinzen in dessen angeborener Neigung zur Ordnung und Sparsamkeit um so mehr bestärkte, als er selbst ein guter Wirth war und die Verschwendung des Hofes durchaus mißbilligte.

Unter seiner Leitung entwickelten sich denn auch die sittlichen Anlagen des Prinzen nach vielen Richtungen hin vortrefflich. Aber ihm Lust am Lernen beizubringen, war unmöglich. Was nicht auf Krieg und Soldaten Bezug hatte, war ihm verächtlich, und die

Methode der Lehrer scheint auch zum Theil von der Art gewesen zu sein, um selbst einem lernlustigen Kinde die Wissenschaften zu verleiden. Auf großen Bogen mußte er Stellen aus dem alten Testamente in's Deutsche, Französische und Lateinische übersetzen, obgleich er im Lateinischen niemals in seinem Leben über die allerersten Anfangsgründe hinweggekommen ist. Das war auch kein Wunder, denn der Lehrer hatte die Weisung erhalten, den Prinzen nicht mit grammatischen Regeln zu quälen, sondern ihm die Sprache spielend beizubringen, deren Erlernung damals, wo noch die meisten diplomatischen Verhandlungen lateinisch geführt wurden, für einen Fürsten unumgänglich nothwendig schien. Französisch lernte er von Kind auf durch seine Umgebungen am Hofe und durch seine Mutter, so daß er sich mündlich und schriftlich in dieser Sprache gut genug ausdrücken konnte, obgleich ihm dieselbe zuwider war und er nie ohne Noth anders als deutsch sprach.

Daß er es im Schreiben zu keiner richtigen Anwendung der Orthographie gebracht, beweisen die vielen eigenhändigen Ordres von seiner Hand, welche uns aufbehalten sind. Für Zeichnen und Malen hatte er von Jugend auf große Vorliebe, allein die Heftigkeit und Ungeduld seines Charakters ließ ihn zu keinen Fortschritten kommen und seine z. B. auf dem Blankenburger Schlosse befindlichen Oelgemälde sind Nichts als

grob ausgetuschte Umrisse, die er sich von fremder Hand vorzeichnen ließ.

Gegen alle Schriftsteller, mit Ausnahme etwa der Theologen, hatte er eine gründliche Verachtung. Er erklärte sie für geschmacklose, lächerliche Pedanten, und leider war die untergeordnete gesellschaftliche Bildung, das linkische Benehmen und die dürftige Lage der Literaten, welche begierig nach Geschenken und Gnadenbezeigungen seines Vaters Hof umschwärmten, nicht dazu angethan, ihm eine hohe Meinung von dem Gelehrtenstande beizubringen. Vielleicht wäre Leibnitz im Stande gewesen, sich in den Augen des Prinzen Achtung zu verschaffen, allein auf diesen philosophischen Freund seiner Mutter hatte der junge Friedrich Wilhelm einen ganz besonderen Haß geworfen, weil er ihn für den Anstifter der langweiligen Unterhaltungen à la Télémaque ansah, die er in Charlottenburg zu erdulden hatte. Der Leibnitz, sagte Friedrich Wilhelm, ist ein närrischer Kerl, nicht einmal zum Schildwachtstehen zu gebrauchen [1]).

Sophie Charlotte liebte zwar ihren einzigen Sohn auf's Innigste, allein sie hatte zu wenig Verständniß für den eigenthümlichen Charakter desselben, um erziehend auf ihn wirken zu können. Das rauhe, spartanisch strammzusammengeraffte Wesen des Prinzen, der

---

1) Anemonen III. 6.

nur für das unmittelbar Nützliche Sinn hatte und allen Glanz und Schein verachtete, konnte sie ebenso-wenig würdigen, wie er im Stande war, auf die zarten Empfindungen der Mutter einzugehen und deren geist-reiche französische Correspondenz mit der geliebten Hof-dame Pöllnitz zu bewundern; und wiederum erfüllte es das Herz der Königin mit wahrem Kummer, wenn sie sah, wie ihr Sohn lieber mit Stallknechten und gemeinen Soldaten als mit Kammerherren und frem-den Gesandten sich unterhielt. Sein Geiz erschien ihr ebenso unköniglich wie sein Mangel an Galanterie ge-gen Damen, und die Ausbrüche eines ungebändigten Jähzornes, der sich in Mißhandlungen seiner Pagen und Dienstboten Luft machte. Wenn sie auf den zar-ten Teint des jungen Prinzen stolz war, so bestrich die-ser sich das Gesicht mit Oel, um sich von der Sonne bräunen zu lassen, damit er männlicher erscheine, und was dergleichen mehr war.

Allein während die Königin über ein solches ihren eigenen Gewohnheiten und Anschauungen so ganz ent-gegenstrebendes Gebahren in Verzweiflung war, ver-gaß sie in Betracht zu ziehen, daß der Mangel an ab-geschliffenen Formen und höfischer Sitte reichlich auf-gewogen ward durch des Prinzen Geradheit und Wahr-haftigkeit und durch die Reinheit seines Gemüthes, vermöge deren er die Tugend der Keuschheit in höchstem Maße an sich selber übte und an Anderen hochachtete,

was für einen Fürsten doch noch etwas mehr bedeuten will, als wenn er es versteht, den Damen den Hof zu machen. Sie begriff nicht, daß für ein Land, welches durch die Verschwendung eines üppigen Hofes an den Rand des Verderbens geführt war, der Geiz des künftigen Herrschers zum Segen werden sollte, und noch weniger konnte sie ahnen, wie die unbändige Soldatenleidenschaft des Sohnes den künftigen Heldenthaten ihres Enkels vorarbeitete. Ueberhaupt tritt nach jeder Richtung hin der Gegensatz zwischen den Anschauungen der Mutter und des Sohnes zu Tage.

Sophie Charlotte liebte es, nicht ohne eine gewisse geistige Koketterie, durch republikanische Redensarten ihre Freisinnigkeit vor der Welt zur Schau zu tragen, und es schmeichelte ihr, wenn man sie die republikanische Königin nannte. Der Kronprinz dagegen war erfüllt von den Gedanken an die unumschränkteste Fürstengewalt, und er hielt es für ein auf Gottes Wort gegründetes Recht des Herrschers, stummen und unbedingten Gehorsam von den Unterthanen zu fordern. Der Absolutismus erschien ihm wie ein religiöser Glaubensartikel, und so waren denn auch auf religiösem und kirchlichem Gebiete seine Begriffe himmelweit von denen der Mutter verschieden.

Die Königin galt mit Recht für eine Freidenkerin und die Gespräche über Glaubensstreitigkeiten, welche sie mit Eifer zu führen liebte, waren ihr vielmehr eine

erwünschte Gelegenheit, sich witzig und geistreich zu zeigen, als daß ein tief religiöses Bedürfniß dabei zu Grunde gelegen hätte. Ganz anders Friedrich Wilhelm. Ihn erfüllte der Glaube an den göttlichen Ursprung des neuen Testaments, und jeden Ausspruch der Bibel sah er allezeit für einen Befehl an, dem er selbst ebenso unbedingten Gehorsam schuldig wäre, wie er wiederum von der ganzen Welt verlangte, daß sie seinen Worten gehorchte. Mit Ehrfurcht lernte er den aus 357 Fragen bestehenden Katechismus und die 778 Bibelverse auswendig, welche als Antworten auf diese Fragen von dem Bischof Ursinus ausdrücklich zu seiner Unterweisung zusammengestellt waren, und er hat später bei seinen eigenen Kindern auf eine gleich strenge Unterweisung in der Religion unnachsichtlich gehalten. Wie sehr er in religiöser Beziehung von den Anschauungen der Mutter abwich, war ihm gar wohl bewußt, und wenn er von ihr sprach, pflegte er halb scherzend zu sagen: „Meine Frau Mutter war eine kluge Frau, aber eine schlechte Christin."

Mit seinem Vater fand eine größere Uebereinstimmung der kirchlichen Ueberzeugung statt, denn Friedrich I. hielt sich selbst allezeit für einen frommen Mann. Indessen darf man auch hier nicht von einer Aehnlichkeit zwischen Vater und Sohn sprechen, weil, was beide gemeinsam hatten, nicht sowohl in ihren Persönlichkeiten als in den Ueberlieferungen des gesammten hohen-

zollernschen Hauses begründet ist. Kein Fürst desselben hat den Beruf aus den Augen gelassen, ein Haupt der Protestanten in Deutschland, wo möglich in der ganzen Welt zu sein, und dieser Beruf zwang zu kirchlichem Verhalten und zu fortgesetztem Bemühen nach Vereinigung der beiden großen protestantischen Parteien.

In allen übrigen Dingen aber, äußerlichen und innerlichen, stand Friedrich Wilhelm zu seinem Vater in fast noch schrofferem Gegensatze als zu seiner Mutter. Des Kronprinzen von Gesundheit strotzende, stämmig untersetzte Figur, seine blühende Gesichtsfarbe, der schnell wechselnde Ausdruck seiner klaren Augen, der jählings von harmloser Freundlichkeit in das Feuer ungebändigter Wuth umschlagen konnte, der knappe, überall eng anschließende Anzug, die derbe Hausmannskost, die er genoß, — das Alles stach gar wundersam ab gegen die Erscheinung des ersten Königs von Preußen, dessen engbrüstige, gebeugte Gestalt, in die Wolke einer Lockenperücke gehüllt, in sammetnen, seidenen und goldverbrämten Gewändern, mit Diamanten und Spitzen geschmückt, sich im Schwarm der Hofleute und Günstlinge langweilig hin- und herbewegte, während der Sohn nur im Kreise von Soldaten sich wohlfühlte und an mehr als derber Unterhaltung und dazu passenden Späßen seine Lust hatte.

Der König stets ein Werkzeug in fremder Hand, ohne Lust und Kraft zur Arbeit, — der Kronprinz

Alles selbst verrichtend, anordnend, befehlend, in keinem Augenblicke müssig und niemals sich selbst oder Anderen Ruhe gönnend.

Der König in verschwenderischer Pracht die Hilfsmittel des erschöpften Landes vergeudend, der Kronprinz sparsam bis zum härtesten Geize, wo es Dinge galt, die er für unnütz hielt, und unnütz war in seinen Augen Alles, was nicht entweder baaren Vortheil abwarf oder zur Vergrößerung der Armee diente.

Der König mit Wohlgefallen die parfümirten Schmeicheleien der Hofpoeten und Gelehrten einathmend, die ihm ihre Werke zu Füßen legten, und ein Beschützer der schönen Künste, deren einzig würdige Aufgabe er darin erblickte, daß sie ihn selbst als den weisesten, den mächtigsten, den tapfersten König, als einen zweiten Salomo und Augustus verherrlichten, wogegen der Kronprinz die Büchermacher und Poeten für nichts Besseres ansah, als für eine Art von geschmacklosen Possenreißern [1]). Der Vater konnte sich nicht anders als in dem abgezirkelten Menuettschritt kleinlicher Hofceremonien bewegen, Friedrich Wilhelm haßte und verachtete alle beengenden Formen und schritt gerade durch. Die Wachtparade war sein gewöhnlicher Empfangs- und Thronsaal.

---

[1]) Daß Friedrich Wilhelm in übermüthiger Weinlaune geäußert, er könne unmöglich der Sohn eines so schwachen Vaters sein, ist nicht unwahrscheinlich. Morgenstern p. 11.

Von Jugend auf hatte der Prinz Gelegenheit genug, sich klar zu machen, daß seine Regierung dereinst den vollen Gegensatz zur Anschauung bringen sollte, der zwischen seinem und seines Vaters Charakter bestand. Er zählte erst zwölf Jahre, als er den Krönungszug nach Königsberg mitmachen mußte, und schon damals erbitterte ihn der Zwang der steifen Etiquette, dem er Wochen lang von früh bis in die Nacht unterworfen war, wie der Anblick der sinnlosen Verschwendung, von welcher er Zeuge sein mußte. Wie sehr ist es zu bedauern, daß sein bis auf unsere Tage erhaltenes kleines Ausgabebuch über die Dukaten, welche er von seinen Eltern zum Geschenke erhielt, gerade während der Krönungszeit eine Lücke hat, denn die Posten für Reparatur der Trommelstöcke und Patronentaschen und das Trinkgeld an den Grenadier, der ihm Granaten machen half, würden den in Königsberg verschleuderten Millionen trefflich erläuternd zur Seite stehen. Aber bei aller Mißbilligung, mit welcher der Sohn auf die Vorgänge am väterlichen Hofe hinblicken mußte, ließ er sich doch niemals zu einer unehrerbietigen Aeußerung oder gar zu einer Widersetzlichkeit gegen den Willen seines Königs hinreißen, vielmehr zollte er den Geboten desselben den gleichen unbedingten Gehorsam, den er sich vorgenommen hatte dereinst von allen Anderen zu heischen.

Im Großen und Ganzen läßt sich der Gegensatz

zwischen Vater und Sohn nicht kürzer und besser bezeichnen, als wenn man darauf hinweist, daß nach den Begriffen des Königs das Ideal eines Fürsten in Ludwig dem XIV. und dessen prachtvollem Hofe verkörpert war, während den Kronprinzen die riesenmäßige und doch so seltsame Erscheinung Peter's des Großen mit Bewunderung erfüllte, so daß er bei zunehmenden Jahren in stets wachsendem Maße sich dessen durchgreifende, Alles gewaltsam umgestaltende Herrscherthätigkeit zum Vorbilde nahm.

Wie Peter hatte auch Friedrich Wilhelm schon als Knabe seine Lieblingsbeschäftigung in dem möglichst vollkommenen Einüben einer Cadettenkompagnie gefunden, welche sein Vater für ihn errichtet hatte, und er hielt die kleine Truppe so vortrefflich in Ordnung, daß ihre Paraden unter die hübschesten Schauspiele gehörten, mit denen fremde Fürsten bei ihren Besuchen des Berliner Hofes unterhalten wurden.

1702 ernannte Friedrich seinen vierzehnjährigen Sohn in Anerkennung der bewiesenen kriegerischen Anlagen zum Obristen eines Infanterieregiments, und das von besonders günstigem Jagdrevier umgebene Amt Wusterhausen, welches ihm zum Sommeraufenthalt angewiesen wurde, beherbergte bald eine auserwählte Compagnie dieses Regiments, in welcher jeder einzelne Mann sich durch besonders schöne Figur und große Körperlänge auszeichnen mußte, denn schon so

frühe zeigte Friedrich Wilhelm seine später zur Leidenschaft gewordene Vorliebe für langgewachsene Soldaten. Der König war mit derselben nicht einverstanden, und wenn er nach Wusterhausen kam, mußte der Kronprinz vor ihm die längsten seiner Soldaten in Scheuern und Kellern verstecken.

Seit seinem siebzehnten Jahre durfte der Thronfolger den Sitzungen des Staatsrathes beiwohnen, und wenn ihm dabei auch keine entscheidende Stimme abzugeben gestattet wurde, so befestigte sich doch durch das, was er hier erfuhr, immer mehr bei ihm die Ueberzeugung, daß die Staatsverwaltung einer gänzlichen Umgestaltung bedürfte, wenn des Landes Gedeihen gefördert werden sollte.

Im Jahre 1704 erhielt der Kronprinz, wie oben erzählt worden, auf den Wunsch der Königin Erlaubniß, sich nach den Niederlanden und von da nach England zu begeben. Doch wurde seine Reise durch den am 1. Februar 1705 erfolgten Tod seiner Mutter unterbrochen. Er mußte nach Berlin zurückkehren, um den Leichenfeierlichkeiten beizuwohnen.

Da der König zunächst nicht daran dachte, sich wieder zu verheirathen, und der Kronprinz der einzige Stammhalter seines Hauses war, so eilte man demselben eine Gattin zu wählen.

Von drei Prinzessinnen, die Friedrich seinem Sohne vorschlug, erklärte dieser keine zu wollen, da er seine

Neigung bereits der Tochter Georg's von Hannover, seiner Cousine Sophie Dorothea zugewendet. Der König ertheilte seine Einwilligung, und am 28. Novbr. 1706 wurde zu Berlin die Vermählung gefeiert.

Die Braut zählte neunzehn, der Bräutigam erst achtzehn Jahre. Der festliche Zug, welcher die Prinzessin und ihr Gefolge der neuen Bestimmung entgegenführte, brauchte zwölf Tage, um von Hannover nach Berlin zu gelangen, und als ein Theil des Hofstaates ihr bis an die Grenze entgegengekommen war, entstand eine so unabsehbare Caravane von Carossen und Gepäckwagen, daß im Brandenburgischen auf jeder Station 870 Pferde gebraucht wurden.

Drei Wochen lang dauerten die Festlichkeiten, welche Friedrich mit seiner gewohnten Pracht zu großer Belästigung des Landes veranstaltete, dem ungeheuere Naturallieferungen aufgelegt waren.

Die Ehe des Kronprinzen war durch unwandelbare Treue und edle Einfachheit ausgezeichnet und konnte in damaligen Zeiten, wo an den europäischen Höfen wilde Liederlichkeit herrschte, für eine wahre Musterehe gelten, in welcher nur die Ausbrüche des ungezügelten Jähzornes, denen Friedrich Wilhelm sich hingab, zeitweise Störungen veranlaßten, bis in späteren Jahren die englisch-österreichischen Intriguen das Gemüth der Königin gegen ihren Gemahl auf's Tiefste erbittert hatten. Leider wurden den jungen Gatten die ersten

Jahre ihrer Verbindung durch die Mißverhältnisse getrübt, welche Friedrich's unglückliche dritte Ehe herbeiführte, so wie durch die entsetzliche Pestkrankheit, die in den östlichen Provinzen einen großen Theil der Bevölkerung hinwegraffte. Daß dadurch der Hof sich in seinem verschwenderischen Treiben nicht stören ließ, konnte den Widerwillen des Kronprinzen gegen dasselbe nur erhöhen, und indem er nach Wartenberg's Sturz seine bisherige Zurückhaltung aufgab und größeren Einfluß bei seinem Vater erlangte, konnte er wenigstens einige der schreiendsten Mißbräuche allmählich abstellen. Namentlich ist es ihm zuzuschreiben, daß dem verderblichen Versuche mit der Vererbpachtung der Domainen ein Ende gemacht und dieselben wieder in Zeitpacht gegeben wurden, womit man im Clevenschen den Anfang machte.

Im April 1709 schickte der König seinen Sohn zu den preußischen Truppen, welche in den Niederlanden unter Eugen und Marlborough fochten, mit dem Befehle sich vorzüglich an die Person des englischen Feldherrn zu halten, dem er ihn, so wie dem Prinzen Eugen durch eigenhändige Schreiben empfahl.

Der Prinz wohnte verschiedenen kriegerischen Unternehmungen bei und bewies während derselben nicht nur ausgezeichneten Muth und das größte Interesse für alles Soldatische, sondern gab auch besonders treffliche Proben von dem ihm eigenthümlichen Sinn für Alles,

was die Verwaltung und die kleinsten Aeußerlichkeiten des Dienstes betrifft. Bei einer nothwendig geworde- nen Vertretung des erkrankten Generals von Lottum sendete er an dessen Stelle die genau geführten Listen über die Truppen nach Berlin und erfüllte mit pein- lichster Gewissenhaftigkeit alle Pflichten eines Regi- mentscommandeurs.

Das wichtigste der Ereignisse, von dem er Zeuge wurde, war die blutige Schlacht von Malplaquet (11. Sept. 1709), in der die verbündeten Feldherren über den französischen Marschall Villars einen entscheiden- den Sieg erfochten. Anerkanntermaßen trugen die preußischen Truppen durch ihre Tapferkeit und durch die kühnen, rechtzeitigen Anordnungen des Generals Finkenstein wesentlich zu der günstigen Entscheidung bei, und Marlborough sowohl wie Eugen ertheilten den- selben das höchste Lob. Friedrich Wilhelm befand sich während der Schlacht in dichtem Kugelregen und neben und hinter ihm wurden seine Begleiter erschossen. Die Streitmacht der feindlichen Heere war eine für jene Zeiten ganz ungewöhnlich große, denn auf jeder Seite kämpften fast hunderttausend Mann. Die Franzosen büßten 15,000, die Verbündeten sogar 20,000 Mann an Todten und Verwundeten ein, und der Eindruck, welchen der Anblick der mit Leichen bedeckten Gefilde auf Friedrich Wilhelm machte, hat sicherlich nicht wenig dazu beigetragen, um in ihm den Entschluß zu erwecken,

niemals ohne die äußerste Nothwendigkeit die Schrecknisse des Krieges über sein eigenes Volk zu bringen. Dessenungeachtet schätzte er sich glücklich, Zeuge eines so gewaltigen Ereignisses gewesen zu sein, und bis an sein Ende feierte er jedes Jahr den 11. September als einen besonderen Festtag im Kreise bewährter Generale und trank aus vollem Glase die Gesundheit Eugen's und Marlborough's. Er hatte auch in dem folgenden Jahre die Freude, den Prinzen Eugen in Berlin zu sehen, und vielleicht war dies die einzige Gelegenheit, bei der ihm des Vaters Prachtliebe und Verschwendung nicht zuwider war, denn er freute sich der glänzenden Bewirthung und der kostbaren Geschenke, die dem verehrten Gaste zu Theil wurden.

Wenn oben des Einflusses gedacht wurde, den der Kronprinz seit Wartenberg's Sturz auf die Angelegenheiten des Landes gewonnen, so war derselbe leider nur von kurzer Dauer. Die Personen, welche von der Verschwendung des Hofes lebten, bildeten noch immer eine mächtige Partei, und sie wußten dem auf den Schein der Selbstregierung eifersüchtigen Könige den Verdacht einzuflößen, als strebe der Kronprinz danach, schon bei des Vaters Lebzeiten seinen Willen überall geltend zu machen. Das führte zu einem förmlichen Bruche, der nur durch die eifrige Vermittelung Dohna's wieder geheilt wurde, und Friedrich Wilhelm hütete sich fortan, seinem Vater entgegenzuwirken und trug vielmehr die

vollkommenste Unterwürfigkeit gegen dessen Befehle absichtlich zur Schau, so daß bis zu des Königs Tode das gute Einvernehmen ungestört blieb.

Als Friedrich I. die Augen schloß, stand der Sohn tieferschüttert an dem Sterbebette. Aber seine Trauer verwandelte sich in grimmen Zorn, als ihn sofort ein dichter Schwarm von Hofschranzen umdrängte und mit einer wallenden Wolke sich tief verneigender Allongeperücken umgab. Verächtlich stieß er diese Menschen und ihre heuchlerischen Beileidsbezeigungen von sich, eilte festen Schrittes in sein Zimmer und warf die Thür schallend hinter sich in's Schloß.

Noch war seit dem Tode des Königs keine halbe Stunde verflossen, als der neue Herr schon den Obermarschall v. Prinzen zu sich befahl, um den Etat des Hofstaates vorzulegen. Der Minister gehorchte und Friedrich Wilhelm, ohne sich zu besinnen, durchstrich mit einem dicken Federzuge die ganze lange Liste des Etats. Er erklärte sämmtliche Hofchargen seines Vaters für aufgehoben, doch sollte sich Niemand entfernen, bis das Leichenbegängniß vorüber wäre.

Mit dieser Schreckensbotschaft kehrte der Hofmarschall zu den draußen Harrenden zurück. Er hielt den durchstrichenen Etat in der Hand und konnte vor Bestürzung kein Wort vorbringen. Der humoristische General v. Tettau entriß ihm das Papier, und den Federstrich des Königs gewahrend, rief er aus: Meine

Herren! unser guter König ist todt und der neue König jagt Euch alle zum Teufel. — Man hielt das Unglaubliche zuerst für einen übel angebrachten Scherz, aber bald überzeugte man sich von der bitteren Wahrheit. Da ist wohl niemals der Tod eines Königs von seinen Hofschranzen aufrichtiger betrauert worden.

Am folgenden Tage ließ der Thronfolger sich von den Truppen huldigen und befahl, das Leichenbegängniß mit dem ganzen Aufwande von Pracht zu vollziehen, wie es dem Geiste und dem Geschmack des Höchstseligen entsprach. Alle Mittel wurden aufgeboten, um das Schauspiel so glänzend wie möglich zu machen. Kunst und Luxus sollten gleichsam zum letzten Male hinter dem Sarge hergehen, um zugleich mit ihrem Herrn und Beschützer für lange Zeit in die Gruft zu steigen.

Während die Vorbereitungen zu dem großartigen Trauerzuge gemacht wurden, begab sich Friedrich Wilhelm mit seinen Generalen Dörflinger, Löben und Krummensen nach Wusterhausen und machte sich hier in aller Stille mit wahrhaft ingrimmigem Vergnügen an das Geschäft, den dicken Federstrich, welchen er durch die Rangliste der Hofchargen gezogen, nun so weit wie irgend möglich auch durch die übrigen Etats der Staatsausgaben fortzuführen. Nichts Ueberflüssiges und Unnützes sollte ferner bestehen. „Sie müssen arbeiten, dafür bezahle ich sie.“

Dreimal ließ er die Listen der Besoldungen die

Revue passiren, und alle drei, von ihm eigenhändig corrigirten und mit Bemerkungen versehenen Listen liegen uns vor. — Die Pensionen und Gnadengehalte, welche unter der vorigen Regierung 276,000 Thaler betragen hatten, wurden mit großer Härte auf 55,000 Thaler herabgesetzt. Unbarmherzig strich er die Unterstützungen der Greise und Frauen, die Wittwenpensionen zog er ganz ein. Nur die Generalin Brand behielt 30 Thaler statt der bisher genossenen 200 Thaler. — Siebzigjährige Offiziere von der französischen Colonie, die monatlich 12—15 Thaler erhalten hatten, wurden auf 4 Thaler herabgesetzt. — In gleichem Maßstabe erfolgte die Reduktion der eigentlichen Gehälter. Daß das Heroldsamt, das Amt des Oberceremonienmeisters und ähnliche „Narrenspossen," wie er es nannte, sofort cassirt wurden, versteht sich von selbst. — Im eigenen Hause des Königs begann die gewaltige Reform, die Prinzen von Geburt wurden so wenig geschont, wie der Fürst von Dessau, und so ging es abwärts bis zu dem Schulbedienten in Pillau, der von 2 Thlr. 6 Gr., die er monatlich bisher bezogen, 4 Gr. verlor.

Die prächtige Schweizergarde des Königs wurde entlassen, seine in Gold und Seide prunkende Leibwache unter die Regimenter gesteckt, die Pauker und Trompeter, welche zur Tafel gerufen hatten, mußten das Weite suchen und auf ehrlichen Erwerb denken. Tausende von Menschen, die bisher in behaglichem Wohlstand

gelebt hatten, geriethen in Dürftigkeit, viele in drückende Noth. Das kümmerte den Monarchen aber sehr wenig, denn wie einst der große Kurfürst seine Erfolge hauptsächlich dadurch erreichte, daß er dem Staatswohl und seinen „Necessitäten" jede Rücksicht auf das Wohl und das Behagen des Einzelnen zum Opfer brachte, so hatte sein Enkel in noch viel schrofferem Maße die Ueberzeugung, daß der Unterthan nichts Anderes sei, als ein Mittel für die Zwecke des Königs. Und diese Zwecke hatte er mit großer Klarheit und Bestimmtheit von vornherein darin erblickt, den preußischen Staat selbstständig und unabhängig neben die älteren und mächtigeren Monarchien Europas zu stellen, den Nachbaren durch ein zahlreiches, wohlgerüstetes Heer Respect einzuflößen und zu dem Ende der unter den beiden vorigen Regierungen eingeführten Subsidienwirthschaft ein Ende zu machen. Seine Truppen sollten nicht mehr auf französische, niederländische, spanische oder kaiserliche Kosten erhalten werden und so gewissermaßen in fremdem Solde stehen. Diese Absichten aber waren bei den beschränkten Staatsmitteln nur durch felsenfeste Ordnung der Finanzen und durch peinlichste Sparsamkeit auf allen Gebieten des Staatshaushaltes zu erreichen, zumal man gleichzeitig darauf bedacht sein mußte, für unvorhergesehene Fälle einen gefüllten Staatsschatz bereit zu halten.

Die Aufgaben, welche der König sich stellte, paßten

nicht minder als die dazu erforderlichen Mittel so trefflich zu seiner angeborenen Leidenschaft für alles Soldatische und zu seinem Hange zum Geiz, daß oft schwer zu sagen ist, ob seine Handlungsweise aus der Ueberzeugung von dem, was er für das Beste des Staates erkannt hatte, oder aus der Lust, seine Lieblingsneigungen zu befriedigen, herfloß.

Er selbst legte sich am wenigsten eine solche Frage vor, denn er kannte überhaupt, wenn er sich Etwas vorgenommen hatte, nur ein Gesetz: seinen souverainen Willen. Diesem mußte die Welt sich beugen. Gott unmittelbar hatte ihm die volle, unbeschränkte Gewalt über Land und Leute verliehen. Gut und Leben der Unterthanen gehörten ihm, daran zweifelte weder der König noch das Volk, und wo ja einmal ein Widerspruch gegen seine Befehle laut zu werden sich erkühnte, da genügte sein zornig hervorgeschnarrtes „Raisonnir' Er nicht," um ihm Gehorsam zu verschaffen. So sollte und mußte es sein, und erfüllt von diesen Gedanken kehrte Friedrich Wilhelm aus Wusterhausen nach Berlin zurück, den Vater zur Gruft zu geleiten. Hinter dem Sarge hergehend, trug er zum letzten Male das französische Hofkleid und die Allongenperücke Friedrich des Ersten; aber auch dieses Leichengepränge gab schon durch die große Anzahl der Soldaten, welche dazu herbeigerufen waren, von dem neuen Geiste Zeugniß, der fortan herrschen sollte.

Kaum hatte der König seiner letzten Kindespflicht genügt, als er die prunkenden Gewänder von sich warf und seine knappe Soldatentracht anlegte, damit Jedermann ihn als Mitglied des Standes erkenne, den er für den einzig ehrenvollen hielt und dem der gesammte Staat mit allen seinen Kräften nunmehr dienstbar sein sollte. Einen Militärstaat wollte er gründen, nicht in dem schwächlichen Sinne, wie man heutzutage diese Bezeichnung gebraucht, sondern im vollen, bittersten Ernst, wie die Spartaner alter und neuer Zeit es erträumt haben. Und so vollständig führte er diesen Gedanken aus, daß es bald den Anschein gewann, als bestehe die menschliche Gesellschaft lediglich um der Armee willen.

Allerdings wußte der König wohl, daß der Ackerbau das Fundament ist, auf dem der Staat beruht, und daß der Reichthum des Landes aus dem Gedeihen des Bauernstandes herfließt. Deshalb verlor er auch niemals die Cultur des Bodens, die Urbarmachung wüster Ländereien, die Bevölkerung der Landschaften durch Colonisten und vor Allem die Vermehrung der Bauergüter aus den Augen. Allein die Soldatenleidenschaft, welche mehr und mehr sich seiner ganzen Seele bemächtigte, gab allen seinen Regierungsmaßregeln dennoch bald den Anschein, als begünstige er den Landmann nur, weil er das Korn säet, aus dem Commisbrod gebacken wird, und die Handwerker, weil sie

Tuch zu Uniformen, Tornister und Waffenstücke verfertigen. — Alle Wissenschaften und Künste, sofern sie nicht geradezu mit der Vervollkommnung des Kriegswesens in Verbindung stehen, erklärte er für Narrenspossen. Die Akademie wollte er gänzlich aufheben, und nur als man ihm begreiflich machte, daß daselbst Anatomie gelehrt werden könnte, was den Feldscheerern zu Gute käme, ließ er sie bestehen, zog aber dennoch die Einkünfte der Anstalt bis auf eine sehr geringe Summe ein und ernannte seinen Hofnarren zum Präsidenten. — Von den Künstlern wurden ein Paar Maler beibehalten, welche die Lieblingsgrenadiere des Königs in Lebensgröße abkonterfeien mußten, und die Musiker verschwanden bis auf die Hautboisten für die Regimentsmärsche. Baukünstler brauchte man ferner nicht. Zimmerleute und Maurer genügten, um die geschmacklosen[1]) Gebäude aufzuführen, welche nur dem Nutzen dienen sollten. Ingenieure hatten die Festungsanlagen zu besorgen.

Auf so nüchtern prosaische Grundlagen baute er sein Reich mit vollem Selbstbewußtsein und klarer Einsicht in die Verhältnisse, und zugleich mit einer Ausdauer und Geduld, welche dem aufbrausenden, jähzor-

---

[1]) Wie es kam, daß dessenungeachtet unter der damaligen Regierung in Berlin sehr zahlreiche geschmackvolle Privatbauten ausgeführt wurden, werden wir später erfahren.

nigen Fürsten nicht hoch genug angerechnet werden können. In einer Zeit der Schlaffheit, der Intriguen, der Sittenlosigkeit und Verschwendung erschien er wie ein Apostel der Ordnung, des Fleißes und der Sparsamkeit, und er hat sein Volk bekehrt und ihm seinen Geist mitgetheilt, freilich nicht durch Segnen und Handauflegen, sondern mit schweren Flüchen und Stockschlägen und mit Galgen und Rad für die faulen Knechte und die ungetreuen Verwalter. So schuf er nach seiner Art das ganze Land in ein Feldlager um. Wer nicht selbst die Muskete 'trug, sollte für die Bedürfnisse der Soldaten arbeiten. Trommelschall und des alten Dessauer's Commandowort: „Linken, Rechten!" ertönte auf allen Gassen und Plätzen. Schon in der Schule wurde den Knaben die rothe Halsbinde umgelegt, zum Zeichen, daß sie in den Armeelisten eingetragen standen, und bei alledem war der Herr und Obercommandeur dieses Soldatenstaates ein durch und durch friedliebender Herr. — Kein Eroberer wollte er sein, denn nur ein einziges Mal ist er, bald nach dem Antritt seiner Regierung, in's Feld gerückt und hat dabei seine Sache mit großer Tüchtigkeit und Besonnenheit durchgesetzt. Seitdem aber hat er bis an sein Ende die Soldaten im Frieden exercirt, immer neue Regimenter angeschafft und immer accurater gedrillt, worüber ihm jeder einzelne Grenadier so lieb und werth wurde, wie ein leiblicher Sohn, so daß er es nicht über's Herz brin-

gen konnte, diese seine guten, blauen Kinder, wie er sie nannte, den feindlichen Kugeln preiszugeben. Dazu hatte ihm auch jeder Einzelne viel baares Geld gekostet, denn wie andere Könige ihre Truppen in fremde Dienste verkauften, so kaufte er vielmehr fremde Soldaten oder ließ sie durch seine Werber rauben und stehlen, wenn es nicht anders ging (wie wir das Alles noch weiterhin erfahren werden).

Friedrich Wilhelm wußte auch zu wohl, daß nur im Frieden sein Land im Stande wäre, die Kosten für das Kriegsheer aufzubringen, und so war und blieb die Erhaltung des Friedens das vorzüglichste Mittel, durch welches der wunderliche Soldatenkönig seine Armee erhielt.

Nachdem die in Wusterhausen entworfenen Ersparungen im Staatshaushalte durchgeführt waren, ging Friedrich Wilhelm daran, durch Verkauf der unnützen Kostbarkeiten seines Vaters einen großen Theil der Schulden desselben zu decken. Eine Menge überflüssiger Möbel, Geräthe und goldbetresster Livreen, so wie die Perlen und Edelsteine, mit welchen des Königs Kleider, Betten und Decken besetzt waren, wurden verkauft, der Marstall von tausend reichgeschirrten Paradepferden [1]) auf die unumgänglich nöthige Anzahl einge-

[1]) Freilich standen viele von diesen tausend Pferden nur auf dem Papier, und der Hafer, den sie fressen sollten, ging in die Taschen der Beamten.

schränkt. Die Hofjouwelierin Liepmann jagte der König aus dem Lande und nahm ihr ohne weiteren Prozeß den größten Theil ihres Vermögens ab, weil er überzeugt war, daß sie den König vielfach betrogen hätte und es überflüssig schien, ihr das noch besonders zu beweisen. Die für den weiteren Ausbau der zahlreichen Lust- und Jagdschlösser ausgesetzten Summen erhielten eine nützlichere Bestimmung, und indem er auf diese Art die Ausgaben einschränkte und die Einnahmen vermehrte, war der König schon wenige Monate nach seinem Regierungsantritt im Stande, nicht nur 130,000 Thaler zur Errichtung zweier neuen Grenadierbataillone anzuweisen, sondern er konnte auch bald nachher 300,000 Thaler, welche der Czar von Rußland und der König von Polen zu fordern hatten, baar abzahlen. Trotz dieser günstigen Erfolge sah aber der klare Blick des Königs sehr bald, daß es nicht die verschwenderische Wirthschaft unter der vorigen Regierung allein gewesen, welche einer geordneten Finanzverwaltung im Wege gestanden, sondern daß es einer gänzlichen Umgestaltung in der Zusammensetzung der Behörden bedürfe, um Uebersichtlichkeit und strenge Ordnung in die Angelegenheiten zu bringen [1]). Unabläs-

---

[1]) Der König hatte einen Augenblick lang die Absicht, sich bei Durchführung der nothwendigen Aenderungen des alten Oberpräsidenten Dankelmann zu bedienen, weil er diesem ehemaligen

sig arbeitete er an der Verbesserung im Einzelnen, bis nach zehnjähriger Regierung er die große Neubildung der ganzen innern Verwaltung vornahm, welche beinahe ein Jahrhundert lang die Grundlage der Staatsverfassung geblieben ist.

Siebentes Kapitel.

Auswärtige Angelegenheiten. Friede zu Utrecht. Der nordische Krieg.

Die Politik war dieses Königs schwächste Seite. Der Schwerpunkt seiner Wirksamkeit lag vielmehr in der innern Verwaltung und Regierung seines Staates. Friedrich Wilhelm hat weder große Kriege noch erfolgreiche diplomatische Verhandlungen geführt. Seine gesunde, derbe Persönlichkeit und sein gerader, aber un-

Minister seines Vaters mit Recht die größte Kenntniß der innern Landesangelegenheiten zuschrieb. Der Greis wurde aus seiner Verbannung nach Berlin beschieden und mit vielen Ehren aufgenommen. Indessen kam es zu keiner Verständigung. Dankelmann lebte bis an seinen 1722 im 80. Jahre erfolgten Tod in Berlin von dem geringen Theil seiner ehemaligen Reichthümer, den man ihm gelassen hatte. Sein ohne Urtheil und Recht einst confiscirtes Vermögen erhielt er niemals zurück.

geschulter Verstand reichten nicht aus, um ihn die Verwickelungen der europäischen Staatenverhältnisse in ihrer geschichtlichen Bedeutung erkennen zu lassen. Persönliche Neigungen und Abneigungen, die Befriedigung seiner Liebhabereien, oder der Widerstand gegen dieselben, wogen in seinen Augen schwerer, als sachliche Gründe. Wer ihm große Rekruten zuführte oder die Vermehrung seiner Einnahmen in Aussicht stellte, der war sein Freund und erwarb sein Vertrauen, wer den preußischen Werbern Etwas in den Weg legte, hatte ihn zum tödtlichen Feinde. So blieb seine Stellung den Nachbarstaaten gegenüber von allerlei untergeordneten Rücksichten abhängig, und er galt bei den anderen Fürsten für unzuverlässig und wankelmüthig.

In den Beziehungen zu England spielte der alte persönliche Haß gegen seinen Schwager Georg den Zweiten eine große Rolle. Ebenso persönlich war sein Widerwille gegen alle Franzosen, den er niemals verbergen konnte. Wenn ein französischer Edelmann ihm vorgestellt wurde, winkte er seinen Umgebungen mit den Augen, räusperte sich und spie aus: das hatte natürlich auf sein politisches Verhalten gegen Frankreich den größten Einfluß. Er rühmte sich, ein deutscher Fürst von echt deutscher Gesinnung zu sein, und doch konnte er bis an sein Ende nicht unterscheiden, ob es in einem bestimmten Falle sich um habsburgische Haus-

und Familieninteressen oder um das Wohl und Wehe des deutschen Reiches handle.

Der Wiener Hof wußte das nur zu wohl und machte es sich zu Nutze, um den arglosen Monarchen auf's Hinterlistigste zu betrügen, bis demselben endlich noch auf dem Todtenbette die Einsicht kam, wie arg man ihm sein ganzes Leben hindurch mitgespielt hatte.

Wenn es nun unter so erschwerenden Umständen überhaupt noch gelang, während der siebenundzwanzigjährigen Regierung des Königs das Staatsschiff durch die Stürme und Brandungen hindurchzusteuern, welche es von mehr als einer Seite bedrohten, so gebührt das Verdienst davon zum größten Theil dem klugen, verschlagenen Minister Ilgen, dem Friedrich Wilhelm Amt und Einfluß ließ, so wenig er dem feinberechnenden, vorsichtigen Manne auch persönlich geneigt war; ja er verstattete demselben größere Selbstständigkeit des Handelns, als irgend einem anderen Staatsdiener, wohl fühlend, daß seine königliche Hand zur Abfassung von diplomatischen Noten viel zu kräftig geformt war.

Friedrich der Erste war kurz vor dem Abschluß des Utrechter Friedens gestorben. Wir haben gesehen, wie schlau Ludwig XIV. es verstanden hatte, die gewaltige gegen ihn zusammengetretene Verbindung der europäischen Mächte dadurch zu schwächen, daß er mit jedem Einzelnen abgesondert unterhandelte und ihm vortheil=

hafte Bedingungen zusicherte. Preußen erhielt allerdings nur einen geringen Theil der Bewilligungen, die es durch seine Gesandten beansprucht hatte. Dem König wurde die bis dahin zurückgehaltene Anerkennung seiner Würde und der Titel Majestät von Seiten Frankreichs bewilligt. Dasselbe erkannte die preußische Souverainetät über Neufchatel und Valangin an, womit Friedrich Wilhelm freilich für die übrigen aus der oranischen Erbschaft erhobenen Ansprüche sich abgefunden sah; doch setzte er noch durch, daß den evangelischen Einwohnern des bei Frankreich verbleibenden Fürstenthums Orange die freie Auswanderung und der Verkauf ihrer liegenden Güter gestattet wurde. An Landgebiet erhielt er das spanische Oberquartier von Geldern, welches er bereits durch seine Truppen besetzt hatte [1]) und welches Ludwig XIV. kraft der ihm von seinem Enkel Phi-

[1]) Das Fürstenthum Geldern am Rhein und der Maß, da wo beide Flüsse durch die Waal mit einander verbunden sind, gehörte zu den jülich-clevesche Besitzungen. Seit dem 14. Jahrhundert zerfiel es in vier Quartiere oder Viertel, von denen das ursprüngliche Geldern Obergeldern genannt wurde. Durch manche Wechselfälle war das Land an Carl V. und von diesem an Philipp II. von Spanien gekommen. Bei dem Aufstand der Niederlande schloß es sich an Holland an, bis auf das Oberquartier, welches im spanischen Erbfolgekriege von Preußen besetzt und nun durch den Frieden von Utrecht demselben zugesprochen wurde.

lipp V. von Spanien ertheilten Vollmacht abzutreten berechtigt war.

Die preußischen Gesandten unterzeichneten dieses Abkommen am 15. Mai 1713 unter Vermittelung des englischen Botschafters Lord Stafford in dessen Wohnung, und zwar unterhandelte Friedrich Wilhelm dabei als souverainer König in Preußen und nicht als deutscher Reichsfürst, weil der Kaiser im Interesse seiner Hausmacht, für welche er noch besondere Vortheile zu erlangen hoffte, sich geweigert hatte, an dem Friedensschluß Theil zu nehmen. Der kaiserliche Hof täuschte sich so sehr über die eigenen Kräfte, daß er es versuchte, einen Krieg, in welchem er, mit England und Holland verbündet, nicht zum Ziele gekommen war, nunmehr, von allen seinen Freunden verlassen, allein weiter zu führen. Das hatte denn eine jener Seltsamkeiten zur Folge, von denen die deutsche Reichsgeschichte voll ist, daß nämlich Friedrich Wilhelm, nachdem er als König in Preußen mit Frankreich Frieden geschlossen hatte, dennoch gleichzeitig als Kurfürst von Brandenburg sein Contingent von 6000 Mann dem Kaiser, der auf eigene Hand gegen dasselbe Frankreich weiter kämpfen wollte, zur Verfügung stellte. Bekanntlich richtete der Kaiser gegen Ludwig XIV. Nichts aus, trotzdem der alte Türkenbezwinger Prinz Eugen noch einmal für ihn zu Felde zog, vielmehr schloß er (7. März 1714) auf eigene Hand zu Rastatt den schimpflichen Frieden, durch welchen er

die letzte deutsche Festung auf dem linken Rheinufer, Landau, an Frankreich abtrat und dafür Freiburg und Kehl für sich nahm, ohne das deutsche Reich auch nur zu fragen. Dessenungeachtet war der Antheil an der spanischen Erbschaft, welchen er davontrug, noch immer reich genug, denn außer den spanischen Niederlanden fielen Neapel, Sardinien und Mailand an Oesterreich. Nachträglich entschuldigte er sich zwar weitläufig mit „dem Drange der Umstände" bei dem heiligen römischen Reiche, und dieser ehrwürdigen Ruine blieb dann Nichts übrig, als den Rastatter Frieden seinerseits zu Basel in der Schweiz, am 7. Sept. 1714, soweit derselbe das deutsche Reich betraf, gehorsamst anzunehmen. Die evangelischen Stände vermochten auch diesmal nicht, jene schmähliche Clausel des Ryswiker Friedens zu beseitigen, durch welche Ludwig XIV. viele tausend evangelische Gemeinden zur Annahme des katholischen Gottesdienstes gezwungen hatte. Die französischen Gesandten erklärten auf die deshalb gemachten Vorstellungen, „daß Ihre Majestät der König von Frankreich in Ihrem zunehmenden Alter der Devotion dermaßen ergeben wären, daß wenn auch darüber an Sie referirt werden sollte, Sie ohne Beirath Ihrer Beichtväter und Conscienzräthe doch Nichts darin resolviren und von gedachter Klausel nimmermehr abgehen würden."

Die Vortheile, welche Preußen durch den Utrechter Friedensschluß erhalten hatte, standen allerdings in

keinem Verhältnisse zu dem großen Verluste von Menschenleben, den die Truppen erlitten, die während der ganzen Dauer des Erbfolgekrieges für das Interesse der Habsburger hingeopfert worden; allein es muß anerkannt werden, daß selbst das Wenige, was Frankreich zugestand, dennoch ein Beweis dafür ist, wie sehr das Ansehn des preußischen Staates seit der Zeit gestiegen war, wo der große Kurfürst durch den Frieden von St. Germain zur Herausgabe aller Eroberungen gezwungen wurde und wo im Ryswiker Frieden Friedrich I. auch nicht die bescheidensten Entschädigungsansprüche durchzusetzen vermochte.

Das Geldernsche Ländchen, welches bis zum Lüneviller Frieden 1801 bei Preußen blieb, dann an Frankreich fiel und dessen östlichster Grenzdistrict in Folge der Wiener Verträge von 1815 zurückerworben wurde, hatte im Jahre 1713 ungefähr 50,000 Einwohner, meist katholischen Bekenntnisses, für welche der Kaiser im Rastatter Frieden ausdrücklich sich versprechen ließ, daß sie bei ihrem Glauben erhalten und alle Aemter nur mit katholischen Eingeborenen besetzt werden sollten. Die Einkünfte des fruchtbaren, von einer gewerbfleißigen Bevölkerung bewohnten Ländchens waren im Verhältniß der Größe desselben nicht unbedeutend, und da die neue Erwerbung sich unmittelbar an die preußischen Besitzungen in Cleve anschloß, immerhin von

einiger Bedeutung für die Abrundung des Staatsgebietes an dessen westlicher Grenze.

Ein weit bedeutenderer Vortheil sollte aber für Preußen aus den Verwickelungen erwachsen, welche sich im Nordosten des Landes zusammengezogen hatten. Es ist bereits erwähnt, daß Peter der Große und der in sein Reich wieder eingesetzte August von Polen das Unglück Carl's des Zwölften dazu benutzen wollten, um sich in dessen außerschwedische Besitzungen zu theilen, und daß man von Anfang an, wiewohl vergeblich bemüht war, den preußischen König zur Theilnahme an dieser gewinnverheißenden Unternehmung zu bewegen.

Die Russen überschwemmten jetzt auf eigene Hand die schwedischen Ostseeprovinzen und der Czar machte sich im Laufe des Jahres 1710 zum Herrn von Liefland, Esthland und einem Theile von Finnland. Der Schwedenkönig setzte von seinem freiwilligen Verbannungsorte aus alle Mittel in Bewegung, um durch Bitten und Intriguen den Sultan zu einer Kriegserklärung gegen Rußland zu bringen. Sein gewandter Unterhändler Poniatowsky (Vater des nachmaligen Königs von Polen) wußte sogar die Sultanin-Mutter für sich zu gewinnen und zwei seinen Absichten entgegenwirkende Großveziere zu stürzen, so daß wirklich 1711 eine türkische Armee gegen den Czaren zu Felde zog.

Die Russen geriethen dadurch, daß die Hospodare

der Moldau und Wallachei die versprochene Unterstützung nicht leisteten, in so gefährliche Lage, daß Peter, seinen Untergang vor Augen sehend, einst ausrief: „Jetzt bin ich schlimmer dran, als mein Bruder Carl bei Pultawa!“ Da gelang es seiner schlauen Gemahlin Catharina, die er aus niederem Stande zu sich auf den Thron erhoben, den türkischen Feldherrn durch ihre Juwelen zu bestechen. Es kam sofort ein Waffenstillstand und nach wenig Tagen (23. Juli 1711) sogar der Friede zu Stande, welcher zwar für die Russen demüthigend genug, aber in Anbetracht der obwaltenden Umstände doch immer sehr vortheilhaft war; und Peter konnte ungehindert nach Rußland heimkehren. Carl XII. war verzweifelt über das Mißlingen seiner Pläne. Wuth im Herzen kehrte er nach Bender zurück und hatte keine anderen Gedanken, als die Türken zu ärgern und ihnen seine Verachtung zu zeigen, während doch die eigenen Länder seiner Anwesenheit zur Abwehr der gegen ihn verbündeten Polen, Dänen und Russen dringend bedürftig waren, zumal auch das deutsche Reich im Begriff stand, die Zahl der Feinde Schwedens zu vermehren. Denn nicht nur das an die schwedischen Besitzungen grenzende Brandenburg, sondern noch mehr Sachsen, als das Erbland des Polenkönigs, standen in Gefahr, den Verwüstungen des Krieges anheim zu fallen, wenn die Russen, wie es ihre Absicht war, sich Stettins bemächtigten und die Schweden einen Einfall

in das sächsische Gebiet ausführten. Es wurden nun unter Vermittelung von England, Holland und Frankreich Verträge geschlossen, dem Wortlaute nach, um das Gebiet des deutschen Reiches in Bezug auf den nordischen Krieg für neutral zu erklären [1]), in der That aber wollte man eigentlich Schweden verhindern, seine deutschen Besitzungen wirksam zu schützen, damit Hannover sich in den Besitz von Bremen und Verden setzen und Preußen seine alten, so lange vergebens verfochtenen Rechte auf Pommern und namentlich auf Stettin endlich zur Geltung bringen könnte. König Friedrich Wilhelm selbst scheint diesen Plan nicht von Anfang an durchschaut zu haben. Er war dem Könige von Schweden, dessen gerade und tüchtige Persönlichkeit ihm zusagte, aufrichtig geneigt und hatte zuerst gewiß die Absicht, zum Vortheil desselben zu handeln. Carl XII. wollte aber von den wohlwollenden Gesinnungen, mit denen man ihn aus dem Besitze seiner Festungen verdrängte, Nichts wissen, und eingedenk des alten Spruches: daß mit guten Absichten der Weg zur Hölle gepflastert ist, protestirte er aus seinem türkischen Asyl gegen alle diese Abmachungen und gegen die Neutralität des deutschen Reiches, weil Schweden durch den westphälischen Frieden in aller Form Rechtens in den Verband desselben aufgenommen, auch vollen Anspruch auf den Schutz des

---

[1]) Das sogenannte Hager Concert vom 31. März 1710.

Kaisers hätte, wenn das innerhalb Deutschlands belegene schwedische Gebiet mitten im Frieden angegriffen würde. Er gab dies dem Kaiser sehr unzweideutig zu erkennen, doch dieser entschuldigte sich mit nichtigen Ausflüchten. Auch wurde in der That die Neutralität des Reiches nicht respectirt, vielmehr kam es im December 1712 bei Gadebusch im Mecklenburgischen zu einer Schlacht, wo 15,000 Schweden über 24,000 verbündete Dänen und Sachsen den Sieg davon trugen, jedoch später der Uebermacht weichen mußten, als große Schaaren von Dänen und Russen den Besiegten zu Hilfe eilten. Der schwedische General Stenbok zog sich nach Holstein zurück, dessen Herzog der Neffe und muthmaßliche Thronerbe Carl's XII. war. Doch auch hier wurde er durch die Dänen und Russen unter persönlicher Führung Peter's des Großen und des Königs von Dänemark vertrieben und die schwedischen Truppen wurden in ihre Heimath geschickt, nachdem sie hatten geloben müssen, bis auf Weiteres nicht an dem Kriege Theil zu nehmen.

Auf diese Weise war schwedisch Pommern fast wehrlos jedem Angriff preisgegeben und Carl ertheilte in der hieraus erwachsenden Verlegenheit seinem Statthalter in Bremen Vollmacht, die Festungen Stettin und Wismar durch holsteinische Truppen besetzen zu lassen, und wenn diese nicht ausreichten, den König von Preußen einzuladen, durch seine Truppen diese Besatzun-

gen zu ergänzen, wozu ihn der Altranstädter Vertrag von 1707 verpflichtete, kraft dessen Schweden und Preußen einander für den Fall der Noth gegenseitige Hilfe zugesagt hatten. Natürlich sollten nach Beendigung des Krieges die Festungen ohne Weiteres an Schweden zurückgegeben werden. Friedrich Wilhelm ging bereitwillig hierauf ein und es wurde beschlossen, holsteinische und preußische Truppen nach Stettin und Wismar zu senden, unter wechselndem Oberbefehl der betreffenden Commandeure.

Als es zur Ausführung kam, weigerte sich aber der schwedische Commandant von Stettin, General Meyerfeldt, mit vollem Recht, die Festung ohne ausdrücklichen Befehl seines Königs zu räumen, und Carl XII., von den Vorgängen unterrichtet, war mit dieser Weigerung seines Commandanten vollkommen einverstanden. Nun erklärte der preußische König, er werde, da Schweden seine wohlwollenden Absichten verkenne und ihm kein anderes Mittel bleibe, um den Krieg von seinen Grenzen abzuhalten, sich mit Rußland und Dänemark in Verbindung setzen und denselben zu der Eroberung der Festung behilflich sein, um so mehr als Peter der Große im Voraus versprochen hatte, die Festung, sobald sie in seine Hände gekommen, den Preußen in Verwahrung zu geben.

So kam es denn zur Belagerung. Die Russen und Sachsen unter Menschikof und Flemming bombar-

dirten die Stadt mit solcher Gewalt, daß Meyerfeldt, den vollständigen Untergang derselben vor Augen sehend, sich zur Uebergabe entschloß, unter der Bedingung, daß Holstein und Preußen die Festung für Schweden in Gewahrsam nehmen und seiner Zeit nach geschlossenem Frieden wieder ausliefern sollten. Friedrich Wilhelm eilte nun auf's Aeußerste, um die Zustimmung der Russen zu dieser Bedingung zu erlangen, weil er mit Recht besorgte, Peter der Große könnte, einmal im Besitz einer so wichtigen Handelsstadt an der Ostsee, leicht auf den Gedanken kommen, dieselbe für sich zu behalten. General Bork wurde deshalb in Menschikof's Hauptquartier nach Schwedt (4 Meilen von Stettin an der Oder) geschickt, um zu unterhandeln, und da Friedrich Wilhelm sich im Besitz des baaren Geldes befand, dessen die Russen sowohl wie die Sachsen sehr bedürftig waren, so ging die Sache rasch genug von Statten. Anfangs forderten die Verbündeten 800,000 Thlr. als Ersatz der aufgewendeten Belagerungskosten, sie ließen sich aber bald mit 400,000 Thlrn. zufrieden stellen, welche Holstein und Preußen jedes zur Hälfte zahlen sollten. Da indessen der Herzog von Holstein die auf ihn fallende Summe nicht beschaffen konnte, so übernahm der König von Preußen auch dessen Antheil. Am 6. October 1713 kam zu Schwedt ein Vertrag zu Stande, kraft dessen der König von Preußen die schwedischen Festungen in Pom-

mern in Sequestration nehmen und nicht vor geschlossenem Frieden an Schweden wieder einräumen sollte. Nach erfolgter Besitznahme der Festungen durch Preußen wollten die Verbündeten ihre Truppen zurückziehen. In einem geheimen Artikel wurde dem Könige der Besitz des zwischen der Oder und Peene gelegenen Theils von Pommern mit den Städten Demmin, Anklam und Wolgast zugesichert. Carl XII., mit diesen ohne seine Zuziehung getroffenen Verabredungen natürlich im höchsten Maße unzufrieden, erblickte in denselben lediglich eine hinterlistige Anzettelung, um ihn aus seinen deutschen Besitzungen zu vertreiben. Er glaubte auch nicht, daß Friedrich Wilhelm die beanspruchten 400,000 Thlr. wirklich gezahlt habe und verwies ihn mit seiner Rückforderung an Holstein. Mit Recht beschwerte er sich darüber, daß man ihn wie einen Banqueruttirer behandle, dessen Vermögen man mit Beschlag belegt, um sich seine Forderungen zu sichern. Er versagte nicht nur seine Zustimmung, sondern verbot auf dem Reichstage zu Stockholm sich auf Friedensunterhandlungen einzulassen. Nunmehr trat Friedrich Wilhelm offen mit den Feinden Schwedens in Verbindung und ließ sich von dem Czaren den Besitz Stettins garantiren, wofür er demselben wiederum für Esthland, Ingermannland und den, den Schweden entrissenen Theil von Finnland Gewähr zu leisten versprach. Die wohlwollende Sequestration der schwedischen Plätze

hatte jetzt der offen ausgesprochenen Absicht Platz gemacht, dieselben für immer fest zu halten. Preußen rüstete sich mit allem Eifer zum Kriege, den der König persönlich mitzumachen beschloß.

Daheim sollten während der Dauer desselben die Minister Dohna, Ilgen und Printzen die Regierungsgeschäfte besorgen, „passirt nichts, schreiben sie nit" und (heißt es in einer eigenhändigen Instruction)[1]) „wenn was passirt, was ins Land soll Krieg angeben, und von großer Importanz, soll an meine Frau gesagt und um Rath gefragt werden, sonst sich kein Mensch in meine Affairen meliren, als die geheimen Räthe, sonst kein Mensch."

Vor allen Dingen wurde nun Stettin, welches gleich am Tage nach dem Schwedter Vertrage den Preußen übergeben war, mit stärkerer Besatzung versehen und die Festungswerke wurden ausgebessert. Anfangs bildeten neben zwei preußischen Bataillonen noch zwei schwedische, welche der holsteinischen Regierung vereidigt wurden, die Besatzung, sehr bald aber traten holsteinische Truppen an deren Stelle. Die Preußen wußten indessen unvermerkt immer mehr von ihren Leuten in die Stadt zu ziehen und die Holsteiner durch eine List zum Abzuge zu nöthigen[2]). Man richtete sich nun in

---

1) Cosmar und Krause, Staatsrath p. 323.

2) Das Nähere theilt Pöllnitz II. 45. mit.

der Festung ganz häuslich ein, mit dem besten Willen, sie niemals wieder in fremde Hände zu geben. Für Carl XII. verschlimmerten sich die Umstände von allen Seiten, und die Nachrichten, die ihm von Hause zukamen, steigerten den verbissenen Trotz des seltsamen Mannes zu einer fast wahnsinnigen Höhe. Am 14. Aug. 1714 war die Königin Anna von England gestorben und Georg I. von Hannover hatte den Thron bestiegen, wodurch die Gefahr für Schweden, aus Bremen und Verden verdrängt zu werden, sich bedeutend vergrößerte. Von Stockholm selbst trafen bedrohliche Nachrichten ein. Der schwedische Reichsrath, an des Königs Rückkehr verzweifelnd, ging so weit, daß er den Thron der Prinzessin Ulrike, der Schwester des Königs, anbot, die jedoch klug genug war, ihrem Bruder Nachricht davon zu geben, worauf dieser die bekannte Botschaft ergehen ließ: „Wenn die Reichsräthe sich anmaßten zu regieren, so würde er ihnen einen seiner Stiefel schicken, von dem sollten sie ihre Befehle erhalten.“ Trotz dieser unbeugsamen Zuversicht konnte es Carl schließlich noch als ein Glück betrachten, daß die Türken endlich der hochmüthigen und undankbaren Art, mit der er sie behandelte, müde wurden und ihn mit Gewalt aus seinem Asyl vertrieben, gerade in dem Augenblick, wo seine Anwesenheit daheim am dringendsten nothwendig war.

Ihrem Charakter getreu, behandelten die Musel-

männer den abziehenden Monarchen mit der größten Achtung und führten ihn mit bedächtiger Grandezza bis an ihre Grenzen. Hier aber konnte der leidenschaftliche Fürst seine Ungeduld nicht länger bemeistern. Er warf sich auf ein Pferd und jagte mit gespensterhafter Schnelligkeit den bedrohten pommerschen Provinzen zu. Weil er das Gebiet seiner vielen Feinde vermeiden wollte, so nahm er den Weg durch wilde, unbekannte Gegenden, und so unermüdlich stürmte er weiter und immer weiter, daß bald seine sämmtlichen Begleiter, bis auf den einzigen Obrist Düring, erschöpft zurückblieben, und auch diesem gelang es nur durch List, sich bis zuletzt in der Nähe des Königs zu halten [1]). In vierzehn Tagen legte er 280 Meilen reitend zurück und pochte am 22. November in der Nacht an das Thor von Stralsund. In entstellender Verkleidung, mit Schnee bedeckt, langte er an, aber bald erkannte man den Monarchen (er sprach sogleich vom Aufhängen, als man ihm den Eingang verweigern wollte) und begrüßte ihn mit lautem Jubel. Er hatte sechszehn Nächte in keinem Bette gelegen. Die Stiefel mußte man ihm von den Füßen schneiden. — Zu dem Commandanten,

---

[1]) Düring war auf einer Station ohnmächtig geworden. Der König eilte allein weiter, erhielt aber von dem bestochenen Postmeister ein schlechtes Pferd, so daß der Obrist ihn nach drei Stunden zu Wagen einholen konnte.

der sich im höchsten Entzücken vor ihm niederwarf, sagte der König: „Ich bin gekommen, um den Schriftwechsel abzukürzen und bringe eine eiserne Schreibfeder mit, damit will ich die Verträge durchstreichen, die man hinter meinem Rücken geschlossen hat.“

Schon am 24. November zeigte er in kurzem, eigenhändigen Schreiben dem Könige von Preußen seine Rückkunft an, indem er zugleich die Hoffnung aussprach, daß beide Nachbaren in ein gutes Vernehmen treten würden. Der König erwiederte höflich; als aber hierauf das Ansinnen erfolgte, Stettin zu räumen und den Schweden den Durchmarsch nach Sachsen zu gestatten, erklärte Friedrich Wilhelm, er werde seine Truppen nicht eher aus Stettin zurückziehen, als bis er die 400,000 Thlr. bezahlt erhalten und außerdem für die Kosten der Sequestration entschädigt wäre. Wollte Carl diese als rechtmäßig anerkennen, so würde der König außerdem zu einem Darlehen von mehreren Millionen Thalern sich verstehen.

Carl verwarf voll Unwillen diese Anträge.

Der Landgraf von Hessen-Cassel, mit beiden Monarchen nahe verschwägert, versuchte vergebens eine Vermittelung, welche nicht nur an der Unnachgiebigkeit Friedrich Wilhelm's, sondern auch an dem Widerspruch der russischen und sächsischen Gesandten scheiterte, die man zu den Verhandlungen zugezogen hatte. Ebenso

erfolglos waren die Versöhnungsversuche des Grafen Croissi, des französischen Gesandten in Stockholm [1]).

Den Vorwand zum Ausbruch der wirklichen Feindseligkeiten gab das Verlangen des Schwedenkönigs, in Wolgast, wo eine kleine preußische Besatzung sich befand, zu lagern. Friedrich Wilhelm mußte dies zwar, obgleich sehr wider Willen, gestatten, weil man ihn überzeugte, daß Wolgast nicht in dem von ihm sequestrirten Gebiete liege, dafür befahl er aber die Insel Wollin zu befestigen und bald waren auf derselben 13,000 Mann Preußen versammelt.

Als Gegenzug ließ Carl 3000 Schweden auf der Insel Usedom landen, machte die 20 Mann Preußen, die daselbst standen, zu Gefangenen und schickte sie nach Anklam. Nunmehr ließ man beiderseits die Maske der Freundschaft fallen. Der schwedische Gesandte in Berlin erhielt seine Päsſe. Durch Patent vom 28. April 1715 wurden alle in schwedischen Diensten befindlichen preußischen Unterthanen zurückberufen. „Wer bei den Feinden bleibt, soll Ehre, Hab' und Gut verlieren und für ein Scheusal erklärt werden."

Kurbrandenburg und Hannover, als Kreisdirectoren des niedersächsischen Kreises, erklärten durch ein Rund-

---

[1]) Die Correspondenz desselben mit Ilgen ist unter Andern auch bei Faßmann I. 130. ziemlich vollständig mitgetheilt.

schreiben die Schweden für Reichsfeinde, welche den Frieden in Deutschland gewaltsam stören wollten.

Die Leitung des beginnenden Feldzuges hatte der König von Preußen wesentlich dem Fürsten von Anhalt übertragen, doch behielt er sich selbst nicht blos der Form nach den Oberbefehl vor, sondern es war seine ernste Absicht, persönlich an dem Kampfe Theil zu nehmen und keine Gefahr zu scheuen, so daß er sogar sehr ernstlich den Fall in's Auge faßte, daß eine feindliche Kugel ihn treffen könnte. Davon zeugte die folgende sehr merkwürdige Stelle aus der Instruction, welche er am 26. April an seinen Geheimen Rath erließ: „Dieweil ich ein Mensch bin und kann todtgeschossen werden, so befehle ich Allen, für Fritz zu sorgen, dafür sie Gott belohnen wird, und ich gebe Allen, von meiner Frau an, meinen Fluch, daß Gott sie sowohl zeitlich als ewig strafen möge, sofern sie mich nach meinem Tode nicht im Gewölbe der Schloßkirche begraben. Sie sollen dabei kein Festin machen, bei Leib und Leben keine Ceremonie und Festin, als daß sie sollen die Regimenter in der Reihe das Gewehr nehmen und schießen lassen. Ich bin versichert, daß ihr Alles mit der größten Exactitüde von der Welt bestellen werdet, wofür ich allzeit, so lange ich lebe, euer Freund sein werde."

In Schwedt wurde die erste Musterung der Truppen gehalten, gewissermaßen die erste über das preußische Heer, dessen Neubildung der König und Leopold

von Dessau begonnen hatten. Schon damals überraschten die Regimenter durch das schmucke, reinliche Aussehen, die blanken Waffen und die kriegerische Haltung. Zu den 32,000 Preußen, die der König befehligte, stießen bald noch 8000 Sachsen und 20,000 Dänen, im Ganzen 60,000 Mann. Carl XII. hatte kaum ein Viertel dieser Zahl beisammen und versäumte noch dazu, im Vertrauen auf seine Alles besiegende Tapferkeit, die wichtigsten Stellungen, welche den Zugang zu Stralsund erschweren konnten, gehörig zu besetzen. Die Inseln Wollin und Rügen, so wie die Schanzen am Ausfluß der Peene und die von Swinemünde konnten daher im August 1715 von den Preußen, allerdings nicht ohne hartnäckigen Kampf, genommen werden. Dem Schwedenkönige gereichte es zum Verderben, daß seine Persönlichkeit überhaupt nicht für den Vertheidigungskrieg geschaffen war.

Die eigentliche Belagerung von Stralsund verzögerte sich, weil die von strömendem Regen erweichten Landstraßen der Herbeischaffung des Belagerungsgeschützes fast unüberwindliche Schwierigkeiten entgegensetzten. Erst in der Nacht vom 18. zum 19. October konnten unter Wackerbarth's Leitung die Laufgräben eröffnet werden.

Bekanntlich wird die Festung auf der einen Seite durch die Meerenge zwischen Rügen und der pommerschen Küste, und auf der anderen durch Teiche und

Sümpfe vortrefflich geschützt, doch wußten die preußischen Soldaten noch gut genug, daß dem großen Kurfürsten die Eroberung geglückt war. Die Schweden hatten inzwischen auf der Landseite ihre Verschanzungen in dem Maße verstärkt, daß der Angriff dadurch bedeutend erschwert wurde.

Während die Belagerer noch mit den vorbereitenden Maßregeln beschäftigt waren, theilte der Adjutant des Königs von Preußen, Obrist Köppen, dem den rechten Flügel befehligenden General Seckendorf mit, wie er von seiner Jugend her sich noch wohl erinnere, beim Baden in der See eine Stelle entdeckt zu haben, wo man zu gewissen Zeiten watend an die Festungswerke gelangen kann. Die Angabe bestätigte sich. Köppen mußte in der Nacht vom 4. zum 5. November mit einer Schaar Freiwilligen auf diesem ihm bekannten Wege die schwedischen Schanzen umgehen, und während ein Scheinangriff der Dänen die Aufmerksamkeit der Besatzung ablenkte, griff Seckendorf jene Schanzen an und hatte einen schweren Kampf zu bestehen, bis Köppen mit seiner Schaar den Vertheidigern in den Rücken fiel und den Sieg entschied. Drei schwedische Regimenter wurden aufgerieben und großer Kriegsvorrath fiel in die Hände der Preußen.

Wenige Tage nachher gelang es dem Fürsten von Dessau, durch dicken Nebel begünstigt, unbemerkt 20,000 Mann auf eilig zusammengebrachten Transportschiffen

nach Rügen überzuführen. Am späten Abend des 15. November wurde bei Stresow, unweit Puttbus, die Landung glücklich vollendet, obwohl sich 4—5000 Schweden auf der Insel befanden, und der Dessauer befahl, zu großem Mißvergnügen seiner Leute, die ganze Nacht hindurch an der Verschanzung des Lagers zu arbeiten. Der frühe Morgen schon sollte die Weisheit dieser Anordnung offenbaren, denn Carl XII. hatte kaum die Ankunft der Preußen erfahren, als er auch bereits mit 1500 Mann und 8 Kanonen sich persönlich einfand, um die Eindringlinge zu vertreiben. Höchlich war er überrascht, dieselben hinter sicheren Wällen zu erblicken. „Wer hätte das denken sollen!" rief er aus. Es erfolgte ein furchtbarer Kampf. Der König erhielt einen Schuß vor die Brust, sein Pferd, von einer Kanonenkugel getödtet, wälzte sich auf ihn, so daß er fast leblos unter demselben hervorgezogen wurde. Bis in die Nacht währte der Kampf. Zweimal wurden die hervorbrechenden preußischen Streiter von den Schweden zurückgetrieben, bis diese zuletzt der Uebermacht erlagen. Die kühne Schaar der Angreifer war bis auf 500 Mann geschmolzen. Diese, so wie die noch übrigen auf der Insel befindlichen Schweden mußten sich endlich ergeben. — Der treue Reisegefährte Düring war an des Königs Seite gefallen. Fast wäre Carl selbst in Gefangenschaft gerathen. Ein dänischer Lieutenant hatte ihn am Arm ergriffen und forderte seinen

Degen, da zog der König eine Pistole aus dem Gürtel, zerschmetterte dem Dänen den Kopf und warf sich auf sein Pferd. In einem kleinen Boote fuhr er nach Stralsund zurück.

Nachdem am 24. November die Dänen noch die Insel Rüden am Ausfluß der Peene genommen hatten, durfte kein schwedisches Schiff sich vor Stralsund sehen lassen, und die russischen und dänischen Kreuzer verhinderten jede Zufuhr nach der Festung.

Jetzt begann das Bombardement. Man warf glühende Kugeln in die Stadt. Am 7. December waren sämmtliche Außenwerke genommen. Bald wurde in die Hauptmauer Bresche geschossen, und man bereitete sich zur Erstürmung der Stadt. Nun ließ Carl um Waffenstillstand bitten, damit man Friedensbedingungen verabreden könnte. Er erbot sich, August II. als König von Polen anzuerkennen und die Rechtmäßigkeit der preußischen Sequestration seiner Festungen zuzugestehen; als diese Anträge verworfen wurden, drohte er die Festung bis auf's Aeußerste zu vertheidigen. Endlich siegten die Bitten seiner Generale und der Bürgerschaft, welche ihn beschworen, auf seine Rettung zu denken. Mit zehn Begleitern bestieg er Nachts den 20. December die einzige im Hafen liegende kleine Fregatte und entkam auf einem durch das Eis gehauenen Kanal in die offene See. Als er an der rügenschen

Küste vorbeisegelte, wurden zwei seiner Begleiter von einer dänischen Strandbatterie herab erschossen. Endlich traf er zwei schwedische Kriegsschiffe, deren eins ihn aufnahm und den einst so gewaltigen Kriegsfürsten nach fünfzehnjähriger Abwesenheit als Flüchtling an die Gestade seines Reiches brachte.

Stralsund kapitulirte am 22. December 1715. Die Belagerer besetzten am Weihnachtsheiligenabend eins der Thore und zogen am zweiten Feiertage siegreich in die Stadt. Die Besatzung wurde, mit Ausnahme von 1000 eingeborenen Schweden, welche sammt ihren Offizieren freien Abzug erhielten, zu Kriegsgefangenen gemacht. Der König von Preußen vertheilte in seiner Freude an die Generale der Verbündeten Geschenke im Werthe von 56,000 Thlr., die aus „dem Tresor" entnommen wurden, zum Beweise, daß schon damals der Anfang mit Aufsammlung des reichen Schatzes gemacht war, den der König einst seinem Sohne hinterlassen sollte. Stralsund erhielt dänische Besatzung, und Friedrich Wilhelm kehrte nach Berlin zurück, wo er sich alle bereits veranstalteten Triumphbogen und Einzugsfeierlichkeiten verbat und statt dessen ein allgemeines Lob- und Dankfest in allen Kirchen anordnete.

Da die Dänen Bremen und Verden bereits im October 1715 für 700,000 Kronenthaler an Hanno-

ver verkauft hatten[1]), so blieb Wismar die letzte Festung, welche Schweden noch in Deutschland besaß. Im April 1716 wurde auch diese von den vereinigten Dänen und Hannoveranern, zu welchen noch ein Corps Russen gestoßen war, in Besitz genommen.

Carl XII., ohne auf die völlige Erschöpfung seines Landes Rücksicht zu nehmen, hatte bereits im Anfang des Jahres 1716 den Plan gefaßt, seine Armee auf Schlitten über das Eis des Sundes nach Dänemark zu führen. Da das Wetter dies aber nicht gestattete, beschloß er die Dänen in Norwegen anzugreifen, doch wurde der Erfolg seiner Unternehmung durch den unbeugsamen Widerstand der treuen Norweger vereitelt. Dagegen gelang es dem Könige, mit Peter dem Großen Unterhandlungen anzuknüpfen und denselben von den gegen Schweden verbündeten Mächten in der Art zu trennen, daß der Czar in Folge der diplomatischen Künste des Ministers Görz bewogen wurde, einen Separatfrieden mit Carl XII. zu schließen, der im Mai 1718 auf dem Congreß zu Aland zu Stande kam. Peter sollte alle eroberten Provinzen, außer Finnland, behalten und dagegen den Schweden die ver-

---

[1]) Dies war ein reiner Gewaltstreich. Die Dänen hatten auf diese Länder kein anderes Recht, als daß Schweden damals nicht im Stande war, sein Besitzthum zu schützen.

lorenen deutschen Besitzungen zurück erobern, den König Stanislaus in Polen wieder einsetzen und gestatten, daß Carl das Königreich Norwegen den Dänen entreiße und mit Schweden vereinige. Auf diese Weise war das nordische Bündniß gesprengt, und Carl unternahm beim Beginn des Jahres 1718 einen Winterfeldzug nach Norwegen, der aber, wegen der eingetretenen furchtbaren Kälte, für die unter Artefeld nach dem Norden gesandte Heeresabtheilung vollständig verderblich wurde. Viele Tausende der tapferen Krieger unterlagen den übermenschlichen Anstrengungen, die man ihnen zumuthete. Carl selbst hatte seinen Plan auf die Eroberung der Festung Friedrichshall gerichtet. Am 4. December 1718 wurden die Laufgräben eröffnet, und am 11. fand man den König, über die Brüstung der Werke gelehnt, in geheimnißvoller, nie aufgeklärter Weise durch eine Kugel getödtet.

So starb, erst sechsunddreißig Jahre alt, in der Blüthe seiner Kraft, dieser seltene Mann, der vermöge der vielen edlen und großen Eigenschaften seines Geistes und Herzens ein Segen für sein Volk geworden wäre, wenn nicht leidenschaftlicher Haß und trotziger Starrsinn ihn von den höchsten Zielen abgelenkt hätte. Durch seine Irrthümer war Schwedens Macht gebrochen, und diese Nation, welche ein Jahrhundert lang das gebietende Wort in Europa führen durfte, trat nach

Carl's XII. Tode in die bescheidene zweite Rolle zurück, die ihr seitdem angewiesen ist und der Lage und den natürlichen Hilfsmitteln des Landes entspricht.

Die schwedischen Reichsstände erwählten, mit Uebergehung des jungen Herzogs von Holstein-Gottorp, die zweite Schwester Carl's XII., die an den Landgrafen von Hessen vermählte Prinzessin Ulrike Eleonore, zu ihrer Königin, und diese ließ sich unter englisch-französischer Vermittelung bald bereit finden, nach einander mit Hannover (20. November 1719), mit Preußen (21. Januar 1720) und mit Dänemark (3. Juli 1720) Frieden zu schließen. Hannover blieb gegen Zahlung von einer Million Thaler im Besitz von Bremen und Verden, Friedrich Wilhelm I. erhielt Stettin und Vorpommern bis an die Peene, nebst den Inseln Usedom und Wollin, unter der Bedingung, daß die Einwohner bei allen ihren Rechten und Privilegien geschützt würden. Er versprach die alten Bündnisse mit Schweden zu erneuern und Rußlands feindliche Absichten in keiner Weise zu unterstützen, auch zwei Millionen Thaler baar an Schweden zu zahlen und sich dafür zu verwenden, daß die Dänen Stralsund und die Insel Rügen zurückgäben. Dänemark fügte sich diesem Verlangen und verzichtete gegen Zahlung von 600,000 Thlr. auf die pommerschen Eroberungen, wogegen Schweden seinerseits die Befreiung vom Sundzoll nicht ferner beanspruchen sollte.

Am härtesten wurde die schwedische Regierung von Rußland behandelt. Der Czar ließ im Sommer 1719 die schwedischen Küsten barbarisch verwüsten und verursachte den gequälten Bewohnern einen Schaden von 12 Millionen, wodurch er am 10. September 1721 den Frieden zu Nystadt erzwang, welcher ihn im Besitz von Liefland, Esthland, Ingermanland, Finnland und anderen schwedischen Eroberungen bestätigte. Schweden erhielt von ihm dagegen zwei Millionen Thaler, August II. wurde wieder als König von Polen anerkannt, und Stanislaus mußte sich damit begnügen, daß ihm gestattet wurde, den Königstitel zu führen.

Peter der Große nahm in Folge dieses ihm so äußerst vortheilhaften Friedens den Kaisertitel an.

Der Herzog von Holstein, von den Russen im Stich gelassen, ging ganz leer aus.

Durch diesen mit Schweden abgeschlossenen Frieden waren die Hohenzollern auf ihrem stetigen Wege wieder um einen Schritt dem Ziele näher gerückt, welches sie seit Jahrhunderten nicht aus dem Auge gelassen und bei jeder Gelegenheit eifrig verfolgt hatten, und die theilweise Verwirklichung der alten, wohlhergebrachten Erbansprüche auf Pommern war deshalb für den Staat von der allergrößten Wichtigkeit, weil man durch den Besitz von Stettin nunmehr „einen Fuß am Meere hatte und an dem Commerzio der ganzen Welt Theil nehmen konnte.“

Schon in den ersten Tagen des Januar 1721 begab sich der König in Begleitung des Fürsten von Dessau und vieler Generale nach Stettin, um die Huldigung der Stände und der Bürgerschaft anzunehmen. Nachdem er noch unterweges auf einer Jagd 500 Schweine erlegt hatte, kam er am 13. in der neuerworbenen Festung an [1]). Die Bürger erhielten die ihnen abgenommenen Waffen zurück und mußten schon am folgenden Tage mit Ober- und Untergewehr in Parade aufmarschiren. Friedrich Wilhelm war sehr gut gelaunt, bewirthete die Einwohnerschaft mit Wein und ließ bei der Huldigung verkünden, daß er Jedermann bei seinen Freiheiten, Gerechtsamen und Privilegien erhalten wollte. Die Auslegung dieses Versprechens behielt er sich natürlich vor, und wie er dasselbe verstand, davon gab zunächst der Bibeltext Zeugniß, den er für die Huldigungspredigt ausgewählt hatte: „Fürchtet Gott, ehret den König.“

Das neuerworbene Gebiet umfaßte 81 Quadratmeilen, und die Kosten des Feldzuges, einschließlich der an Schweden, Polen und Rußland zu zahlenden Summen, beliefen sich auf die beträchtliche Höhe von sieben Millionen. Trotzdem hatte der König ein sehr gutes Geschäft gemacht, denn aus dem Gesichtspunkte der Capitalanlage betrachtete der haushälterische Monarch

---

1) Faßmann I. 331.

jede Aufwendung, zu welcher ihn das Staatsinteresse nöthigte, und mit den Zinsen, welche diese pommersche Erwerbung ihm abwerfen sollte, konnte er im höchsten Maße zufrieden sein.

Achtes Kapitel.

Auswärtige Angelegenheiten. Die jülich'sche Erbschaft. Die pragmatische Sanction. Europäische Verwickelungen.

Friedrich Wilhelm wünschte in seiner Siegesfreude, daß die Thaten seiner Truppen und seine eigenen Erfolge während des von ihm geführten Krieges im Volke bekannt würden, und verfügte deshalb, daß die Berliner Zeitung, die er gleich beim Antritt seiner Regierung mit anderen unnützen Dingen unterdrückt hatte, seit 1715 wieder erscheinen durfte. Aber nach Beendigung des Feldzuges verordnete er für dieselbe eine so strenge Censur, daß ihr nicht gestattet wurde, die geringste Mittheilung über öffentliche Angelegenheiten zu machen, so daß diese Blätter bis zu des Königs Tode in unglaublicher Weise trocken und dürftig blieben [1])

[1]) Der König betrachtete Alles, was mit den öffentlichen Angelegenheiten zusammenhing, so sehr als ein ihm von Gott ver-

Außer diesem pommerschen Feldzuge hat Friedrich Wilhelm I. während seiner ganzen siebenundzwanzigjährigen Regierung keinen anderen Krieg geführt, obgleich er mehr als ein Mal nahe daran war, mit seinen Nachbarn, namentlich mit Hannover, aus theilweise sehr kleinlichen Ursachen in feindselige Berührung zu kommen. So konnte er seine volle, unermüdliche Thätigkeit darauf richten, die Ertragsfähigkeit des Landes von Jahr zu Jahr zu erhöhen und dadurch immer größere Mittel zu erlangen, um sein Heer zu verstärken und einen reicheren Staatsschatz aufzusammeln. Geld und Soldaten, das erkannte er sehr richtig, waren allein im Stande, dem aufstrebenden Staate einen achtunggebietenden Platz unter den so viel größeren und reicheren europäischen Mächten zu erringen, und wir haben bereits darauf aufmerksam gemacht, wie sehr die ganze Geistesrichtung dieses eigenthümlichen Selbstherrschers für die Erreichung eines solchen Zieles gleichsam geschaffen war.

Auf dem Gebiete der Finanzen und der gesammten inneren Staatsverwaltung traf er mit seinem natürlichen Verstande instinktmäßig fast stets das Rechte, und in militärischen Dingen hat er mit Hilfe des Fürsten

---

liehenes Privateigenthum, um welches kein anderer Mensch sich zu kümmern hatte, daß er sogar die Fortsetzung der seit dem großen Kurfürsten gedruckten Geburts- und Sterblichkeitslisten in seinen Landen unterdrückte. König's Berlin IV. zum Jahre 1715.

Leopold von Dessau so unablässig und in's Kleinste eingehend es verstanden, aus der Armee ein unbedingt fügsames, nie versagendes Werkzeug zu schaffen, daß die preußischen Truppen sehr bald für die bestgeschulten in der Welt galten.

Auf der anderen Seite dagegen war der Charakter und die Bildung des Königs für ein geschicktes Eingreifen in die Unterhandlungskünste der Höfe und ihrer Gesandten ganz und gar nicht geeignet. Zu offenherzig, wenn er gut gelaunt war, und auf der anderen Seite zu mißtrauisch, so oft er sich fremder Schlauheit nicht gewachsen fühlte, beging er Fehler der entgegengesetztesten Art, indem er zu unrechter Zeit ebenso oft zu mittheilsam als zu verschwiegen war. — Vollkommen verderblich aber für das Gelingen aller politischen Bestrebungen war der Umstand, daß nicht nur des Königs vertrauteste Diener, sondern auch die untergeordneten Personen am Hofe, von dem allmächtigen Minister Grumbkow bis zu den Hofnarren, ja bis zu den Kammermohren und Thürstehern herab, im österreichischen Solde standen, und daß selbst die preußischen Gesandten an fremden Höfen bestochen waren und lügenhafte Berichte nach Berlin senden mußten, ohne daß der betrogene Monarch bis kurz vor seinem Tode eine Ahnung von diesem Truggewebe hatte, welches ihn rings umsponnen hielt.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß

dem Könige sein liebster Wunsch, dessen Erfüllung ihm fast ausschließlich bei allen seinen diplomatischen Verbindungen obenanstand, nicht gelingen konnte, nämlich die Geltendmachung der alten brandenburgischen Erbrechte auf Jülich und Berg. Gerade diese Ansprüche waren es, welche der Kaiser mit Hilfe aller jener Bestechungen und Intriguen zu vereiteln strebte, weil die Habsburger seit dem Emporkommen der Brandenburger von Anfang an entschlossen waren, lieber Alles zu gestatten, als das Weiterumsichgreifen dieser ketzerischen Macht in Deutschland. Dessenungeachtet war man genöthigt, die größte Freundschaft für Preußen zur Schau zu tragen, weil Kaiser Carl VI. nicht nur die brandenburgische Kurstimme, sondern vorzüglich auch die Mitwirkung der preußischen Armee gewinnen wollte, um seinen eigenen Lieblingsplan durchzusetzen, welcher ihn ebenso ausschließlich beherrschte, wie den König Friedrich Wilhelm die Soldatenpassion. Allerdings stand dabei nichts Geringeres in Frage, als das fernere Bestehen oder der Verfall der habsburgischen Hausmacht. Der Kaiser war ohne männliche Nachkommenschaft, und wenn es nicht gelang, seiner ältesten Erzherzogin Maria Theresia ein Erbrecht zu sichern, so mußte der aus so verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzte Landbesitz zerrissen und eine Beute der Feinde werden, oder Ungarn, Böhmen, die Nieder-

lande und die italienischen Erwerbungen konnten sich als selbstständige Staaten von dem Ganzen losreißen. Schon im Jahre 1713[1]) ließ zu dem Ende der Kaiser in feierlicher Versammlung seines geheimen Rathes ein Hausgesetz verkündigen, kraft dessen seine Erbkönigreiche und Lande nach seinem Tode sämmtlich und ungetheilt an seine männlichen Nachkommen, in Ermangelung derselben aber an seine Töchter und in zweiter Reihe an die Töchter seines Bruders, des Kaisers Joseph I., nach dem Rechte der Erstgeburt ungetheilt übergehen sollten. Der Kaiser war überzeugt, daß, wenn es ihm gelänge, die europäischen Mächte zur vertragsmäßigen Anerkennung dieser seiner pragmatischen Sanction zu bewegen[2]), er hinlänglich für den ungetheilten Fortbestand seines Reiches gesorgt hätte. Die Folgezeit sollte beweisen, wie groß sein Irrthum war, und es ist schwer zu begreifen, wie ein Monarch, der selbst niemals Bedenken trug, seine feierlichsten Verträge und Versprechungen zu brechen, sich einbilden konnte, die anderen Mächte durch besiegelte Pergamente zu binden. Prinz

---

1) Den 19. April. Ranke, neun Bücher I. 190. Die Hoffnung, männliche Erben zu erhalten, hatte Carl VI. damals noch keineswegs aufgegeben, und Maria Theresia ist erst 1717 geboren.

2) Nach diplomatischem Sprachgebrauch bedeutet dieser Ausdruck einen Vertrag oder ein Gesetz, welches für besonders heilig und unverletzlich erklärt werden soll.

Eugen sah die Sache viel richtiger an, wenn er sagte, zweimalhunderttausend Soldaten und ein gefüllter Staatsschatz blieben die beste pragmatische Sanction.

Allein es war damals die Zeit der Verträge und Allianzen. Die Höfe wurden nicht müde, feierliche Verbindungen zu schließen und wieder zu lösen, je nachdem das wechselnde Bedürfniß oder auch die wechselnde Laune der Fürsten es zu erheischen schien, und die ganze diplomatische Welt erhielt sich durch ein beständiges Anziehen und Abstoßen der Kräfte in Bewegung, gleichsam das Auf- und Niederschwanken der Schalen andeutend, welche nicht eher zur Ruhe kommen sollten, als bis das europäische Gleichgewicht hergestellt wäre.

Wie gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts die Welt durch die spanische Erbfolgefrage in gespannte Erwartung der kommenden Dinge versetzt war, so schien nunmehr die Ungewißheit über das Schicksal der habsburgischen Monarchie eine ähnliche Wirkung hervorzubringen. Der Kaiser verstand es, in alle Verhandlungen zwischen den Hauptstaaten Europa's seine pragmatische Sanction und deren Anerkennung und Gewährleistung mit hineinzumengen.

Nachdem er die Annahme dieses Erbfolgegesetzes von den österreichischen, böhmischen und schlesischen Ständen 1720 [1]) und von Ungarn 1723 erlangt hatte,

[1]) In Böhmen war dabei das eigenthümliche Bedenken zu beseitigen, wie es mit der böhmischen Kurwürde gehalten werden

ließ er dasselbe am 6. December 1724 öffentlich mit großer Feierlichkeit proclamiren, und es kam nun darauf an, auch die auswärtigen Höfe zu gewinnen. Merkwürdiger Weise gelang das zuerst in Madrid, obgleich Spanien und Oesterreich sich gewissermaßen noch im Kriegszustande befanden, denn es war nicht nur kein förmlicher Friede zwischen diesen Mächten geschlossen, sondern die wichtigsten Streitfragen harrten noch der Erledigung.

In dieser Zeit hatte sich die damals vielbesprochene Tripelallianz zwischen England, Holland und Frankreich gebildet, um zu verhüten, daß Spanien, wenn der junge, schwächliche König Ludwig XV. von Frankreich etwa vor seiner Verheirathung stürbe, nicht etwa eine Vereinigung beider Reiche anstreben sollte. Als nun trotz dessen Spanien sich einiger italienischen Gebiete bemächtigte, welche nach dem Utrechter Frieden ihm nicht zukamen, so machte Oesterreich jene Tripelallianz durch seinen Beitritt zu einer Quadrupelallianz, und Spanien sah sich im Haager Frieden von 1720 genöthigt, jene Besitzergreifungen wieder rückgängig zu machen.

---

sollte, wenn eine Frau die Königskrone trüge. Man kam aber darüber hinweg, indem man annahm, daß die geringere Kurwürde mindestens ebensogut, wie die größere Königswürde einer Frau zu übertragen sei.

Die Streitigkeiten zwischen Spanien und Oesterreich sollten alsdann auf einem Congresse zu Cambrai unter Vermittelung von England und Frankreich ausgeglichen werden. Dieser Congreß führte aber zu keinem Resultate, vielmehr erfolgte unabhängig von demselben in überraschender Weise eine geheime Annäherung zwischen Oesterreich und Spanien, dessen König gerade damals zu leidenschaftlichem Hasse gegen Frankreich erregt war. Man hatte nämlich die Infantin, welche als Braut Ludwig's XV. in Paris erzogen wurde, plötzlich unter nichtigen Vorwänden nach Hause geschickt, weil politische Gründe es gerathen erscheinen ließen, den jugendlichen König mit der Tochter König Stanislaus Leczinski's zu vermählen. Außer dieser persönlichen Beleidigung fehlte es auch nicht an sachlichen Gründen, welche Spanien und Oesterreich zusammenführen sollten. Beide Staaten waren empört durch den Druck, den Holland und England auf ihre Handelsverhältnisse übten. Nicht nur das Aufblühen des Verkehrs in den amerikanisch-spanischen Besitzungen, sondern auch die Entwickelung der von Kaiser Carl VI. mit besonderer Vorliebe errichteten Ostendeschen Handelsgesellschaft war dadurch gefährdet.

Diese Anknüpfungspunkte benutzte ein gewandter Geschäftsmann, der Holländer Ripperda, welcher durch seine Leistungen auf dem gewerblichen Gebiete die Gunst der Königin von Spanien in hohem Graed

gewonnen hatte, um zwischen Wien und Madrid zu vermitteln. Er begab sich zu dem Ende ganz im Geheimen an den kaiserlichen Hof und wußte daselbst so geschickt zu unterhandeln, daß bald ein Vertheidigungsbündniß und ein Handelsvertrag zwischen beiden Staaten verabredet und am 30. April 1725 der Wiener Friede abgeschlossen wurde, dem alsdann auch der Abschluß des Friedens zwischen Spanien und dem deutschen Reiche folgte.

Dieser Wiener Frieden bestätigte auf's Feierlichste die zu Utrecht ausgesprochene ewige Trennung der Kronen von Spanien und Frankreich, und während der Kaiser die Erbfolgeordnung anerkennt, wie sie in Spanien festgesetzt worden, so wird spanischerseits die pragmatische Sanction Carl's VI. als ein zu Rechten bestehendes Gesetz gewährleistet.

Bei dem gleichzeitig abgeschlossenen Vertheidigungsbündnisse war es von großer Bedeutung, daß in einer geheimen Clausel Spanien und Oesterreich für die Zukunft eine Doppelheirath zwischen den beiden ältesten Töchtern des Kaisers und zweien spanischen Infanten verabredeten, „um die beiden Häuser durch Familienbande noch näher zu vereinigen."

Der Handelsvertrag endlich sprach die Anerkennung der Ostendeschen Compagnie aus, welcher von Spanien dieselben Vorrechte eingeräumt wurden, die der

holländisch-ostindischen Compagnie bisher ausschließlich ertheilt waren.

Obgleich man nun diese Verträge mit möglichster Sorgfalt geheim zu halten suchte, so kam doch bald soviel davon zur Kenntniß der übrigen Mächte, daß deren Eifersucht und Argwohn in hohem Maße erregt wurde. Man glaubte überzeugt zu sein, daß der Kaiser daran denke, mittelst jener Doppelheirathen bei günstiger Gelegenheit die alte Monarchie Carl's V. wieder herzustellen und durch eine Vereinigung von Spanien und Indien mit Italien und den österreichischen Erbländern eine Alles beherrschende Weltmacht zu gründen.

Von besonderer Bedrohlichkeit wären solche Absichten für die protestantischen Länder gewesen, die mit Recht in den beiden verbündeten katholischen Mächten ihre gefährlichsten Erbfeinde erblickten, wie es denn unzweifelhaft ist, daß Spanien und Oesterreich sich stillschweigend die Unterdrückung der Religionsfreiheit in Deutschland zum Ziele gesetzt hatten. Frohlockend schreibt Ripperda nach Abschluß des Wiener Friedens an die Königin von Spanien, daß die spanische Flotte, mit der österreichischen Kriegsmacht verbunden, stark genug wäre, um die Protestantenvereinigung zu sprengen, das Königreich Preußen zu vernichten und die hannöversche Race von dem englischen Throne zu verjagen.

Die so bedrohten Protestanten schienen nun ohne Weiteres auf die Bundesgenossenschaft von England

und Frankreich hingewiesen, welche sich zu einem Gegenbündnisse zusammenthaten, um den von Oesterreich und Spanien befürchteten Uebergriffen Einhalt zu thun, und namentlich glaubte man unter allen Umständen auf den Beitritt des Königs von Preußen zählen zu können, dessen kriegsgerüstete Armee von großer Bedeutung für die Partei werden mußte, welcher Friedrich Wilhelm I. sich als Bundesgenosse anschloß. Ja bei ausbrechendem Kriege, wo die großen Mächte einander so ziemlich die Wage hielten, war es nicht unmöglich, daß Preußen durch seine Entscheidung die Schale sinken machte, in welche es sein Schwert hineinwarf.

In richtiger Erwägung dieser Sachlage gab der kaiserliche Hof sich ebenso große Mühe, wie der englische und der französische, um Preußens Bundesgenossenschaft zu erlangen. Für Friedrich Wilhelm aber machten sich allerlei Betrachtungen und Rücksichtnahmen geltend, welche ihn nicht so schnell zur Entscheidung darüber kommen ließen, auf welche Seite er sich wenden sollte.

Wenn sein echtprotestantisches Herz und die nahe Verwandtschaft mit seinem Schwiegervater Georg I. von England ihn zu dem englisch-französischen Bündnisse drängten, so sprach für Oesterreich die tief eingewurzelte Ehrfurcht gegen das Oberhaupt des Reiches und des Königs feste Ueberzeugung, daß nur ein österreichischer Kaiser im Stande sei, den drohenden Verfall Deutschlands noch aufzuhalten. Wiederum schien aber

dieser selbe Kaiser die Absicht zu haben, einen spanischen Prinzen zu seinem Nachfolger zu machen, was dem deutschgesinnten Friedrich Wilhelm ein tödtlich verhaßter Gedanke war. Wenn er sich solche Möglichkeit vorstellte, so erinnerte er sich zugleich mit großer Erbitterung des Unrechtes, welches er seiner Ueberzeugung nach bei mehr als einer Gelegenheit von dem Kaiser und dessen Gerichten erlitten, und es kam ihm zum Bewußtsein, was er nie hätte vergessen sollen, daß jede Stärkung und Vergrößerung des preußischen Staates dem österreichischen Interesse zuwiderläuft, und daß sein hochverehrter Kaiser auf nichts Anderes bedacht war, als die aufstrebenden Hohenzollern niederzuhalten, denen er daher auch niemals freiwillig die Erwerbung von Jülich und Berg gestatten würde, auf welche Friedrich Wilhelm sein Herz gesetzt hatte.

Je nachdem die eine oder die andere solcher entgegengesetzten Betrachtungen in des Königs Gemüth die Oberhand gewann, faßte er nach seiner heftigen Weise ebenso schnell entgegengesetzte Entschlüsse und bewahrheitete, was einst General Schulenburg über ihn an Grumbkow schrieb: „Wer sich nur von seinen Leidenschaften beherrschen läßt, wird stets das bereuen, was er so eben gethan hat.“

So schwankte Friedrich Wilhelm lange hin und her, und zuletzt gab denn nicht eine ruhige Erwägung der politischen Lage seines Landes und der Vortheile, welche

England oder Oesterreich ihm gewähren würde, den Ausschlag, sondern der Einfluß der Königin wurde entscheidend, welche auch ihrerseits ein Lieblingsproject hatte, dessen Verwirklichung sie nur mit Hilfe Englands erreichen konnte. Diese Fürstin hegte nämlich seit lange den Wunsch, durch eine Doppelheirath ihrer beiden ältesten Kinder mit den Kindern ihres Bruders, des englischen Thronfolgers, die Vereinigung des brandenburgischen und hannöverschen Hauses noch fester zu knüpfen. Sie träumte beständig von diesen glänzenden Aussichten für ihre Tochter, deren Haupt sie im Geiste mit der dreifachen Königskrone von Großbritannien geschmückt sah.

Um nun ihren Vater, den König Georg I., für diese Pläne zu gewinnen, mußte nothwendig Preußens Beitritt zu dem englisch-französischen Bündnisse erfolgen, und die Königin hatte bei ihren hierauf gerichteten Bestrebungen einen sehr einflußreichen Verbündeten an dem klugen Minister Ilgen, der wohl einsah, daß von österreichischer Seite niemals eine Förderung der preußischen Interessen zu erwarten stand.

So gelang es denn, den König dahin zu bringen, daß er bei Gelegenheit eines seinem Schwiegervater abgestatteten Besuches im Herbste 1725 zu Herrenhausen der zwischen England und Frankreich geschlossenen Vereinigung förmlich beitrat.

Dieses sogenannte Herrenhauser Bündniß wurde

auf 15 Jahre geschlossen zu gegenseitigem Schutze der drei Könige und Aller, welche dem Vertrage noch beitreten wollten, in Betreff ihrer Länder und Staaten, so wie auch der in Besitz habenden Rechte und Freiheiten. Sollte einer von ihnen angegriffen werden, so versprechen Frankreich und England je 8000 Mann Infanterie und 4000 Mann Kavallerie zu stellen, Preußen aber 3000 Mann Infanterie und 2000 Berittene oder nach Maßgabe der Kosten, welche diese Truppen erforderten, auch Geld oder Schiffe. Die Bestimmungen des westphälischen Friedens werden für die aufrechtzuhaltende Grundlage des deutschen Reiches anerkannt, keiner der drei Könige soll ohne Vorwissen der anderen mit fremden Mächten Bündnisse schließen, und man wird die übrigen Staaten, besonders aber die vereinigten Niederlande zum Beitritt auffordern. Für Friedrich Wilhelm war hauptsächlich die den Vertragstheilnehmern zugesicherte Gewährleistung ihrer Rechte verlockend gewesen, denn zu diesen Rechten zählte er vor Allem seine Ansprüche auf Jülich und Berg, und obgleich eine ausdrückliche Nennung der Fürstenthümer im Vertrage vermieden war, so hatte König Georg I. dafür in einem geheimen Artikel sich verpflichtet, die gerechten Ansprüche des Königs von Preußen zu unterstützen, falls der männliche Stamm des Hauses Pfalz-Neuburg erlöschen sollte. Das war allerdings eine deutlichere Zusicherung, als die in

diesem Punkte immer zweideutigen Erklärungen des Wiener Hofes bisher gewährt hatten. Freilich konnte auf der anderen Seite nicht verborgen bleiben, daß dieses ganze Herrenhauser Bündniß überhaupt nur dann einen Sinn habe, wenn man es als gegen Oesterreich gerichtet auffaßte, was den König mit seinem gut kaiserlichen Gewissen in so arge Kämpfe brachte, daß man noch ausführliche Nachtragsartikel machen mußte, um ihn in diesem Punkte zu beschwichtigen. Dabei kam einmal wieder die Unhaltbarkeit der deutschen Zustände recht klar an's Licht, und es zeigte sich, wie widersinnig es sei, daß die zu mächtigen Selbstherrschern gewordenen Könige von England und Preußen sich dessenungeachtet in den Formen dienender Mitglieder des römischen Reiches bewegen sollten. Es wurde nämlich für den Fall, daß das deutsche Reich den Franzosen Krieg erklären sollte, den Königen von England und Preußen gestattet, ihre kurfürstlich hannöverschen und brandenburgischen Contingente zur Reichsarmee gegen Frankreich zu stellen, ohne daß ihnen dies als Bundesbruch gegen Frankreich ausgelegt würde. Waren hierdurch Friedrich Wilhelm's Reichs- und kurfürstliche Gewissensmahnungen beruhigt, so nahm man auch auf seine eifrig protestantische Gesinnung insoweit Rücksicht, daß man zum Schutze der in Polen arg bedrückten Evangelischen ausdrücklich die Aufrechthaltung der Olivaer Friedensbestimmungen versprach.

Dennoch hätte Friedrich Wilhelm I. den Vertrag auch jetzt noch nicht unterzeichnet, wenn nicht Frankreich jenem geheimen Artikel in Betreff der jülichschen Erbfolge beigetreten wäre; nachdem aber auch dies in genügender Weise geschehen war[1]), schienen alle Anstände beseitigt, und der Abschluß erfolgte am 3. September 1725.

Am kaiserlichen Hofe hatte man schon längst davon Kunde, daß in Hannover Feindseliges im Werke sei. Graf Seckendorf erhielt deshalb den Auftrag, sich wie in Privatangelegenheiten an Ort und Stelle zu begeben und den Sachverhalt auszukundschaften. Das gelang, und der geschickte Diplomat wurde sogleich angewiesen, in Berlin den Versuch zu machen, ob man Friedrich Wilhelm von dem ebengeschlossenen Bündnisse nicht zurückbringen könnte.

Einem solchen Plane war die Stimmung des Königs selbst sehr günstig. Kaum in seine Residenz zurückgekehrt, überkam ihn das Gefühl, daß er sich übereilt hätte. Er argwöhnte, daß Frankreich und England bei dem Herrenhauser Bündnisse Zwecke verfolgten, die er nicht durchschaute und die vielleicht darauf hinausliefen, nach des Kaisers Tode die österreichische Erbschaft zu zerstückeln, wohl gar einen französischen oder englischen Prinzen zum Kaiser wählen zu lassen. Er machte sich klar, daß sein unzusammenhängendes

[1]) Die Worte der Originalerklärung bei Ranke 9 Bücher 210.

Reich im Fall eines Krieges dem Angriff von allen Seiten ausgesetzt wäre, ohne wie England das Meer, oder wie Frankreich eine geschlossene Reihe starker Festungen zum Schutze zu haben. Als er diese Bedenken den Verbündeten eröffnen ließ, bekam er zur Antwort: Wenn der Kaiser ihn von Schlesien aus angreifen sollte, so würden die Engländer Neapel bombardiren, — was seinem unverkünstelten, geraden Verstande wie Spott und Hohn klang, so daß er sich von den anderen Monarchen mißachtet und mißbraucht glaubte, damit er, wie sein Lieblingsausdruck war, für sie die Kastanien aus dem Feuer holen sollte. Es käme, so meinte er, doch Alles darauf hinaus, daß des Kaisers Handelsgesellschaft in Ostende unterdrückt würde, blos damit die Herren Holländer ihren Kaffee, Käse und Porcellan theurer verkauften, woran ihm wenig gelegen wäre. Mit einem Worte, er begann herzlich zu bereuen, was er soeben gethan. Da war denn Seckendorf der rechte Mann, um diesen günstigen Umstand zu benutzen, und daß man gerade ihn gewählt hatte, war ein Beweis von der unvergleichlichen Menschenkenntniß des Prinzen Eugen. Seckendorf gehörte zu den wenigen Protestanten, die noch in österreichischen Diensten sich hielten, er war ein Neffe des damals berühmten, gleichnamigen Kirchengeschichtsschreibers und mußte dem Könige von Preußen, der ihn von dem niederländischen Feldzuge her kannte, um so angeneh=

mer sein, weil er sich meisterlich in alle Seltsamkeiten und Launen desselben zu schicken verstand.

Scheinbar ganz absichtslos ging dieser schlaue Mann eines Tages an den Fenstern des königlichen Schlosses in Berlin vorüber, und als der König ihn zu sich befahl, weigerte er sich anfangs am Hofe zu erscheinen, weil er dazu erst der Erlaubniß seines Kaisers bedürfte, der ihn zu sich nach Wien befohlen hätte. Nur als Friedrich Wilhelm die Verantwortung zu übernehmen versprach, entschloß er sich zögernd zu bleiben. Niemand verstand es besser als er, den König dahin zu bringen, wohin er wollte. Mit größter Dienstbeflissenheit dem Kaiser und dem Prinzen Eugen ergeben, war ihm jedes Mittel recht, durch welches die Zwecke derselben gefördert wurden. Es dauerte nicht lange, so hatte er alle einflußreichen Personen des preußischen Hofes durch österreichisches Geld auf seine Seite gebracht, was bei dem Geize des Königs, der seine Diener sehr schlecht bezahlte, keiner übermäßigen Summen bedurfte. Der preußische Gesandte in London z. B., ein Herr v. Reichenbach, verrieth für 600 Thaler jährlich seinen Herrn und that zu Eugen's großer Zufriedenheit alles Mögliche, „wodurch der zwei Höfe Mißverständniß beständig vermehrt und erhalten werde[1]." Während Seckendorf auf

---

[1]) Eugen's Brief an Seckendorf bei Förster, Fr. W. I. III. 234.

diese Art bald einen Jeden, der zu seinen Zwecken dienlich sein konnte, vom Minister abwärts bis zum Thürsteher erkauft hatte [1]), trat dazu noch der seltsame Umstand, daß es ihm gewissermaßen gelang, den König selbst zu bestechen und zwar in eigentlichstem Sinne auf doppelte Art. Einmal nämlich konnte Friedrich Wilhelm demjenigen, der ihm ein paar großgewachsene Rekruten vorstellte, in seiner Freude darüber keine Bitte abschlagen, und dann liebte der König gar sehr die Genüsse der Tafel, die er sich in seinem eigenen Hause aus Geiz versagte. Seckendorf veranlaßte nun den Kaiser, ihn von Ungarn her stets mit „großen, unnützen Raitzen" und Haiducken zu versorgen, welche auch die treuesten Generale und Adjutanten, die sonst jeder Bestechung unzugänglich waren, nur zu gern annahmen, dann aber tractirte er den König bei sich so oft wie möglich mit den köstlichsten Leckerbissen und den feinsten Weinen, wodurch der Monarch in so heitere Laune versetzt wurde, daß man bei solchen Gelegenheiten unglaublich viel von ihm erlangen konnte. Unermüdlich bei Anwendung aller Mittel, die ihm des Königs Gunst in stets wachsendem Maße erwerben mußten, scheute er die größten persönlichen Anstrengungen nicht, welche Friedrich Wilhelm seinen Umgebungen zumu-

---

[1]) Eine Pensionsliste über 8160 Gulden aus dem Jahre 1733 bei Förster, Fr. W. I.

thete, und in komischer Verzweiflung klagte er dem Prinzen Eugen, wie er seine Gesundheit ruiniren müsse, um den Monarchen bei dessen beschwerlichen und langweiligen Truppenmusterungen zu begleiten oder halbe Tage in grimmiger Kälte und hungernd und durstend auf den Parforcejagden an seiner Seite zu galoppiren. Dabei verstand er es, durch ergötzliche Erzählungen von Staats- und Kriegsangelegenheiten die üble Laune des Herrn zu verscheuchen, oder ihm von ökonomischen Gegenständen zu erzählen, auf die er sich als guter Wirth und einsichtiger Verwalter seiner Güter sehr wohl verstand, und bald brachte der Graf es dahin, daß ihn der arglose Monarch für seinen besten, treuesten und aufrichtigsten Freund erklärte. Gleich bei der ersten Begrüßung hatte der König, unfähig seine augenblicklichen Stimmungen zu verbergen, dem schlauen Diplomaten einen Einblick in sein Inneres gestattet: „Sie halten mich für gut hannöverisch," rief er ihm entgegen, „aber auf Offiziersparole, Herr Graf, ich bin besser kaiserlich als hannöverisch." Das erleichterte dem Gesandten sein Geschäft gar sehr.

Mit großer Geschicklichkeit wußte er das Gefühl der Reue zu schärfen, welches der König über den Herrenhauser Vertrag empfand, wobei ihm persönliche Zwistigkeiten desselben mit dem Schwiegervater Georg I. von England trefflich zu statten kamen. Derselbe hatte nämlich versprochen, eine Anzahl langer Rekruten zu

liefern, und hielt nicht Wort. In diesem Punkte aber verstand Friedrich Wilhelm keinen Spaß, sondern seine an Wahnsinn grenzende Leidenschaft für diese Riesen trieb ihn zu den gewaltsamsten Schritten. Er ließ durch Soldaten verschiedene sechsfüßige Hannoveraner aufheben und nach Potsdam bringen, wo er sie in seine Regimenter steckte und nachher jede Genugthuung verweigerte, was so heftige Erörterungen veranlaßte, daß ein tödtlicher Haß zwischen beiden Königen die Folge davon war.

Jetzt glaubte Seckendorf offen mit seinem Plane herausrücken zu dürfen, und er legte den Entwurf zu einem Geheimbündniß mit Oesterreich vor, kraft dessen der König von Preußen sich von seinen mit England und Frankreich eingegangenen Verbindungen wieder lösen sollte. Allein die Ausführung traf dennoch auf große Schwierigkeiten, weil der König durch seine bisherigen Erfahrungen in der jülich-bergischen Sache von gerechtem Mißtrauen gegen die Aufrichtigkeit des Kaisers erfüllt war und vor allen Dingen über diesen Punkt eine vollständig bindende Erklärung verlangte. Außerdem hatte er bei seinen Streitigkeiten mit anderen Reichsständen, z. B. mit der Aebtissin von Quedlinburg, und sogar in Beschwerdesachen seiner eigenen Vasallen verschiedentlich von den Reichsgerichten sehr ungünstige Entscheidungen erhalten, die er für parteiisch und ungerecht hielt, weshalb er dringend wünschte,

nicht blos in Bezug auf die Kurmark und Preußen, sondern auch wegen seiner übrigen Besitzungen, eine Befreiung von der Gerichtsbarkeit des Reichshofrathes und des Reichskammergerichts (das sogenannte privilegium de non appellando) zu erlangen. Beides suchte man kaiserlicherseits zu umgehen, und wirklich gelang es, den König davon zu überzeugen, daß der zweite Punkt mit den Reichsgesetzen unvereinbar sei. Desto fester bestand er auf seinen jülichschen Ansprüchen, und Seckendorf sah ein, daß Nichts zu erreichen wäre, wenn man den König nicht hierüber beruhigte.

Denn wie unwahrscheinlich auch zu den Zeiten des großen Kurfürsten der Fall gewesen war, daß die acht Söhne des Pfalzgrafen von Neuburg sämmtlich keine männliche Nachkommenschaft erzielen sollten, so hat es das Schicksal dennoch so gefügt. Sieben von ihnen waren theils in den geistlichen Stand getreten, theils ohne Söhne verstorben, und auch Carl Philipp, der dermalige Kurfürst von der Pfalz, hatte nur zwei Töchter, von denen die eine mit dem Pfalzgrafen von Sulzbach vermählt war, dem der Schwiegervater die reiche Erbschaft zuzuwenden gedachte. Der Kaiser unterstützte im Geheimen diese Absichten, weil dadurch eine Vergrößerung Preußens verhindert werden konnte, und er hatte in einem geheimen Vertrage vom 26. August 1726 sich verpflichtet, seinerseits alles Mögliche zu thun, um der Sulzbachischen Linie das jülichsche Erbe

zu sichern. Als aber Seckendorf berichtete, daß der König von Preußen ohne Gewährleistung seines Erbrechtes unter keinen Umständen von einer Allianz mit Oesterreich Etwas wissen wollte, so war der Kaiser gewissenlos genug, das feierliche Versprechen zu geben, er wolle es binnen längstens sechs Monaten dahin bringen, daß das Haus Sulzbach seine Ansprüche, mindestens in Beziehung auf das Herzogthum Berg und die Grafschaft Ravenstein, an Preußen abtrete. Es ist möglich, daß Carl VI. wirklich die Absicht hatte, Wort zu halten, jedenfalls aber begriff er, daß er mit seiner den König beruhigenden Erklärung sich beeilen müßte, weil gleichzeitig Frankreich und England, um den König von Preußen bei dem hannöverschen Bunde festzuhalten, demselben versprachen, dessen Erbfolge nicht blos in den genannten beiden Herrschaften, sondern auch in Jülich zu gewährleisten. Außerdem setzte die Königin und ihr Anhang Alles in Bewegung, um den Abschluß eines Vertrages mit Oesterreich zu hintertreiben, der, wie sie voraussah, die so dringend gewünschte Doppelheirath ihrer Kinder mit den englischen Verwandten für immer vereiteln mußte.

Nach der Correspondenz zwischen dem Kaiser, dem Prinzen Eugen und Seckendorf [1]) muß man annehmen, daß der Letztere selbst an die Aufrichtigkeit des Kaisers

---

[1]) Bei Förster l. c. p. 80 squ.

glaubte. Er kann die Gefahren nicht dringend genug schildern, welche zu befürchten wären, wenn der König sich abermals getäuscht sähe. „Wo man des Königs von Preußen Majestät,“ schreibt er, „hierin nicht wird vergnügen können, so wäre nach meinen geringen Gedanken es besser gewesen, man hätte sich niemals mit ihm in ein Negotium eingelassen, und wann man nun nicht fortfährt, so ist des Königs Haß, Zorn und Rache unausbleiblich, weil er in dem festen Gedanken alsdann stehen wird, man habe ihn mit Fleiß mit dergleichen angenehmen Propositionen, die man nimmer einzugehen willens gewesen, nur amusirt und seiner gespottet, um ihn dadurch die englische und französische Freundschaft verlieren zu machen, daß er sich hernach auf kaiserliche Discretion ergeben müsse.“

Es war also dringend geboten, mit dem Abschlusse nicht zu zögern, und am 12. October 1726 kam dann der vielbesprochene Wusterhauser Vertrag zu Stande [1]), dessen wesentlicher Inhalt folgender war: Beiderseits gewährleistete man einander den gegenwärtigen Besitzstand. Der König erkannte die pragmatische Sanction an und versprach den Kaiser, falls derselbe angegriffen würde, mit 10,000 Mann zu unterstützen, die jedoch

---

[1]) Ueber den eigentlichen Hergang, sowie über so viele andere Vorgänge während dieser Regierung hat erst die von Förster aufgefundene Seckendorf'sche Correspondenz Aufschluß gegeben.

nicht in Italien oder Ungarn verwendet werden dürften. Der Kaiser versprach in gleichem Falle 12,000 Mann. Binnen spätestens sechs Monaten wollte er Pfalz-Sulzbach dazu bewegen, dem Könige die wirkliche Abtretung und Einräumung von Berg und Ravenstein für den Fall des Aussterbens der Neuburg'schen Linie zu versichern. Gelingt es dem Kaiser nicht, dies zu bewirken, so soll der ganze Vertrag null sein und als niemals geschlossen betrachtet werden [1]).

Der Kaiser ratificirte den Vertrag, sobald er ihm eingeschickt war, und versicherte nochmals auf's Feierlichste, daß er dabei getreulich und aufrichtig zu Werke gegangen und Alles anwenden wolle, um das Hauptwerk mit dem Pfalzgrafen zu Stande zu bringen.

Alle, welche zu diesem für Oesterreich so erwünschten Erfolge mitgewirkt hatten, wurden reichlich bezahlt. Der Minister Grumbkow erhielt tausend Dukaten Pension, der Hofnarr Gundling des Kaisers Portrait mit Brillanten besetzt. Auch der König selbst ging nicht leer aus, 24 der allergrößten Rekruten wurden ihm als willkommnes Präsent übermacht, und die einflußreichsten Officiere, denen man kein Geld anzubieten wagte, durch 12 etwas kleinere Kerle günstig gestimmt.

Für den armen Monarchen aber ging seitdem eine sehr böse Zeit an. Die Königliche Familie, der Hof

1) Der Text des Vertrages in Förster's Urkundenbuch II. 159.

und die leitenden Staatsmänner zerfielen in zwei feindliche Lager und verfolgten und befeindeten einander mit offenem Hasse und geheimen Intriguen auf's Aeußerste. Die Königin mit ihren beiden ältesten Kindern stand an der Spitze der englischen Partei, weil der Kronprinz und die Prinzessin Wilhelmine durch ihre Mutter mit den glänzendsten Vorstellungen von der Zukunft erfüllt waren, die ihrer wartete, wenn die englischen Heirathen zu Stande kämen. Den beiden lebhaften und geistreichen Königskindern eröffneten diese Pläne die Aussicht auf Befreiung von der tyrannischen Gewalt, welche der Vater über sie ausübte, der sie nöthigte, sich seinen anstrengenden und aufreibenden Lebensgewohnheiten zu fügen, und ihnen alle die feinern und geistigen Genüsse versagte, die er selbst verachtete. Zum Unglück wurde die Widersetzlichkeit der Königin grade damals durch die Aussicht auf eine große Erbschaft aus dem Nachlasse ihrer Mutter, der sogenannten Prinzessin von Ahlden, verstärkt [1]). Der König, um in den Besitz der

[1]) Sie wurde so genannt von dem Schlosse, wo sie wegen des Verhältnisses mit dem bekannten Grafen Königsmark bis an ihr Lebensende gefangen saß. Von der Erbschaft gelangte nur sehr wenig an die Königin von Preußen, weil Georg I. das Testament seiner unglücklichen Gemahlin unterdrückte, und später wiederum Georg II. ebenfalls die letztwilligen Verordnungen seines Vaters nicht gelten ließ. — Sehr interessante Nachrichten darüber in Nüßler's Leben bei Büsching. Beiträge I.

Summen zu kommen, von denen er eine übertriebene Vorstellung hatte, schmeichelte seiner Gemahlin auf alle Weise und hütete sich sie zu erzürnen. Dadurch wurde seine eigene Stimmung die allerschlechteste, denn er mußte sich den ungewohnten Zwang auflegen, die Ausbrüche seiner leidenschaftlichen Launen zu unterdrücken, und Sophie Dorothea benutzte nach Frauenart die günstige Gelegenheit, um ihrer Erbitterung gegen alles österreichisch Gesinnte freien Lauf zu lassen. Grumbkow namentlich und Seckendorf durften sich kaum vor ihr sehen lassen. Der Letztere wurde, wenn er an der königlichen Tafel erschien, mit Vorwürfen und beißenden Redensarten überschüttet, auf die er indessen nicht immer die Antwort schuldig blieb.

Der König sollte sich nun noch den Herrenhauser Bundesgenossen gegenüber rechtfertigen, die bald genug erfahren hatten, daß eine Allianz mit Oesterreich im Werke sei, deren Inhalt ihnen nach den Bundesbestimmungen nicht verheimlicht werden durfte. Mit Recht beruhigten sie sich nicht dabei, daß der König ihnen erklären ließ, er hätte nichts ihnen Nachtheiliges abgeschlossen. Sie versuchten geschickt eine Saite anzuschlagen, welche jederzeit im Herzen Friedrich Wilhelm's Wiederklang fand. Man brachte ihm nämlich den Argwohn bei, daß das österreichisch-spanische Bündniß hauptsächlich auf Unterdrückung der Protestanten ausginge, und daß man die Absicht hätte, die Hannoveraner aus England zu vertrei-

ben und den katholischen Prätendenten aus dem Hause Stuart an deren Stelle zu setzen. König Georg sprach am 28. Januar 1727 bei Eröffnung seines Parlaments diese Beschuldigung offen aus. Der Kaiser ließ in den heftigsten Ausdrücken durch seinen Gesandten protestiren, erklärte, daß seine Würde durch so verleumderische Behauptungen tief verletzt wäre, und daß er, wenn man ihm eine vollständige Genugthuung verweigern sollte, zu den Waffen greifen müßte. Dem Gesandten wurden hierauf seine Pässe zugeschickt, der Ausbruch eines allgemeinen europäischen Krieges schien um so unvermeidlicher, als es bereits zwischen Engländern und Holländern auf der einen und Spanien und Oesterreich auf der andern Seite zu offenen Feindseligkeiten gekommen war. Die Spanier belagerten das von den Engländern besetzte Gibraltar, und österreichische und spanische Schiffe wurden auf offener See von englischen und holländischen Kriegsschiffen verfolgt. Die Verwirrung schien unlösbar.

Der König von Preußen, den seine nächsten Umgebungen beständig zwischen den beiden feindlichen Parteien hin und her zu ziehen suchten, sah sich in die Mitte der Kämpfenden gestellt, und die Unschlüssigkeit über die zu ergreifenden Maßregeln brachte ihn um alle Fassung. Verschlimmert wurde sein Zustand noch durch den Einfluß des berühmten August Hermann Franke, den Friedrich Wilhelm sehr hoch schätzte und aus Halle

zu sich nach Berlin beschieden hatte. Dieser sonst hochverdiente Mann ängstigte durch pietistische Bedenken aller Art das Gemüth des Monarchen in so hohem Grade, daß er ihm über die unschuldigsten Dinge Gewissensbisse erregte, bis der König seine gewohnte Lebensweise gänzlich änderte, nicht mehr auf die Jagd ging, seine Hornbläser nicht anhörte und eine Zeit lang in tiefer Melancholie viele Stunden des Tages mit Beten und Psalmensingen zubrachte. Dabei erfüllten ihn unablässig die gerechten Besorgnisse um den Staat, dessen Lage denselben zum Kriegsschauplatz bei den bevorstehenden Wirren zu bestimmen schien. Den unglücklichen Fürsten verließ Appetit und Schlaf. Wer ihm nahe kam, hatte von den Ausbrüchen der übelsten Laune zu leiden. Gemahlin und Kinder suchten in scheuer Angst sich den Blicken des erzürnten Gebieters zu entziehen [1]). Nachts irrte er in den Gemächern des Schlosses umher und suchte den Ausweg aus dem politischen Labyrinth, in welchem er sich gefangen sah. Oft überkam ihn das richtige Gefühl von der Bedeutung, welche Preußen erlangen könnte, wenn er bei einem Zusammenstoß der großen Mächte mit seiner kriegstüchtigen Armee auf die eine oder die andere Seite träte und so vielleicht den Ausschlag in den europäischen Kämpfen gäbe. Aber wohin sich wenden? An England

1) Memoires de Frederique Wilhelmine p. 97.

fesselte ihn der Herrenhauser Vertrag und sein gegebenes Wort, während sein deutsches Herz ihn zu dem Kaiser zog. Aber dieser schien ihn zu hintergehen, denn die im Wusterhauser Tractat gesetzte sechsmonatliche Frist verstrich, und von einer Erfüllung des Versprochenen war nicht die Rede. Man bot ihm für die Jülichschen Ansprüche Entschädigungen an aus den bei dem bevorstehenden Kriege zu machenden Eroberungen. Das verwarf der König, der sein gutes Recht verlangte, nicht aber eine Bereicherung auf fremde Kosten. Dann wieder wollte der Kaiser seinen eigenen Ansprüchen auf das bestrittene Erbe entsagen und dieselben an Pfalz-Sulzbach und Preußen zu gleichen Theilen abtreten, worauf sich Friedrich Wilhelm um so weniger einlassen konnte, als er die Habsburgischen Ansprüche niemals anerkannt hatte. Nun war er zum Ueberfluß noch mit dem dritten Prätendenten, dem Kurfürsten von Sachsen, wegen seiner leidigen Werbeangelegenheiten in Feindschaft gerathen und hatte sogar wider alles Völkerrecht gedroht, den sächsischen Gesandten Suhm verhaften zu lassen, weil man sich die Gewaltthätigkeiten der preußischen Officiere in Dresden nicht gefallen lassen wollte. Da kam ihm plötzlich in der Verzweiflung über Alles, was von so verschiedenen Seiten einstürmte, der Gedanke, daß sich die ganze europäische Verwirrung unschädlich machen ließe, wenn England und der Kaiser beide dahin gebracht würden, für den Fall eines aus-

brechenden Krieges das deutsche Reichsgebiet für neutral zu erklären, wozu der König von England wegen seines Stammlandes Hannover und der Kaiser wegen Schlesien alle Ursache hätten. Dann würde Deutschland und also auch Preußen vor den Miseren des Krieges bewahrt.

Eigenhändig setzte er den Entwurf zu einem solchen Abkommen auf und ließ denselben Georg dem Ersten und dem Kaiser vorlegen, allein Beide weigerten sich darauf einzugehen. Während man darüber verhandelte, beruhigte sich die Lage Europa's. Frankreich hatte zu vermitteln versucht, und am 21. Mai 1727 kamen die sogenannten Pariser Präliminarien zu stande, welche schon am 23. Juni vom Kaiser unterzeichnet wurden. In Folge derselben hörten alle begonnenen Feindseligkeiten auf, der Kaiser willigte in die vorläufige Aufhebung der Ostendischen Handelsgesellschaft, und die schließliche Regelung der streitigen Punkte blieb einem Congresse vorbehalten, welcher zwar in Soissons zusammentrat, aber nach weitläufigem Gezänke sich wieder auflöste, ohne zu einem wesentlichen Ergebnisse gelangt zu sein. Friedrich Wilhelm hatte denselben gar nicht erst beschickt, es wäre doch nur, sagte er in richtiger Voraussicht, ein Comödiantenwerk, bei dem Nichts als Kosten herauskämen.

Inzwischen hatte Seckendorf die Weisung erhalten, den König eifriger als jemals im österreichischen Inter-

esse zu bearbeiten, was ihm durch den unerwarteten Tod Georg des Ersten (22. Juni 1727) wesentlich erleichtert wurde. Denn während der König von Preußen gegen seinen Schwiegervater, trotz aller persönlichen Abneigung, dennoch sich einigermaßen respectvoll zu bezeigen suchte, so verschlimmerte dieser englische Thronwechsel das Verhältniß gar sehr. Zwar hatte Friedrich Wilhelm auf den Rath des besonnenen Ilgen seinen Gesandten in London durch eine eigenhändige Instruction angewiesen, ein gutes Vernehmen einzuleiten [1]), allein sehr bald machte der alte Groll zwischen den Schwägern sich geltend. Die unseligen Werbereien thaten auch hier, wie überall, den größten Schaden, und beide Monarchen sprachen wechselseitig von einander in höchst unköniglichen Ausdrücken. Friedrich Wilhelm nannte seinen Schwager nur den Comödianten, Bruder Braunkohl ꝛc., während er dafür von jenem als Bruder Unterofficier, des heiligen Römischen Reichs Erzsandstreuer bezeichnet wurde. Diese Feindschaft benützte Seckendorf sehr geschickt, um den König von dem Herrenhauser Bunde ab und zu dem Kaiser hinüberzuziehen, denn wenn in der Jülichschen Sache auch fortwährend Ausflüchte auf Ausflüchte folgten, so verstand er es, die Schuld davon den anderen Mächten, sogar dem Papste aufzubürden, welcher dem katholischen

---

1) Ranke. Neun Bücher I. 269.

Pfalzgrafen von Sulzbach verboten hätte, seine Rechte an einen ketzerischen König abzutreten, während doch der Kaiser sich alle Mühe gäbe, um sein gegebenes Wort zu halten. Es gelang auch den König so vollständig von der Aufrichtigkeit des Wiener Hofes zu überzeugen, daß Friedrich Wilhelm am 24. Februar 1728 dem Kaiser schrieb:[1] „Wenn den Versicherungen, welche der Graf Seckendorf an Ew. kaiserliche Majestät von meiner unveränderlichen Ergebenheit gethan, noch etwas Mehreres hinzugesetzt werden könnte, so wollen Ew. kaiserliche Majestät mir erlauben, — daß ich Ew. Majestät mein königliches Wort gebe, daß nichts jemalen vermögend genug sein soll, mich im Geringsten von demjenigen abzulenken, was ich Ew. kaiserl. Majestät aus so vielen und starken Considerationen schuldig bin, und bei dessen gewissenhafter Erfüllung ich bis an mein Grab verharren werde." —

Bei solchen Gesinnungen war es kein Wunder, daß der König sich zu einem neuen, mit dem Kaiser abzuschließenden Vertrage bringen ließ, der auch wirklich am 23. December 1728 unterzeichnet wurde und der geheime Berliner Tractat genannt wird. Der Kaiser erhielt durch denselben die nochmalige feierliche Anerkennung der pragmatischen Sanktion, während er seinerseits wesentlich Nichts von Bedeutung gewährte, sondern

---

[1]) Förster, Friedrich Wilhelm I. 2. p. 99.

nur die Abtretung seines Anrechts auf die Jülichsche Erbfolge aussprach[1]). Nach erfolgter Unterzeichnung ließ der König noch zur Beseitigung neu erwachter Bedenken in besonderer Declaration vom selbigen Tage erklären, daß er an diesen Vertrag nicht gebunden sein wollte, falls der Kaiser wider Vermuthen einen französischen oder englischen, wenn gleich aus deutschem Geblüte entsprossenen Prinzen zu seinem Erben ernennen sollte, — doch hatte das weiter Nichts zur Folge als eine Gegenerklärung des Kaisers, daß, wenn Preußen unter irgend welchem Vorwande sich von dem Vertrage lossagen sollte, auch der Kaiser seinerseits sich aller übernommenen Verpflichtungen enthoben erachte.

Durch die Art und Weise, wie man, geschickt auf des Königs Eigenthümlichkeiten eingehend, es verstand, denselben durch leere Versprechungen zuerst zum Abschluß des Wusterhauser Vertrages und dann des Berliner Tractats zu bringen, wird das Verfahren hinreichend gekennzeichnet, dessen der Wiener Hof sich dem Preußischen gegenüber stets mit Erfolg bediente.

Denn nicht nur der Kaiser, sondern auch die andern europäischen Cabinette hatten längst bemerkt, wie viele Handhaben die eigenthümliche Natur des preußischen Königs darbot, an denen man ihn trotz seines Eigenwillens und seines heftigen Aufbrausens zu lenken ver-

---

[1]) Der Text vollständig im Urkundenbuch II. p. 215.

mochte, sobald man nur den geeigneten Mann in seine Nähe brachte, der die schwachen Seiten des Monarchen benutzte.

Wenn der Kaiser Alles aufbot, um einen engen Anschluß der preußischen Politik an die österreichische zu bewirken, so verfolgte er dabei außer seinem eigenen Interesse zugleich den Zweck, die Feindschaft zwischen England und Preußen lebendig zu erhalten, und er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, die dazu dienlich sein konnte. So sollten z. B. Hannover und Braunschweig von Reichswegen den Auftrag erhalten, dem geplagten Herzogthum Mecklenburg-Schwerin gegen die unerhörten Gewaltthaten beizustehen, welche der halbverrückte Herzog Carl Leopold verübte, weil die Stände sich weigerten, die Kosten für das auf die unvernünftige Höhe von 14,000 Mann gebrachte Heer zu bewilligen. Die einrückenden hannoverschen Truppen waren aber von dem mecklenburgischen Generalmajor v. Schwerin geschlagen worden[1]), und der Kaiser ertheilte dem Könige von Preußen den Auftrag, die Execution vollstrecken zu helfen. Das kränkte natürlich den König von England gar sehr, und derselbe mußte noch den Hohn erdulden, daß Friedrich Wilhelm später jenen Schwerin in seine Dienste nahm und denselben der Königin mit den Worten vorstellte:

---

[1]) Es ist derselbe, der als preußischer Feldmarschall später sich unsterblichen Ruhm erwarb.

„Hier siehst Du den Mann, der Deine Landsleute so schön ausgeklopft hat.“

Die gegenseitige Erbitterung zwischen den Königen von Preußen und England wurde noch geschärft, als ein neuer Fall der üblichen Werbe-Gewaltthätigkeiten sich im Hannoverschen ereignete. Friedrich Wilhelm verweigerte auch diesmal jede Genugthuung und gerieth dessenungeachtet in die äußerste Wuth, als nunmehr der König von England befahl, die preußischen Soldaten und Officiere, die sich jenseit der Grenze blicken lassen würden, festzunehmen. Beinahe wäre es darüber zum Kriege gekommen. Schon rüstete man von beiden Seiten, und die Truppen standen einander kampffertig gegenüber. Frankreich auf der einen, der Kaiser auf der andern Seite schürten noch den entglimmenden Brand, und leicht hätte ein europäischer Krieg aus so unbedeutender Veranlassung entstehen können, wenn es nicht einigen besonnenen Officieren aus des Königs Umgebung noch gelungen wäre, denselben soweit zu beruhigen, daß er sich die Vermittelung der Herzöge von Gotha und Braunschweig gefallen ließ, welche dann einen für beide Theile annehmbaren Vergleich zu Stande brachten [1]. —

Da nun ein besseres Einvernehmen mit England zu

---

[1]) Vergleiche die sehr ergötzliche ausführliche Darstellung dieser Streitigkeit in Carlyle's Friedrich II. Tauchnitz III. p. 170.

hoffen schien, so nahm die Königin ihren Lieblingsplan, die Doppelheirath, wieder mit erneuter Lebhaftigkeit in die Hand. Dieses Vermählungsproject bildet in jener an großen Ideen so armen Zeit neben zwei andern fürstlichen Familienangelegenheiten den Angelpunkt, um welchen die Thätigkeit der Hauptmächte Europa's sich drehte. Der Kaiser wollte die Gewährleistung seiner pragmatischen Sanktion durchsetzen, und die Königin von Spanien arbeitete daran, ihrem Infanten Don Carlos eine glänzende Versorgung zu verschaffen. Diese herrschsüchtige Fürstin hatte, wie wir hörten, anfangs gehofft, eine Vermählung desselben mit der Erbtochter des Kaisers zu Stande zu bringen; allein da der Kaiser gerechtes Bedenken trug, auf einen Plan einzugehen, welcher die übrigen Mächte mit Eifersucht erfüllt hätte, so zog er die Sache in die Länge, bis die lebhafte Königin, der fruchtlosen Verhandlungen müde, sich durch englischen Einfluß dahin bringen ließ, das Bündniß mit dem Kaiser aufzugeben und mit Frankreich und England[1]) am 9. November 1729 den Vertrag von Sevilla abzuschließen, in welchem ihr für Don Carlos die italienischen Herzogthümer Toscana, Parma und Piacenza zugesichert wurden, die auch alsbald mit spanischen Truppen besetzt werden sollten. Der Kaiser griff sofort nach seinem gewohnten Mittel. Er erklärte diese haupt-

[1]) Die Holländer traten später gleichfalls bei.

sächlich seine Hausinteressen bedrohende Verwickelung für eine deutsche Reichsangelegenheit, und die deutschen Fürsten ließen sich das gefallen. Namentlich zeigte sich der König von Preußen bereit, sein kurfürstliches Contingent zu stellen und den auf ihn fallenden Betrag zur Instandsetzung der Reichsfestungen zu zahlen[1]). Da lag es denn im Interesse Frankreichs und Englands, Preußen wo möglich von dem kaiserlichen Interesse abzuziehen, zu welchem Ende man englischer Seits nunmehr die abgebrochenen Doppelheirathsverhandlungen allen Ernstes wieder aufnahm. Aber es schien ein für alle Mal über dieser Angelegenheit ein böses Geschick zu walten. Den Plan zu der Doppelheirath hatten zuerst die königlichen Frauen in Berlin und Hannover mit großer Liebe entworfen, aber der persönliche Widerwille der Monarchen von England und Preußen trat störend dazwischen und bewirkte, daß nach endlosen Streitigkeiten, Versöhnungen, abgebrochenen und wieder angeknüpften Verhandlungen zuletzt kein anderer Erfolg erzielt wurde, als daß das Lebensglück des preußischen Kronprinzen und seiner Schwester, zu deren Besten doch der ganze Plan angelegt war, darüber hoffnungslos zerstört wurde.

Für jetzt schien es zwar den Engländern mit der Sache wirklicher Ernst zu sein, um so mehr als auch im

[1]) Hannover hatte diese Zahlung verweigert. Der König aber schrieb unter den Bericht: Ich bezahle Alles, ich bin nicht vor den Schelmfranzosen. Förster III. 130.

Parlamente die preußischen Interessen von der Whig=partei eifrig vertreten wurden, und man einsah, daß für die festländischen Angelegenheiten die aufstrebende preu=ßische Macht der wünschenswertheste Bundesgenosse wäre, auf den die Verwandtschaft des religiösen Bekennt=nisses überdies von selber hinwies. Es kam deshalb ein eigner Gesandter, Sir Charles Hotham, nach Berlin, um die Bedingungen der Doppelheirath zu vereinbaren. Derselbe traf im April 1730 daselbst ein und brachte die vortheilhaftesten Anerbietungen mit. Der König von England verzichtete auf jede Mitgift für die Prin=zessin Wilhelmine, während er seine eigne, für den Kronprinzen Friedrich bestimmte Tochter mit 100,000 Pfund Sterling auszustatten versprach. Der künftigen Gemahlin des Kronprinzen wollte man die Statthal=terschaft von Hannover zuwenden, und dieselbe sollte dort mit ihrem jungen Gemahl residiren [1]). Dafür verlangte man nur, daß der König den Minister Grumbkow entlasse, dessen verrätherische Umtriebe mit dem preußischen Residenten Reichenbach in London das gute Vernehmen zwischen beiden Höfen untergruben. Der König, von unbedingtestem Vertrauen zu Grumbkow er=füllt, erklärte sich dessenungeachtet bereit, den Minister zu entlassen, sobald man ihn von der Treulosigkeit desselben werde überzeugt haben. Hotham erbot sich die bewei=

---

1) Raumer, Beiträge zu neuer Geschichte III. 505.

senden Schriftstücke herbeizuschaffen und that bei seinem Hofe deshalb die nöthigen Schritte. In der Zwischenzeit aber gelang es dem schlauen Seckendorf, der, wie wir wissen, sowohl den Minister als den Gesandten zu ihren Schelmenstreichen bestochen hatte, den König völlig umzustimmen [1]). Er stellte demselben vor, daß der König von England sich ein großes Uebergewicht über ihn anmaße und ihn in der freien Wahl seiner Minister beschränken wolle, und daß eine englische Prinzessin am preußischen Hofe ihren heimischen Luxus einführen und das Land ruiniren würde. Diese Einflüsterungen ließ man durch Berichte unterstützen, welche der nichtswürdige Reichenbach auf Grumbkow's Befehl aus London einsenden mußte. Es sei die Absicht der Engländer, schrieb er, den König von Preußen gänzlich mit dem Kaiser zu entzweien, ihn in das französisch-englische Bündniß hinüberzuziehen und das preußische Land dann wie eine abhängige Provinz zu behandeln [2]). Damit hatte man den König an der empfindlichsten Seite getroffen, und der Erfolg von Hotham's Sendung mußte an diesen Intriguen scheitern.

---

[1]) Diese Doppelheirathsangelegenheit hat durch v. Raumer's Mittheilungen aus dem englischen Staatsarchiv (Beiträge III. p. 505—580) eine wesentliche Aufklärung erhalten.

[2]) Carlyle III. 256 hat aus denselben englischen Staatsarchiven zuerst einige authentische Bruchstücke der Reichenbach-Grumbkow'schen Correspondenz veröffentlicht (IV. 4. daselbst ist

Es vergingen einige Wochen, bevor die Originale der Reichenbach-Grumbkow'schen Correspondenz aus London eintreffen konnten, und unglücklicher Weise war es grade in dieser Zeit zwischen dem Könige und dem Kronprinzen zu den heftigsten Auftritten gekommen, so daß Friedrich Wilhelm, gegen seinen Sohn auf's Höchste erbittert, sich nicht entschließen konnte, denselben durch eine reiche Heirath oder gar durch die Statthalterschaft in Hannover gewissermaßen aus der väterlichen Gewalt zu entlassen.

Als nun der 10. Juli 1730 für die Audienz bestimmt war, in welcher Hotham auf Befehl seines Monarchen die Grumbkow'schen Briefe im Original überreichen sollte, gerieth der König, durch alles Vorhergegangene schon auf's Aeußerste gereizt, in einen seiner schlimmsten Wuthanfälle. Er warf dem Gesandten die Briefe vor die Füße, drohte ihm pantomimisch mit Fußtritten, verließ den Audienzsaal und schlug die Thür hinter sich in's Schloß.

Wie gewöhnlich bereute er seine Uebereilung sofort und ließ sich durch den Minister Bork bei Hotham ent-

---

Hotham's Originalbericht mitgetheilt). Vergl. auch Memoires de Baireuth I. 204 und die Erzählung des Vorfalls in Pöllnitz, Memoiren zur Regierungsgeschichte rc. Alle diese Berichte stimmen im Wesentlichen überein. Eine vollständige actenmäßige Veröffentlichung der hierher gehörigen Schriftstücke ist noch zu erwarten.

schuldigen, der auch von seinem Hofe alsbald angewiesen wurde, keine weitere Genugthuung zu fordern. Die Heirathsangelegenheit aber war zerrissen, und wir werden noch zur Genüge erfahren, wie aus dem Samen der Zwietracht, welcher in die königliche Familie geworfen war, die schlimmsten Früchte erwachsen sollten. Der Kaiser fuhr fort, sich in der gewohnten zweideutigen Weise zu benehmen. Auf die schönsten Versprechungen folgten keine Thaten, sondern man wußte die Ungeduld des Königs mit immer neuen Zusagen wegen der Jülich'schen Erbfolge zu beruhigen, während doch die Absicht dahin ging, ihm niemals Wort zu halten.

Den König trieb der Bruch mit England vollends in das österreichische Lager zurück, und er war überzeugt, daß die vielen hinterlistigen Winkelzüge, über welche er zu klagen hatte, lediglich von der Umgebung des Kaisers und dessen Ministern ausgingen, und daß sich Alles sofort in's Gleiche bringen ließe, wenn er persönlich Karl den Sechsten sehen und ihm seine gerechten Klagen mündlich auseinandersetzen könnte.

Der Kaiser dagegen wollte von einer solchen persönlichen Zusammenkunft Nichts wissen. Theils war er nicht geneigt, von dem steifen habsburgisch-spanischen Ceremoniell Etwas nachzulassen [1]) und dem Könige

[1]) Die kaiserlichen Minister hatten vorgestellt, daß es res summae consequentiae sein würde, wenn der Kaiser dem Könige die rechte Hand geben wollte.

von Preußen wie ein Souverain dem andern gegenüberzutreten, theils mochte er einsehen, daß man auf dem Wege des diplomatischen Notenwechsels viel leichter als bei mündlicher Unterredung den formlosen, gradeausgehenden König von Preußen auch fernerhin durch allerlei Täuschungen und zweideutige Redensarten hinhalten könnte. Deshalb wurde Seckendorf instruirt, daß er, ohne grade den König vor den Kopf zu stoßen, Alles anwenden möchte, um die Zusammenkunft zu hintertreiben. Man bediente sich dabei der nichtigsten Vorwände, z. B. daß dem Kaiser während der Karlsbader Kur eine Unterredung mit dem Könige allzu beschwerlich, nach der Kur aber Ruhe empfohlen wäre. Außerdem fuhr der Wiener Hof fort, bei seinen Verhandlungen mit den fremden Mächten zu zeigen, wie wenig er geneigt war, den König von Preußen wie einen gleichberechtigten Monarchen zu behandeln. Man gab dem Berliner Cabinette von den wichtigsten Vorgängen erst alsdann nachträgliche Kunde, wenn zwischen den Betheiligten Alles in Richtigkeit gebracht war. Das geschah z. B., als der Vertrag von Sevilla wieder außer Wirksamkeit gesetzt wurde, weil der Kaiser, um nur die Bestätigung seiner pragmatischen Sanction von England und Frankreich zu erhalten, sich den fast schimpflichen Bedingungen unterwarf, welche diese beide Seemächte dafür verlangten. Denn nicht nur gab er in dem am 16. März 1731 abgeschlossenen Wiener Vertrage die ostendische Handels-

compagnie gänzlich auf und versprach allen Handel mit Ostindien einzustellen, sondern er verpflichtete sich auch, selbst mitzuwirken, daß der Infant Don Carlos in den Besitz der ihm zugesicherten italienischen Gebiete gesetzt würde.

Uebrigens scheint der König von Preußen es gar nicht wie eine Beleidigung empfunden zu haben, daß man ihm erst nach abgemachter Sache Mittheilung machte, denn als ihn Seckendorf am 27. April von dem Stand der Dinge unterrichtete und dabei, um des Königs Gemüth milder zu stimmen, eine Wildprettpastete mit übersandte, so antwortete der König am folgenden Tage: „Es ist mir besonders angenehm gewesen zu vernehmen, daß zu Wien die Ratification der letztgeschlossenen Tractaten angekommen; für die gesandte delikate Pastete bin ich obligirt.“ Ueberhaupt war die Verehrung für den Kaiser in stetem Wachsen, und der Wunsch das Reichsoberhaupt zu sehen, wurde immer dringender. „Ihro kaiserlichen Majestät werther Freundschaft halte mich gänzlich versichert,“ schreibt der König am 12. October 1731, „die meinige soll gewiß fest und unverbrüchlich sein, so lange ich lebe, denn wenn auch alle übrigen dieselben verlassen sollten, so bin ich fest entschlossen, bei diesem meinem wahren Freunde treu und aufrichtig zu stehen, und Glück und Unglück zu theilen.“ Waren doch sogar die kaiserlichen Minister für Friedrich Wilhelm Personen von so hoher

Bedeutung, daß er sich um die Gunst derselben eifrigst bemühte. „Vor dem Herrn Reichs-Vice-Kanzler," schreibt er an Seckendorf [1]) „habe ich alle ersinnliche Consideration, der Herr Graf kann Mich nicht höher obligiren, als wenn Er dieses großen Ministri Faveur Freundschaft und Affection Mir zu Wege bringen wird."

So mußte man sich denn wohl in Wien überzeugen, daß die so dringend gewünschte Zusammenkunft unmöglich länger abzulehnen wäre, „ohne den König vor den Kopf zu stoßen," und der Termin dazu wurde endlich festgesetzt.

Die Zusammenkunft sollte in Kladrub in Böhmen stattfinden, wo der Kaiser ein schönes Gestüt hatte. Das kleine Schloß daselbst schien besonders für die so ungern gewährte Begegnung mit dem Könige geeignet, weil es zu einem Nachtlager für denselben keinen Raum bot, wodurch eine Menge von Etiquettenfragen umgangen wurden.

Friedrich Wilhelm brach am 27. Juli 1732 von Berlin auf. Grumbkow, Seckendorf, der holländische Gesandte Ginkel und eine Anzahl von Generalen begleiteten ihn. Ueber Frankfurt, Liegnitz und Glatz erreichte man am 29. die böhmische Grenze. Der Kaiser hatte mit vieler Höflichkeit dafür gesorgt, daß aller

---

[1]) Bei Förster in der Seckendorf'schen Correspondenz, unter dem 19. Sept. 1724. Vehse, Preußen II. 304.

Orten die zum Theil sehr eigenthümlichen Lebensgewohnheiten des Königs, was Wohnung, Speise und Trank betraf, gehörig berücksichtigt wurden. Von Jaromierz, dem ersten böhmischen Nachtquartier, wurde Grumbkow an die kaiserlichen Herrschaften, welche sich auf dem Jagdschlosse Chlumetz befanden, zur Complimentirung abgeschickt, worauf der Kaiser den folgenden Tag für das Rendezvous in Kladrub bestimmte.

Der König traf zuerst ein und wurde von dem Prinzen Eugen empfangen. Als des Kaisers Wagen sich näherte, konnte Friedrich Wilhelm seine Sehnsucht nicht länger bemeistern, sondern eilte das aussteigende Reichsoberhaupt in seine Arme zu schließen. Nach dieser ersten Begrüßung schritt der Kaiser vorauf, und der König mußte in zweiter Reihe die Kaiserin führen.

Von einem Gerüste herab wollte man gemeinschaftlich die Stutereien besichtigen, und war, um alle Collisionen beim Hinaufsteigen zu vermeiden, für den Kaiser, die Kaiserin und den König je eine besondere Treppe gebaut, wie denn auch oben die Eingänge in die für jeden bestimmten Zimmer führten. An dem arglosen Friedrich Wilhelm ging das Alles spurlos vorüber, und seine offenherzige Gradheit durchbrach die Spinnengewebe des Hochmuthes, mit welchen man ihn hatte umstricken wollen. Nach besichtigtem Gestüte blieb man zwei Stunden bei Tafel, wo der König sich sehr lebhaft mit der schönen und klugen Kaiserin Eli-

sabeth[1]) unterhielt, welche an dem gesunden ungekünstelten Wesen ihres Gastes großes Gefallen zu finden schien.

Nachdem noch eine Privatunterhaltung zwischen den Monarchen stattgefunden hatte, bei der aber wahrscheinlich nur gleichgiltige Dinge zur Sprache gekommen sind, trennte man sich. Der König fuhr in der Richtung nach Prag bis Nimburg, der Kaiser nach Chlumetz zurück. In Prag wollte man sich noch einmal im strengsten Incognito treffen. In der böhmischen Hauptstadt, wo der Prinz Eugen mit den vornehmsten Großwürdenträgern die Honneurs machte, besah Friedrich Wilhelm alle Merkwürdigkeiten und traf in den Zimmern des Schlosses, wie von ungefähr, nochmals mit dem Kaiser zusammen.

Sehr bald wurde dem Könige klar, daß er in der Hauptsache, der Jülich-Berg'schen Erbschaftsangelegenheit, durch diesen Besuch beim Kaiser um keinen Schritt weiter gekommen war. Das Einzige, was er erreichte, war die Zusage, ihm die Belehnung wegen Stettin zu ertheilen (eine bloße Förmlichkeit) und die Erneuerung der Anwartschaft auf Ostfriesland, welche der große

[1]) Sie war eine braunschweigsche Prinzessin und hatte, um den Kaiser zu heirathen, ihren Glauben wechseln müssen. Bevor in Spanien durch die ungewohnte Hitze und durch den Biß böser Insekten ihr Teint gelitten hatte, galt sie für die schönste Prinzessin in Europa.

Kurfürst bereits erhalten hatte, und die für jetzt auch nur eine ungewisse Aussicht eröffnete, weil der junge Herzog Karl Ezard, 1716 geboren, möglicher Weise eine große Nachkommenschaft erzielen konnte [1]). Die Urkunde über die ihm ertheilte Anwartschaft erhielt der König in einem goldenen Tabakskasten, den er, nebst goldenem Pfeifenstopfer und Pfeifenräumer, als kaiserliches Geschenk auf seinem Nachttische in Prag vorfand [2]). Aber sogar dieses an sich nicht eben bedeutende Geschenk sollte ihm bald genug verbittert werden. Denn als er nach seiner Heimkehr im besten Glauben nunmehr Titel und Wappen von Ostfriesland annahm und davon den übrigen Höfen Mittheilung machte, so protestirte nicht nur der junge Herzog dagegen, sondern auch der Kaiser ließ durch Seckendorf am 1. November 1732 bemerken, daß er das für eine eigenmächtige und unberechtigte Handlungsweise ansehe. Der König aber antwortete am 15. November [3]) eigenhändig in seiner originellen Weise Folgendes: „Auf den Brief vom 1. d. M., den ich heute habe bekommen, werde ich Sie antworten, so daß ich hoffe, Se. kaiserliche Majestät werde zufrieden sein. Indessen kann ich in Wahrheit sagen, daß von mir keine Malice ist, da ich in Wahrheit

---

[1]) Derselbe starb 1744 kinderlos, und Friedrich II. ließ sogleich von dem Herzogthum Besitz nehmen. [2]) Faßmann I. 478.

[3]) Förster II. 113.

geglaubt, daß es ein Bagatell ist, als wenn man Einen „Baron" nennt. — — Mein lieber Freund, sein Sie so gut, und mache er alles wieder in's Gerechte, daß ich mit meinem lieben Kaiser gut bleibe. Ich verlasse mir auf Sie."

Das alte gute Vernehmen war aber doch gestört, und schon einige Tage vor diesem Schreiben hatte sich der König gegen den dem hannover'schen Hause sehr nahe stehenden Degenfeld mit den Worten geäußert (wie Grumbkow sogleich an Seckendorf hinterbringt)[1]: „Sage er dem König von England, daß wenn er will mein Freund sein, er keinen bessern Freund in der Welt haben soll als mich, aber er muß — —" hier machte er ein Zeichen mit der Hand, welches Degenfeld nicht verstand, und er dann mit den Worten erklärte: „Jülich und Berg geben, und Leute ausliefern!" (d. h. die Werbung langer Rekruten gestatten).

Solche Aeußerungen belebten einerseits die Königin zu neuer Hoffnung für ihre Doppelheirathspläne, andererseits aber erhielt Seckendorf von Wien aus, wohin jedes Wort des Königs sogleich verrathen wurde, die Weisung, alles Mögliche aufzubieten, um die guten Gesinnungen Friedrich Wilhelm's für den Kaiser nicht erkalten zu lassen. Auch von Wien aus bediente man sich jener Heirathspläne, um auf das Gemüth des

---

[1]) Förster III. 117.

Königs zu wirken, und so wurde dieser durch augenblickliche Eindrücke leicht bestimmbare Monarch an seinen unglückseligen Familienangelegenheiten hin und hergezerrt.

In der Zwischenzeit war der Fluchtversuch des Kronprinzen vor sich gegangen, von dem wir noch hören werden, und der hartgestrafte Thronerbe hatte seine Freiheit hauptsächlich dadurch erkauft, daß er die Wahl seiner künftigen Gattin willenlos der Bestimmung des Königs überließ.

Damals lag es im österreichischen Interesse, die Gemahlin des preußischen Thronfolgers aus einer dem Kaiserhause nahe verwandten Familie zu wählen, und man war auf eine Schwestertochter der Kaiserin, die Prinzessin Christine von Bevern verfallen [1]). Der König hatte die Verlobung bereits vollziehen lassen, als mittlerweile der politische Wind am kaiserlichen Hofe nach einer andern Richtung umsprang. Da nämlich

---

[1]) Die Kaiserin Elisabeth war eine Tochter Ludwig Rudolph's, des zweiten Sohnes von Herzog Anton Ulrich von Braunschweig. Ihre Schwester Charlotte Christine wurde die Gemahlin des unglücklichen Großfürsten Alexei, den sein Vater, Peter der Große, hinrichten ließ. Die dritte Schwester, Antoinette Amalie, heirathete 1712 den Herzog Ferdinand Albert von der apanagirten Linie Braunschweig-Bevern, die später zur Regierung der Hauptlande kam. Ferdinand Albert hatte 15 Kinder, von denen ihn sechs Söhne und fünf Töchter überlebten. Elisabeth Christine, die Gemahlin Friedrich des Großen, war die älteste von diesen Töchtern.

der König von England sich im Wiener Vertrage zur Gewährleistung der pragmatischen Sanktion ernstlich verpflichtet hatte, so war dem Kaiser nunmehr eine nahe Verbindung zwischen Preußen und England ganz genehm, und Seckendorf erhielt den Befehl, die Verlobung des Kronprinzen wieder rückgängig zu machen. Der König von Preußen traute seinen Ohren nicht, als er diese Zumuthung erhielt. Er hatte dem Herzoge von Bevern als Fürst und Hausvater sein Wort gegeben und sollte es nun nach des Kaisers Launen wieder zurücknehmen. Mit Recht erschien ihm ein solches Verlangen unwürdig und beleidigend. In höchster Aufregung klagte er seinen Vertrauten, daß man einen offenen Wortbruch von ihm forderte. „Nein," rief er aus „ich kann's nicht mehr aushalten, es frißt mir das Herz ab! Mich wollen eine lâcheté machen thun, mich, mich! Nun und nimmermehr, die verfluchten Intriguen, der Teufel soll sie holen!" [1])— Seckendorf erfuhr das Alles sofort von Grumbkow, Wort für Wort, und berichtete es noch selbigen Tages nach Wien. Aber der Kaiser glaubte so sicher die Entschlüsse des Königs nach Belieben hin und her wenden zu können, daß er sich nicht entblödete, noch in den Tagen, als der preußische Hof bereits nach dem braunschweigischen Schlosse Salzdahlum aufgebrochen war, wo des Kronprinzen Hoch-

[1]) Grumbkow's Bericht an Seckendorf bei Förster III. 135.

zeit vollzogen werden sollte, den bestimmten Befehl an Seckendorf zu erlassen, daß derselbe noch einmal den Versuch mache, die Auflösung der Verlobung zu bewirken. Der Graf kannte den König zu gut, um nicht das Widersinnige eines solchen Auftrages einzusehen. Aber er mußte gehorchen. Er zog Grumbkow zu Rathe, doch dieser wollte mit der Sache ein für alle Mal Nichts zu thun haben. Sehr richtig bemerkte er, daß, nachdem die Verlobung des Kronprinzen von allen Kanzeln des Landes feierlich verkündet worden, und der König sich bereits an Ort und Stelle befinde, um die Trauung vollziehen zu lassen, aus einer so bedenklichen Forderung leicht eine unversönliche Feindschaft gegen den Kaiser entstehen könnte [1]). Er selbst wollte unter keinen Umständen sich mit einer so aussichtslosen Sache befassen. Seckendorf mußte also mit schwerem Herzen sich entschließen, den Auftrag allein auszuführen. Sein Bericht an den Prinzen Eugen vom 13. Juni 1733 lautet wörtlich: „Ich begab mich früh um neun Uhr zu Ihro Majestät, und obwohl dieselben noch im Bette lagen, so ließ mich doch mit dem Zusatze melden, daß, vermöge einer durch eignen Courier erhaltenen Depesche, Ihro Majestät was wichtiges, doch nichts unannehmliches

---

[1]) Seckendorf's ausführlicher Bericht an den Prinzen Eugen, daselbst 148. —

vorzutragen hätte, weil diese Vorsichtigkeit bei einem so hitzigen Herrn auf alle Weise zu beobachten. Bei dem Eintritt sagte ich zu dem im Bette liegenden Könige mit lächelndem Munde, daß durch eignen Courier von Ew. Durchlaucht mir Befehl zukommen, Ihrer Majestät einige Eröffnung über eine importante Sache zu thun, welches aber zu vollziehen mich nicht wagen wollte, wofern Ihro Majestät nicht zum voraus versprächen, daß Sie mich mit Geduld anhören, sich nicht darüber ereifern, und eine, zwar selbst beliebige, jedoch der gemeinen Wohlfahrt heilsame Entschließung ohnverzüglich darüber nehmen, vornehmlich aber das Geheimniß bei sich behalten wollte. Gleichwie nun der König mir alles dieses heiliglich versprochen, so kam ich mit meiner Proposition zum Vorschein, und hinterbrachte dem Könige die ganze Sache mit ihren Umständen, nach Inhalt Ew. Durchlaucht an mich gerichteten Schreiben, und ehe ich noch von Demjenigen Meldung thun konnte, welches Ew. Durchlaucht an den König abgelassen, so sagte der König: „Wenn ich Ihn nicht so wohl kennete und wüßte, daß Er ein ehrlicher Mann, so glaubte ich, Er träumte. Hätte man vor drei Monaten so gesprochen, so wüßte nicht, was aus Liebe vor Ihro kaiserliche Majestät nicht gethan, — — aber nun, da ich mit der Königin schon hier, und ganz Europa weiß, daß morgen das Beilager geschehen soll, so ist es abermal eine eng=

lische Finesse, mich vor der ganzen Welt vor einen wankelmüthigen Menschen ansehn zu machen, der weder Ehre noch Parole zu halten gewohnt ist."

Seckendorf verstand es, mit seiner gewohnten Geschicklichkeit den König zu beruhigen, indem er ihn glauben machte, der Kaiser habe ganz ungewöhnliche Vortheile als Gegenleistung für den Aufschub der Vermählung zu gewähren beabsichtigt, und bald war der König so weit gebracht, daß er sich bereit erklärte, eine seiner Töchter mit einem englischen Prinzen und seinen zweiten Sohn August Wilhelm mit einer englischen Prinzessin zu vermählen, wenn England demselben das Herzogthum Kurland verschaffe, wodurch er dann besser im Stande wäre, eine englische Prinzessin zu ernähren. Das ganze Aussöhnungswerk mit England wolle er dem Kaiser überlassen und dem Seckendorf das Zeugniß geben, daß er als ehrlicher Mann die ihm zugekommenen Befehle ausgeführt.

Wir haben diese Verhandlung so ausführlich mitgetheilt, weil man aus derselben eine recht deutliche Anschauung darüber gewinnt, wie weit der König davon entfernt war, die Schlingen zu durchbrechen oder auch nur wahrzunehmen, mit welchen das Haus Oesterreich ihn von allen Seiten umsponnen hatte, um ihn nach Gefallen leiten zu können.

Neuntes Kapitel.

Die polnische Königsfrage.

In der That war die Ergebenheit des Königs für den Kaiser fast ohne Grenzen. Die angestammte Ehrfurcht gegen das Reichsoberhaupt wurde noch verstärkt durch die Hoffnung, daß österreichischer Einfluß dennoch endlich den sehnlichen Wunsch nach der jülich'schen Erbschaft erfüllen könnte. Noch am 23. März 1733 schrieb er: „Meine Feinde mögen thun, was sie wollen, so gehe ich nicht ab vom Kaiser, oder der Kaiser muß mich mit den Füßen wegstoßen, sonst ich mit Treue und Blut bis an's Grab sein verbleibe." Nun sollte die Ungewißheit darüber, wie sich in nächster Zukunft, bei Erledigung des polnischen Thrones, die Verhältnisse gestalten würden, zu noch engerem Anschluß an das Kaiserhaus führen. Die Vorstellung, daß eine Theilung Polens zwischen Preußen, Oesterreich und Rußland früher oder später erfolgen müßte, war seit den Tagen des großen Kurfürsten den drei Höfen geläufig. Für jetzt aber schien es wichtig, den Eintritt eines solchen Ereignisses hinauszuschieben, um nicht die wechselseitigen Beziehungen der europäischen Staaten völlig zu verwirren. Wie sehr auch der Besitz von Westpreußen dem Könige zur Abrundung seiner Staaten erwünscht sein mußte, so hatte er doch immer dem abmahnenden Rath des vor-

sichtigen Ilgen Gehör gegeben, wenn man mit einem solchen Theilungsplan an ihn herantrat.

Rußland und Oesterreich, schon durch die gemeinsame Türkengefahr natürliche Bundesgenossen, hatten sich nun auch wegen der polnischen Frage einander genähert, und so schien bereits im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts ein Zusammengehen der drei Mächte angezeigt, welche hundert Jahre später durch ihre Verbindung Europa's Geschicke entscheiden sollten. Darüber waren alle drei einig, daß man keines Falls den vertriebenen König Stanislaus Lesczinski wieder einsetzen wollte, der als Schwiegervater Ludwig des Fünfzehnten das französische Interesse im Osten Europa's zu überwiegendem Einflusse gebracht hätte. Weil man nun, in Folge natürlicher Eifersucht, auch keinen Prinzen aus einem der drei unterhandelnden Häuser als Candidaten aufstellen durfte, so verfiel man auf den Infanten Emanuel von Portugal, einen Vetter des Kaisers, von mütterlicher Seite dem Pfälzischen Kurfürsten nahe verwandt und durch tapfere Kriegsthaten in den Feldzügen gegen die Türken ausgezeichnet. Russischer Seits wurde, um diese Angelegenheit zu berathen, der Oberstallmeister Graf Löwenwolde nach Berlin geschickt, wo Seckendorf den Kaiser vertrat, und Beide unterhandelten zuerst im Geheimen mit dem Könige persönlich, bis alsdann unter Zuziehung der Minister Bork und Thulemeier am 13. Dezember 1732 zu Wusterhausen

der sogenannte Löwenwoldesche Vertrag zu Stande kam, nach dessen Bestimmungen eintretenden Falls die Wahl des Infanten Emanuel mittelst einer gemeinschaftlich aufzubringenden Heeresmacht durchgesetzt, und dem Könige von Preußen für seine Unterstützung ein bedeutender Theil der jülichschen Erbschaft mit der Stadt Düsseldorf, sowie für einen der preußischen Prinzen die Nachfolge im Herzogthum Curland verschafft werden sollte. König August von Polen, dem man das Project vorlegte, erklärte sich anfangs einverstanden, knüpfte aber bald auf eigene Hand in Berlin Unterhandlungen wegen einer Theilung Polens an, durch welche für Rußland, Preußen und Oesterreich sehr wünschenswerthe Theile dieses Reiches bestimmt wurden, während er selbst ein erbliches Königreich Polen übrig behielt.

Friedrich Wilhelm I. schien diesem Plane durchaus nicht abgeneigt, und merkwürdiger Weise befahl er noch am Tage vor Unterzeichnung des Löwenwolder Vertrages, den 12. December 1732, seinem Minister, sich von dem Könige von Polen nähere Auskunft über die Art und Weise zu erbitten, wie man Oesterreich und Rußland für diese Theilungspläne gewinnen könnte, und als August der Starke, jetzt freilich durch die Jahre und durch sein ausschweifendes Leben schon recht schwach geworden, sich auf der Reise nach Warschau befand und das preußische Gebiet berührte, schickte der König den

Minister Grumbkow dorthin, unter dem Vorwande, den befreundeten Monarchen zu begrüßen, in der That aber um die polnischen Projecte näher zu erörtern. August liebte den als Lebemann ihm bekannten Grumbkow, und Beide suchten nun bei einem üppigen Gelage, wo der Wein in Strömen floß, einander über ihre geheimen Absichten auszuhorchen. Vielleicht ist diese Zusammenkunft daran schuld, daß sich Alles ganz anders gestaltete, als die beiden Zecher gedacht hatten. König August's Zustand verschlimmerte sich in Folge seiner Unmäßigkeit so sehr, daß er bald nach seiner Ankunft in Warschau, am 1. Februar 1733, vom Tode ereilt wurde, noch ehe er den Reichstag hatte eröffnen können, und mit diesem Trauerfall veränderte sich, wie man damals sagte, das Staatstheatrum von ganz Europa [1]).

Der Löwenwoldesche Vertrag war von den Gesandten der drei Mächte unterzeichnet, von den Monarchen aber noch nicht genehmigt worden. Die russische Kaiserin verweigerte nunmehr die Ratification desselben, nicht nur wegen der plötzlich veränderten Sachlage, sondern hauptsächlich, weil sie das Herzogthum Curland keinem preußischen Prinzen, vielmehr ihrem Liebling Biron zuwenden wollte.

Auch der Wiener Hof bestätigte den Vertrag nicht, weil man dem Könige von Preußen nicht einmal die

---

[1]) Faßmann I. 485.

geringe demselben zugesicherte Entschädigung gönnte, und August's Sohn und Nachfolger jetzt bereit war, die pragmatische Sanktion anzuerkennen, indem er auf die Ansprüche verzichtete, die er im Namen seiner Gemahlin, Kaiser Joseph's Tochter, bisher so hartnäckig aufrecht erhalten hatte. Da nun auch die Kaiserin von Rußland nicht abgeneigt war, den Sohn an die Stelle des Vaters treten zu lassen, so wurde Preußen aufgefordert, seinerseits gleichfalls die Bewerbung des Kurfürsten von Sachsen zu unterstützen. Dieser Herr hatte weder die Laster noch die glänzenden Eigenschaften August des Starken geerbt, — ein schwaches Werkzeug in den Händen unfähiger Günstlinge, schien er auf dem polnischen Thron den Nachbarn keine Gefahr zu drohen. Deshalb war Friedrich Wilhelm auch geneigt, die Wahl desselben geschehen zu lassen, nur sollte August sich verpflichten, den sächsischen Ansprüchen auf Jülich und Berg zu entsagen, als König von Polen die Nachfolge in Curland einem preußischen Prinzen zuwenden und die Anerkennung des preußischen Königstitels seitens der Republik bewirken, was bisher von den Polen, in Erinnerung an die alte Lehnsherrlichkeit, stets verweigert worden.

Allein August wollte von allen diesen Bedingungen Nichts wissen, weil er, von Rußland und Oesterreich unterstützt, des Erfolges auch ohne Preußens Mitwirkung versichert war. Diese Verhandlungen fielen in dieselbe Zeit, wo der Kaiser durch Seckendorf an den König die unerhörte

Forderung stellte, des Kronprinzen im ganzen Lande bereits feierlich angekündigte Verlobung noch am Tage vor der Hochzeit rückgängig zu machen. Unter dem Eindrucke einer solchen persönlichen Beleidigung erklärte Friedrich Wilhelm, daß er dem österreichisch-russischen Bunde in keinem Falle eher beitreten würde, bis Sachsen die ihm gestellten Forderungen bewilligt hätte, und daß er überhaupt nur alsdann dazu mitwirken könnte, den König Stanislaus vom polnischen Throne auszuschließen, wenn man ihn vorher gegen jeden Schaden sicher stellte, der für Preußen aus diesen polnischen Intriguen etwa entstehen könnte, falls der König von Frankreich die Ansprüche seines Schwiegervaters Stanislaus mit gewaffneter Hand vertheidigen wollte. Auf solche Garantie konnte sich der Kaiser nicht einlassen und schloß, ohne Preußen zuzuziehen, am 16. Juli 1733 einen Vertrag mit Sachsen, in Folge dessen Stanislaus vom polnischen Throne ausgeschlossen und August III. auf denselben erhoben werden sollte. Die Kaiserin von Rußland genehmigte nachträglich dies Abkommen, wofür August versprach, als König von Polen keine Ansprüche auf Livland zu machen und künftig der Wahl Biron's zum Herzog von Curland nicht entgegenzutreten. Biron's Name wurde zwar nicht genannt, aber beide Theile waren über die Sache einverstanden. Sowohl Rußland als Oesterreich hatten höflichkeitshalber ihren Erklärungen die Bedingung beigefügt, daß August

sich nachträglich Preußens Zustimmung verschaffe, allein hinter dieser Form versteckte sich lediglich eine übermüthige Nichtachtung.

Das empfand König Friedrich Wilhelm sehr wohl, er sah ein, daß, nachdem Oesterreich und Rußland sich für August von Sachsen ausgesprochen hatten, dessen Ansprüche gesichert wären, und er begünstigte deshalb im Geheimen den von ihm persönlich geachteten Stanislaus, dem er stillschweigend gestattete, sich verkleidet durch die preußischen Staaten nach Warschau zu begeben und unterwegs sogar in Berlin zu verweilen. Allerdings bestrafte man zum Schein den Unterofficier der Thorwache, der den polnischen König eingelassen, aber die Strafe war eine sehr leichte [1]). Am 7. September kam Stanislaus in Warschau an und wurde fünf Tage darauf von den auf dem Wahlfelde erschienenen Edelleuten, unter Beobachtung aller Formen, einstimmig zum König ausgerufen. Sehr bald überzeugte er sich jedoch, daß von den Polen wohl enthusiastische Zurufe und Ergebenheitsversicherungen, aber kein Schutz gegen die anrückende russische Armee in Aussicht stand, und er entfloh am 22. September nach Danzig, um abzuwarten, bis die von Frankreich verheißene Flotte ihm zu Hilfe käme.

Am 3. October besetzte der russische General Lacy

---

1) Faßmann I. 489.

mit seinen Truppen die Vorstädte von Warschau, um „das freie Wahlrecht der Republik zu schützen.“ Zwölf Senatoren und ungefähr 600 Edelleute, die sich in das russische Lager begaben, stellten die freie Wählerschaft vor und riefen am 5. October 1733 August von Sachsen zum Könige aus.

Die Danziger blieben großmüthig dem flüchtigen Stanislaus treu und vertheidigten ihn in der Zuversicht, daß die französische Flotte von Tag zu Tag eintreffen müßte.

Friedrich Wilhelm I. wurde diesen Ereignissen gegenüber mehr als jemals in seinen Entschlüssen unstät hin und hergetrieben, weil neben Seckendorf grade damals der für diesen Zweck sehr geschickt ausgewählte französische Gesandte de la Chetarderie durch seine Ueberredungsgabe großen Einfluß auf des Königs Gemüth gewonnen hatte. So oft die alte, tief eingewurzelte Ehrfurcht und Liebe für den Kaiser überwog, schien der Anschluß an das russisch-österreichische Bündniß sich von selbst zu verstehen, um so mehr, als bei dieser Gelegenheit dem neuen Polenkönige vielleicht vortheilhafte Zugeständnisse abgedrungen werden konnten. Derselbe sollte, als Lohn für den preußischen Beistand, nun endlich die alten Ansprüche auf die Stadt und das Gebiet von Elbing befriedigen und dafür einstweilen durch Verpfändung des in der Nähe von Magdeburg gelegenen Amtes Gommern oder des sächsischen Antheils an

der Grafschaft Mansfeld Bürgschaft leisten. Diesem Verlangen wurde sogar die Drohung beigefügt, man werde sonst den König Stanislaus aus dem belagerten Danzig befreien, ihm in Stettin eine sichere Zuflucht gewähren und bei seinen ferneren Unternehmungen mit gewaffneter Hand unterstützen.

Als August diese Zumuthungen zurückwies, weil er mit Oesterreichs und Rußlands Hilfe, auch ohne Preußens Unterstützung, sein Ziel zu erreichen hoffte, da dachte der König alles Ernstes daran, sich auf die Seite der Gegner zu schlagen, allein sogleich empörte sich sein deutsches Gemüth, wenn er sich erinnerte, daß eine thätige Parteinahme für Stanislaus ihn zu Frankreichs Verbündeten machte und wohl gar in einen Krieg gegen das deutsche Reich verwickeln könnte, indem Frankreich alles Ernstes entschlossen schien, wegen der polnischen Königswahl zum Schwerte zu greifen. Denn in der That hatte sich der sonst so friedliebende französische Minister, Cardinal Fleury, zu einer Kriegserklärung ermannt, weil er, abgesehen von der Ehrenpflicht, dem Schwiegervater seines Herrn zu Hilfe zu kommen, auch anderweit das französische Interesse ernstlich gefährdet glaubte.

Wenn nämlich, wie es die Absicht des Kaisers war, der Herzog von Lothringen sich mit der österreichischen Erbtochter Maria Theresia vermählte und auf diese Art Lothringen gewissermaßen selbst in österreichische Hände

kam, so hatte man den Feind gradezu innerhalb der eignen Grenzen. Französischer Seits wurde deshalb sehr geschickt und in aller Eile ein Bündniß mit Sardinien und Spanien geschlossen, um den Kaiser gleichzeitig in Deutschland und Italien angreifen zu können.

Unter diesen Umständen schien es sich von selbst zu verstehen, daß Oesterreich sich um Preußens Bundesgenossenschaft bemühen würde, dessen Heeresmacht dem Kaiser, der selbst durchaus nicht zum Kriege gerüstet war, die besten Dienste leisten konnte. Friedrich Wilhelm hielt das für so sicher, daß er unaufgefordert sich erbot, noch im November 1733 mit 40,000 Mann gegen die Franzosen an den Rhein zu ziehen, wenn ihm nur gestattet würde, von dem so oft und fest verheißenen Herzogthum Berg und der Stadt Düsseldorf unterwegs Besitz zu ergreifen. Allein dazu konnte man sich in Wien nicht entschließen. Sobald von einer Vergrößerung Preußens die Rede war, überwog die Eifersucht des österreichischen Hofes jede andre Rücksicht. Des Königs Antrag wurde unter allerlei nichtigen Vorwänden mit höflichen Redensarten abgelehnt, und man bat ihn, nur diejenigen 10,000 Mann, die er in Folge der früheren Verträge zu stellen hatte, zum kaiserlichen Heere stoßen zu lassen.

Den König schmerzte es tief [1]), daß man seinen und

[1]) Ranke neun Bücher I. 396.

seines Heeres Beistand so gering anschlug, und daß der Kaiser ihn nicht für einen gleichberechtigten Verbündeten ansehn wollte, sondern in dem Könige von Preußen immer nur einen Kurfürsten von Brandenburg erblickte.

Im Unmuth über solche Mißachtung erklärte er in seiner Abendgesellschaft, daß er nun auch die 10,000 Mann nicht schicken würde, die er nach dem Berliner Vertrage zu stellen hatte. Seckendorf, der zugegen war, vergaß sich bei dieser Aeußerung so weit, daß er ausrief: „Sie haben es versprochen, und ein ehrlicher Mann hält sein Wort.“ Da verlor der König völlig alle Selbstbeherrschung, und es wäre fast zu Thätlichkeiten gekommen, wenn nicht Grumbkow zu rechter Zeit eine geschickte Diversion gemacht hätte. Er ließ einen Brummkreisel, den er als Spielzeug für die jüngsten königlichen Kinder in der Tasche trug, auf den Tisch laufen, so daß alle Gläser und Flaschen durcheinander geworfen wurden. Das brachte den in seinen Stimmungen so schnell wechselnden Friedrich Wilhelm zum Lachen, und die Sache war beigelegt. Zwar wurde der König später von neuem unschlüssig, theils weil ihm der Gedanke schmerzlich war, daß die Gestellung des Contingentes an 300,000 Rthlr. kosten und eine Feindseligkeit gegen Frankreich auch seine westphälischen Besitzungen in Gefahr bringen würde, theils weil er bei Gelegenheit der immer noch nicht beendigten mecklenburgischen Exe-

cutionsvollstreckung sich durch den Befehl des Kaisers, einen Theil seiner Truppen zurückzuziehen, verletzt fühlte. Schon hatte er seinen Gesandten in Regensburg beauftragt, gegen die Eröffnung des Reichskrieges mit Frankreich zu stimmen, als Seckendorf wiederum in's Mittel trat und zu verstehen gab, der Kaiser würde, wenn man ihm die schuldige Truppensendung verweigerte, auch sein Versprechen wegen der jülich'schen Erbschaft nicht halten [1]). Anfangs Mai 1734 rückten dann endlich zehntausend Mann trefflich ausgerüstete und eingeübte Truppen an den Rhein. Leider ereigneten sich während des Marsches derselben durch die geistlichen Fürstenthümer Fulda, Würzburg und Bamberg Vorfälle, welche zu dem Schlimmsten gehören, was man dem Könige während seiner ganzen Regierung vorwerfen kann. Die Bischöfe in den gedachten Ländern hatten nämlich von jeher mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln ihre Unterthanen gegen die List und die Gewaltthätigkeit der preußischen Werber zu schützen gewußt und sich dadurch die bitterste Feindschaft des Königs zugezogen, welcher nun aus Rache seinen Truppen gestattete, auf dem Durchzuge die Einwohner nach Belieben zu bedrücken und zu mißhandeln. Den Oberbefehl über das Corps führte dem Namen nach der schon hochbetagte General Röder, in

---

1) Vergl. Stenzel p. 655.

der That aber hatte der Fürst von Dessau das Commando, und dieser ließ seiner wilden und rohen Natur freien Lauf, indem er die fränkische Landbevölkerung in einer Art und Weise plagte und brandschatzte, wie es seit dem dreißigjährigen Kriege nicht mehr erhört war. Alle Klagen des Volkes und der Fürsten bei Kaiser und Reich hatten keinen Erfolg, noch weniger die Beschwerden, die an den König gelangten. Keiner der Uebelthäter wurde gestraft. Diese Grausamkeiten waren um so unerträglicher, weil der Marsch der Preußen unverhältnißmäßig langsam von statten ging, denn der König hatte sich beim Kaiser durch eine lange Reihe von Artikeln ausbedungen, daß seine Soldaten auf's Aeußerste geschont werden müßten und nur zwei, höchstens drei Meilen des Tages marschiren sollten, so daß der Zug durch Sachsen, Thüringen und Franken länger als sechs Wochen dauerte.

Die gegen die Franzosen am Rhein zusammengebrachte Reichsarmee von 74,000 Mann stand unter dem Oberbefehl des nun 71jährigen Prinzen Eugen (geb. 1663). Im Juli folgte König Friedrich Wilhelm in Begleitung des Kronprinzen seinen Truppen. Die kaiserlichen Soldaten standen, was Mannszucht, Equipirung und Uebung in den kriegerischen Bewegungen betrifft, weit hinter den Preußen zurück. Der große Eugen hatte sich überlebt und war im Gefühl seiner Schwäche nur darauf bedacht, den alten Kriegsruhm nicht auf's

Spiel zu setzen. Friedrich der Große spricht im vierten Theil der brandenburgischen Denkwürdigkeiten die Ueberzeugung aus, daß ein jüngerer entschlossener Feldherr die Franzosen hätte vernichten können. So aber ließ man es geschehen, daß sie sich vor den Augen Eugen's der Festung Philippsburg bemächtigten (17. Juli), und überhaupt erschienen die kaiserlichen Truppen dem preußischen Kronprinzen so wenig fürchterlich, daß die Anschauungen, welche er damals gewann, sicherlich für seine künftigen Pläne entscheidend mitgewirkt haben.

Friedrich Wilhelm hatte inzwischen mit wahrhaft spartanischer Ruhe und Selbstverleugnung alle Unbequemlichkeiten des im Felde liegenden gemeinen Soldaten getheilt und dabei unermüdlich für das Wohl der Truppen, die Verpflegung der Kranken und die regelmäßige Beköstigung der Armee Sorge getragen.

Der ganze Feldzug blieb, wie sich bald zeigte, ohne Erfolg, und der König, der sich geschmeichelt hatte, man würde ihm den Oberbefehl anbieten, war doppelt mißgestimmt, als dies nicht geschah, so daß er schon am 15. August wieder abreiste. Er fuhr den Rhein hinab nach Wesel und dann zu einem Besuch bei dem von ihm sehr geschätzten holländischen Gesandten, General Ginkel, auf dessen im Geldern'schen gelegenes Landgut. Hier erkrankte er plötzlich, vielleicht in Folge der Anstrengungen im Lager, an einem durch Vernachlässigung des Podagra herbeigeführten Uebel, und es zeigten sich

die ersten Spuren der Wassersucht, von der er nie mehr vollständig geheilt wurde. Er verlangte nach Hause und kam, von der Reise noch mehr erschöpft, in dem bedenklichsten Zustande am 15. September in Potsdam an.

Mehr als drei Monate lang dauerte die Krankheit unter beständiger Lebensgefahr, doch trat im Dezember, in Folge der von dem berühmten Professor Hoffmann aus Halle angewendeten Mittel, eine Besserung des Zustandes ein, welche der König selbst für eine Art von Wunder ansah.

Während der langen winterlichen Zeit, welche der sonst so rastlos thätige Monarch theils im Bette, theils im Rollstuhl zubringen mußte, auf dem er sich, ängstlich nach Luft rufend, in den Sälen des Schlosses umherfahren ließ, ging in seiner politischen Richtung eine auffallende Veränderung vor. Von den gewöhnlichen Umgebungen getrennt, da Seckendorf am Rhein zurückgeblieben war, und Grumbkow durch die Königin möglichst fern gehalten wurde, fing er an sich dem Kronprinzen zu nähern, der bei des Vaters Krankheit die aufrichtigste Theilnahme zeigte und ihm jede mögliche Linderung zu verschaffen suchte. Auch die Königin gewann durch treue Pflege die alte Zärtlichkeit des Gatten wieder, und so wurde von allen Seiten dem österreichischen Einflusse entgegengearbeitet. Dazu kam noch ein anderer Umstand, der den König gegen den Kaiser

erbitterte. In den Winterquartieren, welche die preußischen Truppen im Münster'schen bezogen hatten, waren schlimme Dinge vorgefallen. Ein Theil der dortigen Einwohnerschaft hatte von dem Uebermuth und der Habsucht der Officiere unsäglich viel zu leiden. Die Ansprüche derselben waren so unerhört, daß z. B. jedem Fähnrich 5, jedem Hauptmann 18 Pferderationen in Natur, oder wo das wegen Futtermangels nicht möglich war, nach einer übertrieben hohen Taxe in Geld geliefert werden mußten. Der geringste Rückstand wurde unter Schlägen und Mißhandlungen aller Art durch Execution beigetrieben und die Säumigen in Ketten gelegt. Die großgewachsenen Leute preßte man zum Soldatendienst, sagar an den Kirchthüren lauerte man und ergriff die heraustretenden Gemeindemitglieder, deren Wuchs den Werbern in die Augen stach.

In Verzweiflung flehten die gequälten Landleute ihren Erzbischof um Hilfe, und dieser ließ 200 Mann Preußen, welche in einem Dorfe Execution vollstreckten, von seinen Mannschaften angreifen, denen tausende von wüthenden Bauern zu Hilfe eilten. Es kam zu einer förmlichen Schlacht, und erst nachdem aus dem preußischen Hauptquartier Verstärkung herbeigeeilt war, gelang es, das Landvolk zu entwaffnen [1]).

---

[1]) Faßmann I. 547. Stenzel 663. Gallus, Geschichte der Mark Brandenburg V. 300.

Der Erzbischof von Köln, in dessen Gebiet diese Ausschweifungen vorgefallen waren, rief den Kaiser an, der auch in Berlin ernsthafte Vorstellung thun ließ, ohne jedoch von dem Könige eine genügende Antwort zu erhalten, denn Friedrich Wilhelm konnte sich überhaupt sehr schwer dazu entschließen, einen seiner Officiere für schuldig zu erkennen, und in dem vorliegenden Falle drehte man die Sache so, als ob eigentlich die Preußen Genugthuung zu fordern hätten, weil die zweihundert Mann überfallen worden. Eine wunderliche Verwirrung der Begriffe in jenen Zeiten! — Die Mißstimmung gegen den Kaiser wurde noch erhöht, als der König grade damals den Beweis in die Hände bekam, wie Seckendorf die Briefe, die er im größten Vertrauen an denselben geschrieben, und in denen er ohne Rückhalt sein innerstes Herz ausgeschüttet hatte, dazu benützte, um seinen königlichen Freund an die österreichischen Minister zu verrathen, denn der Fürst von Lichtenstein, den man während des Grafen Abwesenheit nach Berlin geschickt hatte, beschwerte sich über gewisse Ausdrücke, welche jene Berichte enthielten. Ueberhaupt war die Sendung des Fürsten eine durchaus verfehlte und trug mehr als alles Andere dazu bei, das Herz des Königs von Oesterreich abwendig zu machen. Man erwartete nämlich in Wien mit Bestimmthet, daß die Krankheit des Monarchen einen tödtlichen Ausgang nehmen würde, und für diesen Fall sollten die Gesinnungen und die

Entschlüsse des Kronprinzen im Voraus bearbeitet werden. Dem König wurde dieser Zusammenhang der Dinge mitgetheilt, und man kann sich denken, wie sehr er darüber in Zorn gerieth. Ueberdies waren auch die Vorschläge, welche Fürst Lichtenstein an den König selbst zu überbringen hatte, nicht geeignet, denselben günstig zu stimmen. Dreierlei verlangte der Kaiser. Vor allen Dingen sollte die Zahl der preußischen Hilfstruppen verstärkt werden, zweitens forderte man die Ausweisung des französischen Gesandten aus Berlin, und drittens sollte der König seinem Freunde Stanislaus weder Unterstützung noch Zuflucht gewähren. Jede dieser Forderung war beleidigend, denn der zu dem Reichskriege gegen Frankreich geleistete Beistand hatte dem Könige nur Kosten und die persönliche Kränkung eingetragen, daß man ihm den gewünschten Oberbefehl nicht anbot. Die Ausweisung des französischen Gesandten stand in gradem Gegensatz zu Friedrich Wilhelm's Auffassung von der Lage der Dinge. Nur als Reichsfürst hatte er sein Contingent gestellt, als souverainer König von Preußen aber wollte er mit den Franzosen in Frieden leben, die ihm sonst seine rheinischen Besitzungen arg verwüstet hätten.

Was endlich die den König Stanislaus betreffende Forderung betrifft, so hatte es damit folgenden Zusammenhang. Wir hörten, daß der vertriebene Polenkönig in der freien Stadt Danzig Zuflucht suchte, um daselbst

die verheißene französische Hilfsflotte abzuwarten. Unterdessen schickte der russische General Münnich sich zur Belagerung der Stadt an, sehr gegen den Wunsch Friedrich Wilhelm's, welcher voraussah, daß seine angrenzenden Provinzen bei dieser Gelegenheit schweren Schaden leiden mußten. Er hatte deshalb auch der Kaiserin Anna Vorstellungen gemacht, die erfolglos blieben, weil Rußland offene Parteinahme Preußens für seine Pläne verlangte und dafür sogar bedeutende Gebietserweiterungen in Aussicht stellte. Auf der andern Seite aber konnte der König sich ebensowenig entschließen, sich mit Frankreich zu verbinden[1]). Er schlug die glänzendsten Anerbietungen aus, welche ihm Cardinal Fleury machte, um dem Schwiegervater seines Monarchen die preußische Unterstützung zu verschaffen. Denn deutsch war er und deutsch wollte er bleiben, und „der ist ein Hundsfott," rief er einst laut bei Tafel aus, „der mich für französisch hält, und wenn es auch ein gekröntes Haupt wäre." So zwischen beiden Parteien in der Mitte stehend, gerieth der König in die übelste Lage, weil er der Warnung des großen Kurfürsten nicht gedachte, welcher seinem Nachfolger dringend anempfohlen hatte, bei den europäischen Welthändeln sich niemals neutral zu verhalten.

Die Russen traten mit der bestimmten Forderung

---

1) Förster II. 145.

heraus, daß man ihre Truppen durch das preußische Gebiet ziehen ließe, und Friedrich Wilhelm sagte dazu weder ja noch nein, sondern erklärte, er würde alsdann auch den Franzosen den Durchzug nicht verwehren, was natürlich den Erfolg hatte, daß das preußische Gebiet fortan von beiden kämpfenden Theilen verheert wurde. Sogar der sächsische Polenkönig August III. nahm nunmehr keinen Anstand, Geschütze und Bomben mittelst Extrapost von Dresden aus durch die Mark nach Danzig führen zu lassen, wo die Belagerung seit dem Januar 1734 in vollem Gange war. Eine edle Polin, Frau von Maselska, hatte von den Wällen herab den ersten Kanonenschuß auf die Belagerer abgefeuert [1]). Friedrich Wilhelm bot vergebens zu verschiedenen Malen eine Vermittelung an, welche von Münnich mit Hohn zurückgewiesen wurden. Inzwischen nahte wirklich im Mai eine französische Flotte [2]), aber dieselbe führte so wenig Truppen mit sich, daß man nicht im Stande

---

1) Memoires de Brandenbourg IV. 48.

2) La Peyrouse befehligte dieselbe und war, nachdem er die preußischen Küsten recognoscirt hatte, nach Kopenhagen umgekehrt, weil er eine Landung für unausführbar hielt. In Kopenhagen erbot sich der dortige französische Gesandte, Marquis von Plelo, das Unternehmen auf seine eigne Verantwortung durchzusetzen. Es gelang ihm auch, aber er bezahlte seine Kühnheit mit dem Leben. Eine Kanonenkugel tödtete ihn wenige Tage nach erfolgter Landung. Pöllnitz I. 441.

war, die heranziehenden Sachsen zu hindern, sich mit den Russen zu verbinden. Der Uebermacht des vereinigten Heeres unterliegend, mußten die Franzosen sich am 21. Juni ergeben. Sie wurden als Gefangene nach Rußland geführt. Bald wurde dann auch die Festung Weichselmünde genommen. Da entfloh Stanislaus verkleidet aus Danzig und gelangte nach manchen Fährnissen bis Königsberg, wo Friedrich Wilhelm ihn gastlich aufnehmen ließ, ungeachtet die russische Kaiserin unter Kriegsdrohungen die Auslieferung des Flüchtlings verlangte und eine Belohnung von 10,000 Gulden auf seinen Kopf setzte. Selbst durch den dringenden Rath des Kaisers, welcher zur Nachgiebigkeit mahnte, ließ der König sich nicht irre machen, und als August der Dritte zur Unterstützung des Ausweisungsgesuchs eine Anzahl von langen Soldaten zum Geschenke bot, so versagte sogar dies sonst untrügliche Bestechungsmittel jetzt seine Wirkung auf die biedere Gesinnung des gastfreundlichen Monarchen, der für den vertriebenen Stanislaus eine große persönliche Zuneigung gefaßt hatte.

Die Uebergabe Danzigs an die Russen war bereits am 9. Juli erfolgt, und nur unter harten Bedingungen konnte die Stadt ihre alten Freiheiten und die Rückgabe der Festung Weichselmünde gegen Zahlung einer Million von der russischen Kaiserin erlangen.

Der Krieg gegen Frankreich wurde im Jahre 1735

eben so lau und mit ebensowenig Erfolg weitergeführt, wie im Jahre vorher. Auch diesmal gab es unangenehme Verhandlungen mit dem Kaiser wegen der Winterquartiere, während bereits unter Hollands und Englands Vermittelung über den Frieden verhandelt wurde. Die Unterzeichnung der Präliminarien erfolgte zu Wien am 5. October. Stanislaus entsagte allen Ansprüchen auf den polnischen Thron. Er erhielt dafür auf Lebenszeit das Herzogthum Lothringen und das Fürstenthum Bar, während das Heimfallsrecht derselben den Franzosen vorbehalten wurde. Der Herzog von Lothringen sollte als Entschädigung Toscana erhalten, Neapel und Sardinien dem spanischen Infanten Don Carlos, und Parma und Piacenza dem Kaiser zufallen. Der andere Bundesgenosse Frankreichs, der König von Sardinien, wurde gleichfalls in Italien auf Kosten des Kaisers abgefunden, welcher das deutsche Reich zur Anerkennung dieser Bedingungen zu bewegen versprach.

Vom Könige von Preußen war gar keine Rede. Der Kaiser gab ihm nicht einmal Nachricht von dem Abschluß der Präliminarien. Es schien genug, wenn er als Kurfürst von Brandenburg zugezogen würde, als das Reich später diesen ruhmlosen Frieden zu genehmigen hatte. Auch von der Vermählung der Erzherzogin Maria Theresia mit dem Herzoge Franz von Lothringen in Berlin Anzeige zu machen hielt man nicht der Mühe werth, und Friedrich Wilhelm mußte erfahren, daß

weder seine unbegrenzte Ergebenheit gegen das Haus Oesterreich ihm irgend welchen Dank einbrachte, noch auch seine große, wohlgerüstete und wohleingeübte Armee im Stande war, dem hochmüthigen Kaiser nur soviel Rücksicht und Respect einzuflößen, daß er wenigstens die gewöhnlichen Formen der Höflichkeit beobachtet hätte. Von Erfüllung der auf Jülich und Berg bezüglichen, so oft und so feierlich wiederholten Versprechungen war erst gar nicht mehr die Rede. So mußten denn endlich dem mit solcher Rücksichtslosigkeit behandelten König die Augen aufgehen. „Der Kaiser tractirt mich und alle Reichsfürsten wie Schubjaks," rief er aus, „welches ich gewiß nicht um ihn verschuldet. Ich examinire mich immer, ob ich auch nur einen einzigen Gedanken gehabt, womit ich des Kaisers Interesse zu nahe getreten, allein ich mag mich prüfen wie ich will, so kann ich nichts finden. Um so eines von Mantelsack [1]) willen coujonirt man mich und notificirt mir nicht einmal die Mariage des Herzogs von Lothringen!" und so oft er später auf die Vernachlässigungen zu sprechen kam, welche er von Seiten Oesterreichs erdulden müssen, wurde er so ergrimmt, daß ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen. Da hat er denn einst, am 2. Mai [2])

---

[1]) So nannte er den König August III. von Polen. Förster II. 150.

[2]) Journal secret de Seckendorf p. 148. Et quoique le roi commence à se modérer beaucoup dans ses passions et

1736 in Gegenwart des Kronprinzen und vieler Generale auf seinen Sohn zeigend die merkwürdigen Worte gesprochen: „Hier steht Einer, der mich rächen wird."

Seit der Krankheit, von welcher Friedrich Wilhelm im Jahre 1734 wie durch ein Wunder errettet worden, blieb seine Kraft erschüttert. Die Wassersucht, an der er litt, brach stets von Neuem aus. Er trug den Keim des Todes in sich, obgleich die Kunst der Aerzte noch fünf Jahre lang im Stande war, sein Leben zu erhalten. An den großen politischen Ereignissen, welche in diese Zeit fallen, an den Kriegen der Türken gegen Rußland und Oesterreich, dem Kriege der Engländer gegen Spanien, so wie an den Streitigkeiten um das durch den Tod des letzten Regenten aus dem Hause Kettler erledigte Herzogthum Curland nahm er nur im Wege diplomatischer Unterhandlungen Theil, ohne dadurch irgend welche Vortheile für sich zu erlangen. Auch die jülich'sche Erbschaftssache rückte um keinen Schritt weiter. Alle Welt mischte sich in diesen unentwirrbaren Streit, den der Kaiser möglichst zu seinem Vortheile auszubeuten suchte, indem er jedesmal, wenn er Etwas in Berlin durchsetzen wollte, den Köder jener reichen Besitzungen hinhielt, mit dem festen Vorsatze,

---

dans ses discours, il ne peut pourtant pas modérer sa colère, quand il vient sur la négligence de la cour impériale à son égard, et les larmes lui viennent aux yeux de rage.

denselben doch niemals aus der Hand zu geben. Die staatsrechtlichen Abhandlungen der Gelehrten und die diplomatischen Noten, welche in dieser Jülich-Berg'schen Angelegenheit in Schrift verfaßt wurden, bilden eine eigne umfangreiche Literatur, und einmal war es nahe daran, daß Friedrich Wilhelm zum Schwerte greifen wollte, um den gordischen Knoten zu durchhauen. Er verstärkte die Besatzungen von Cleve und Wesel und hatte bereits einen förmlichen Plan für den Feldzug entworfen, in welchem er Jülich und Berg mit Waffengewalt zu erobern gedachte. Aber es kam auch diesmal nicht zur That.

Immer näher rückte der Augenblick, wo die Erbschaftsfrage zur Entscheidung kommen mußte. Der alte Pfalzgraf Karl Philipp war nun fast ein achtzigjähriger Greis, und im Herbst 1737 starb der einzige noch übrige seiner Brüder, der Bischof von Augsburg. Da nun Pfalz-Sulzbach seine Ansprüche mit ebensoviel Beharrlichkeit festhielt, wie der König von Preußen, so war Gefahr vorhanden, daß zwischen beiden ein Krieg ausbrechen könnte, dessen Folgen sich nicht berechnen ließen. Frankreich und der Kaiser sowohl als England und Holland hatten ein dringendes Interesse, zu verhindern, daß der europäische Friede von Neuem, und zwar wegen einer Frage gestört würde, die in ihren Augen von untergeordneter Bedeutung war. Namentlich mußten die Holländer und Franzosen lieber kleine ohnmächtige

Fürstenthümer, als einen größeren kriegerischen Staat an ihren Grenzen sehen und waren deshalb nicht geneigt, zu Preußens Gebietserweiterung mitzuwirken.

Um durch seinen persönlichen Einfluß vielleicht Holland und England günstiger zu stimmen, begab sich Friedrich Wilhelm im Juli 1738 zu dem Prinzen von Oranien, dem Schwiegersohn König Georg's von England, und er scheint auch die Erklärung erhalten zu haben, daß man nicht bewaffnet einschreiten würde, wenn Preußen nach dem Aussterben der Neuburger Linie das Herzogthum Jülich in Besitz nähme.

Frankreich und Oesterreich betrachteten diese Annäherung der Seemächte an Preußen wie einen Abfall von der gemeinschaftlichen Sache, und das Ende war, daß am 18. Januar 1739 zu Versailles ein Vertrag unterzeichnet wurde, in welchem Frankreich und Oesterreich die Erbschaft nach des Pfalzgrafen Tode vorläufig auf zwei Jahre dem Prinzen von Sulzbach zusagten und zu hindern versprachen, daß während dieser Zeit ein anderer Erbprätendent Besitz ergreife.

Dieser Vertrag, durch welchen der letzte Rest von Anhänglichkeit zerstört werden mußte, der sich in Friedrich Wilhelm's Herzen noch immer für den Kaiser erhalten hatte, blieb vorläufig ohne Wirksamkeit, denn der alte Kurfürst von der Pfalz überlebte den so viel jüngeren König von Preußen, und erst dessen großer Sohn sollte

den Oesterreichern klar machen, daß sie durch ihre Wortbrüchigkeit in der jülich'schen Angelegenheit zugleich das Recht verscherzt hätten, von Preußen die Aufrechthaltung der pragmatischen Sanction zu verlangen [1]).

Zu tief war seit fünfundzwanzig Jahren der Wunsch und die Hoffnung auf den Erwerb der jülich'schen Erbschaft mit Friedrich Wilhelm's ganzer Seele verwachsen, als daß er nicht bis zum letzten Augenblicke noch nach jedem Mittel hätte greifen sollen, um zum Ziele zu gelangen.

Da von keiner andern Seite mehr Etwas zu erwarten stand, so entschloß er sich mit der ganzen Richtung seines politischen Lebens zu brechen und in einem Bündnisse mit Frankreich Hilfe zu suchen [2]). Er, der auszuspeien pflegte, wenn ein Franzose in seine Nähe kam, ließ nun ganz im Stillen dem Minister Fleury Eröffnungen machen, auf welche dieser auch bereitwillig einging. Um allen Argwohn fern zu halten, wurden beiderseits die betreffenden Gesandten im Haag beauftragt, im Namen ihrer Höfe die wechselseitigen Erklärungen auszutauschen. Frankreich versprach zwar nicht das

---

[1]) Den Gang der Verhandlungen theilt Ranke mit. Neun Bücher I. 436.

[2]) Nach den Artikeln des geheimen Berliner Vertrages von 1728 sollte die Nichterfüllung der Versprechungen des einen Theils auch den andern Theil von allen Verpflichtungen entbinden.

ganze Herzogthum Berg, wohl aber einen Theil desselben dem Könige zu garantiren, und es wurde sogar im Januar 1740 der Vorschlag zu einem gegenseitigen Vertheidigungsbündniß gemacht. Doch den König von Preußen ereilte der Tod, bevor diese Verhandlungen zum Abschluß gediehen.

Daß die Politik seiner Regierung so geringe Erfolge haben mußte, ist begreiflich genug. Friedrich Wilhelm's grade und heftige Gemüthsart war nicht für diplomatischen Verkehr gemacht. Wo er persönlich mit fremden Fürsten unterhandelte, ließ er durch augenblickliche Stimmungen sich oftmals zu Versprechungen und Zugeständnissen verleiten, die ihn später gereuten, und ebenso oft hinderte ihn ein angebornes übergroßes Mißtrauen gegen Andere, von den vortheilhaften Anerbietungen und Gelegenheiten, die ihm entgegengebracht wurden, rechtzeitig Gebrauch zu machen. Und was das Schlimmste war, man fürchtete ihn nicht. Keiner seiner Nachbarn traute ihm zu, daß er die theueren langen Soldaten, die er mit der zärtlichen Liebe eines Raritätensammlers sich verschafft hatte, einer ernsten Gefahr aussetzen würde. Ja man hielt die große prächtige Armee nicht einmal für kriegstüchtig und war überzeugt, daß die zu einem großen Theile durch List und Gewalt wider ihren Willen zusammengebrachten Truppen auseinander laufen würden, wenn es zum Treffen

käme. Der König, der dies recht gut selbst wüßte, zöge darum auch jedesmal zurück, wenn man ihm mit einer ernsten Drohung entgegenträte [1]). Zwar lag die Zeit nicht mehr fern, wo es offenbar werden sollte, wie falsch man die preußische Armee beurtheilte. Für jetzt aber verstanden es Oesterreich, England und Frankreich meisterhaft, Friedrich Wilhelm's Schwächen und Leidenschaften als Waffen gegen ihn selbst zu gebrauchen und ihn nicht zum Bewußtsein der Mittel kommen zu lassen, über die er gebieten konnte. Wenn ihm auch zuweilen der Gedanke vor die Seele trat, welchen hervorragenden Platz ein König von Preußen, im Besitz seines kriegsgerüsteten Heeres und seines gefüllten Schatzes, im Rathe der europäischen Mächte einnehmen müßte, so fehlte es ihm doch an der staatsmännischen Kühnheit und Beharrlichkeit, um sich an diesen Platz zu stellen und denselben zu behaupten.

Er hatte alle Mittel und Wege zu künftiger Größe bereitet, kräftig und voll waren die Glieder des Staates gefügt und gebildet, aber dennoch glichen die Gestalten, die unter seinem strengen Scepter sich bewegten, gewissermassen jenen äginetischen Fechtern, deren vollendete Formenschönheit noch leblos erscheint, weil der besee-

---

[1]) In diesem Sinne spricht sich z. B. der Fürstbischof von Würzburg gegen Seckendorf aus. Journal secret p. 127.

lende Hauch nicht über sie gekommen ist, welcher zu geistvollem Handeln befähigt. Erst seinem Sohne und Erben war es vorbehalten, die halbschlummernden Kräfte zu wecken.

Zehntes Kapitel.

Persönlichkeit Friedrich Wilhelm's I.

Der König gehörte zu den Naturen, die nur da zur vollen Geltung gelangen, wo sie unbedingt befehlen dürfen. Sobald er genöthigt war, auf Andere Rücksicht zu nehmen und sich zu fügen, kam er in Verwirrung und zeigte sich schwankend und unentschlossen. Dagegen war die Verwaltung des Staates im Innern, wo ihm Niemand drein reden durfte, recht eigentlich sein Element. Schon als Kronprinz hatte er klar erkannt, wie der Schaden zu ersetzen wäre, den seines Vaters planlose verschwenderische Wirthschaft dem Lande zugefügt, und wir wissen, wie er sich von dem Augenblicke an, wo Friedrich I. die Augen schloß, mit bitterstem Ernste an's Werk machte.

Sein Haus, sein Hof, das ganze Land wurde rein gefegt von dem Wuste unnützen Plunders. Die gesammte Welt sollte sich neu gestalten nach seinem solda-

tischen Ebenbilde. Nur auf Commando durften die Menschen sich regen, unbedingt sollten sie gehorchen, wie der Mann in Reih' und Glied. Kein fremder Wille wurde geduldet, und schon die schüchterne Einrede betrachtete er oftmals als Empörung und Aufruhr. Ohne Rücksicht auf fremdes Behagen, ja ohne Rücksicht auf fremdes Recht verfolgte er seine Zwecke, befriedigte er seine Launen im Bewußtsein unbegrenzter Herrschermacht und Herrscherpflicht. Land und Leute wurden in seiner Hand zu dem gefügigen Stoffe, aus dem er sein Kunstwerk bildete, und so unmittelbar ist die große Arbeit seines Lebens aus der Persönlichkeit des Königs hervorgegangen, so fest hat er das Gepräge seines eigensten Geistes dem Staate aufgedrückt, daß wir vor allen Dingen ihn selbst, den Mann und Herrscher kennen müssen, um seine Schöpfung zu begreifen.

Verschiedener ist wohl selten ein Fürst beurtheilt worden, als Friedrich Wilhelm I. Verdammende und lobpreisende Stimmen tönen durcheinander [1]). Für einen halbwahnsinnigen Tyrannen erklären ihn die Einen, für den genialen Beglücker seines Volkes die

---

[1]) Macaulay's Essais. Carlyle Frederik the great. Häußer und v. Sybel's Zeitschrift I. 43. Morgenstern über Friedr. W. I. (1793 erschienen). Faßmann, Leben und Thaten Friderici Wilhelmi 1735 (anonym). Memoires de la Margrave de Baireuth. Neue Ausgabe Braunschweig 1845.

Andern. Jedem Lande wünscht Carlyle alle fünfhundert Jahre einen Herrscher wie diesen. Von gleichzeitigen Schriftstellern sind es besonders die beiden gelehrten Hofnarren, Morgenstern und Faßmann, denen wir umständliche Nachrichten über den Charakter und das Privatleben des Königs verdanken. Beide äußern sich sehr vorsichtig und verbergen unter dem Scheine tiefster Devotion oft nur sehr schlecht ihren ingrimmigen Hohn.

Grumbkow und Seckendorf, die beiden kalten Verstandesmenschen, die der König vor allen Andern liebte, und denen er seine geheimsten Gedanken anvertraute, sprechen in ihrem Briefwechsel [1]) fast immer verächtlich von dem Herrn, den sie wie ein Paar böse Genien auf Schritt und Tritt begleiten. Vor Allem lehrreich aber bleiben die Aufzeichnungen der eigenen Tochter des Königs, der Markgräfin von Baireuth, die in bittersten Worten dem Schmerz über ein tyrannisch-zerstörtes Lebensglück Luft macht [2]).

Endlich sind noch die zwölf Sammlungen von

---

[1]) Von Förster im Meuselwitzer Archive entdeckt und in seinem Friedrich Wilhelm I. zum großen Theil veröffentlicht.

[2]) Es ist jetzt Mode geworden, diese unglückliche Fürstin für eine herzlose Tochter zu erklären, welche die edle Natur des Vaters nicht verstehen konnte. Wir werden sehen, ob sie Ursache hatte, ihren Vater zu lieben und zu ehren. Auch hat sie gewiß nicht für die Oeffentlichkeit, sondern ursprünglich nur für ihren vertrauten Rathgeber und Arzt, Dr. Superville, geschrieben.

Charakterzügen Friedrich Wilhelm's zu erwähnen, deren Verfasser Beneckendorf ein Beamter des Königs war, einer jener strengen und steifen, an unbedingten Gehorsam gewöhnten Friedrich Wilhelmsmänner. Aus seinen Büchern kann man lernen, wie die Dinge in jenen Tagen von den Bessern im Volke angesehen wurden.

Genauer noch als durch die Gesammtheit aller dieser Nachrichten lernt man den König aus den zahllosen von ihm erlassenen Gesetzen, Cabinetsordres und eigenhändigen Noten kennen, welche unmittelbarer, als das bei andern Monarchen der Fall ist, seinen innersten Menschen wahr und offen widerspiegeln. Das Lebensbild, welches wir aus diesen Quellen empfangen, vergegenwärtigt uns die ganze geistige und leibliche Erscheinung Friedrich Wilhelm's mit großer Anschaulichkeit.

Gute Portraits von ihm sind selten, weil er zu sparsam war, um viel Geld an die Maler zu geben. Auch das Gepräge der Münzen des Königs ist unkünstlerisch. Ueberdies wurden in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Bildnisse nicht mit der heutzutage üblichen Treue nach Tracht und Haltung dargestellt, sondern man verallgemeinerte die Erscheinungen und gab den Männern womöglich das Ansehen griechischer und römischer Helden, den Frauen einen schmachtenden, schäfermäßigen Ausdruck.

Die Erscheinung des Königs in jüngern Jahren

haben wir bereits geschildert. Seine kräftige mittelgroße Figur machte den Eindruck von unverwüstlicher Gesundheit und Lebenslust, bis eine allmählich zu übermäßiger Dicke sich steigernde Wohlbeleibtheit ihn unförmlich, kurz und breit erscheinen ließ. Zwei Ellen weit [1]) war seine Weste, und er wog gegen das Ende seines Lebens fast drei Centner.

Durch übergroße Strapazen auf Reisen und bei den Porforcejagden, so wie durch die Menge von schwerverdaulichen Speisen, die er täglich zu genießen liebte, untergrub der König seine eisenfeste Gesundheit vor der Zeit. Gichtanfälle verursachten oft die heftigsten Schmerzen und hatten die Krankheit im Gefolge, der er im zweiundfünfzigsten Jahre seines Alters erlag.

Die Hofkleidung mit der großen französischen Perrücke trug Friedrich Wilhelm zum letzten Male bei dem Leichenbegängniß seines Vaters. Seitdem erschien er stets in einfachstem Anzuge aus groben Stoffen und in den letzten zwanzig Jahren in der Uniform seines Grenadierregiments, außer auf Reisen und bei Besuchen fremder Fürsten, wo er sich nach französischer Mode kleidete.

---

[1]) Morgenstern sagt vier Fuß. Aus diesen sind durch ein Versehen bei Förster vier Ellen geworden, was dann in den meisten Geschichten nachgeschrieben ist. Von des Königs Gewicht geben die Protokolle Zeugniß, die jedes Jahr in Wusterhausen aufgenommen wurden, wo er sich und die Jagdgenossen wiegen ließ.

Alles mußte knapp und eng am Leibe schließen. Leinene Gamaschen mit kupfernen Knöpfen und breiten Schuhen bildeten die Fußbekleidung, wenn er nicht in Reiterstiefeln zu Pferde saß. Ein kleiner dreieckiger Hut, der Degen und ein spanisches Rohr oder ein gewichtiger Stock von büchenem Holze, zu ernstlichem Gebrauche oft genug verwendet, gehörten ebenfalls zur Toilette.

Des Königs gesammte Erscheinung war durch peinliche Sauberkeit ausgezeichnet, entsprechend der unbefleckten sittlichen Reinheit und Keuschheit, die er mit Bewußtsein, oft mit Selbstüberwindung durch sein ganzes Leben bewahrte und mit gerechtem Stolze sich dessen rühmte. Denn eheliche Treue auf dem Throne war vor hundert Jahren wo möglich noch seltener als heutzutage.

Zu einer Zeit, wo in Frankreich der Regent und nach ihm Ludwig XV. sich im Kothe der Gemeinheit wälzten, wo unter gefälligen Formen in dem galanten Sachsen die unsauberste Maitressenwirthschaft an der Tagesordnung war, und in England und Hannover die ehebrecherischen Liebschaften der Könige mit langweiliger Steifheit betrieben wurden, wo der große Czaar Peter sich mit einer sonst nur den Thieren eigenen Unbefangenheit allen Begierden offen hingab, da stellte Friedrich Wilhelm seinen reinen Lebenswandel wie eine feste Säule in diesen Schlamm als Halt=

und Richtepunkt für die versinkende Sittlichkeit der Zeitgenossen.

So tief war die leidenschaftliche Liebe zu äußerer und innerer Reinheit seinem ganzen Leben eingeprägt, daß jedes Stäubchen, jeder Fleck ihn auf's Unangenehmste berührte. Holländische Kastellane stellte er in den Schlössern an, ihre heimathliche Sauberkeit daselbst zu bethätigen. Alle gepolsterten Sitze verbannte er aus den Wohnstuben und führte hölzerne Stühle und Bänke ein, die sich gründlicher scheuern ließen. Unzählige Male wusch er täglich die Hände, wobei er sich ebenfalls eines hölzernen blendend weißen Waschgefäßes bediente. Um beim Schreiben die sorgfältig geschonten Kleider nicht zu beflecken, zog er leinene Ueberärmel an und band sogar eine Schürze vor. Diese strenge Peinlichkeit fand natürlich viele Nachahmung bei den Beamten und im Volke und war so von heilsamster Wirkung. Der bekannte Ordensrath König [1]) erzählt, daß ein alter Rentmeister, den er noch gekannt, jeden Morgen, wenn derselbe auf der Kasse erschien, seine Schuhe aus- und dagegen Pantoffeln anzog, die Perrücke ablegte und eine weiße Mütze aufsetzte, dann die Vorlegeärmel befestigte und also, nachdem er zuvor einen Gesang aus der Porst'schen Liedersammlung gelesen hatte, zur Arbeit schritt.

---

[1]) Historische Schilderung von Berlin IV. II. 261.

Wie steht da mit einem Schlage diese ganze sogenannte gute alte Zeit vor uns. Aber wir wollen sie nicht zurückwünschen, diese gute alte Zeit, sondern Gott danken, daß an die Stelle frommer Ergebung, mit der unsere Voreltern sich das Joch einer unerträglichen Tyrannei aufbürden ließen, nunmehr das berechtigte Streben nach freier Selbstbestimmung des Einzelnen getreten ist.

Allerdings war leidende Frömmigkeit von selbst geboten, so lange Fürsten und Völker gleichmäßig der Ueberzeugung lebten, daß Gott durch einen besonderen Willensact die Einen zu Herren, die Andern zu gehorchenden Knechten erschaffen. Da hatte der König ebensoviel Ursache, Gott für die ihm verliehene Macht zu danken, als das Volk darauf angewiesen war, sich in willenloser Unmündigkeit einer höheren Leitung hinzugeben.

Des Königs Frömmigkeit stand in voller Uebereinstimmung mit seinem sonstigen Wesen. Wie er den Menschen unbedingt gebieten wollte und blinden Gehorsam verlangte, so hielt er sich auf der anderen Seite zu ebenso blindem Gehorsam gegen Gottes Gebote verpflichtet. Er legte sich aber diese Gebote und nicht minder die Glaubenssätze seines Bekenntnisses in eigenthümlicher Weise zurecht. Obgleich der reformirten Confession angehörend, hielt er sich deshalb doch nicht für verpflichtet, alle Lehren Calvin's zu billigen. Na-

mentlich die Ansicht desselben von der Vorherbestimmung war ihm anstößig; denn konnte nicht jeder Verbrecher mit mangelnder Willensfreiheit sich entschuldigen? und wie sollte man diejenigen strafen, deren volle Zurechnungsfähigkeit aufgehoben schien? Ja was noch schlimmer, was gradezu entsetzlich war, konnte nicht einer seiner langen Grenadiere sich auf die Prädestination berufen, wenn er davonlief? Zu Feldpredigern wurden deshalb ausschließlich lutherische Geistliche bestellt.

Aber noch in anderer Beziehung wich der König von der Dogmatik seiner Glaubensverwandten ab und erklärte gradezu und unumwunden die beiden protestantischen Bekenntnisse für eins und dasselbe und die Unterscheidungen zwischen Lutheranern und Reformirten für Erfindung zänkischer Pfaffen. Deshalb wollte er auch die äußere Form des Gottesdienstes bei beiden Confessionen in möglichste Uebereinstimmung bringen. Nebenbei widerstrebte es seinem soldatischen Sinne, daß die Geistlichen nicht mit einander Tritt halten wollten. Er setzte die Dauer der Predigten auf eine Stunde fest. Wer länger auf der Kanzel blieb, mußte zwei Thaler Strafe zahlen [1]). Für die nach dem Brande neuerbaute Petrikirche in Berlin schrieb er eine vereinfachte

[1]) Verordnung vom 18. Dezember 1714. Mylius I. I. 89.

Liturgie vor, welche später überall in der Mark und im Magdeburgischen eingeführt wurde. Die Geistlichen erhoben ein großes Geschrei darüber, aber der König kehrte sich nicht daran, sondern drohte die widersprechenden abzusetzen. Der Pastor Braun zu Priesen, der ein sehr energisches Votum gegen die Neuerung abgegeben hatte, wurde sogleich cassirt [1]). Wie sehr der König davon überzeugt war, daß es auf wahre Frömmigkeit und nicht auf kirchliche Formen ankomme, das hat er einmal mit bewundernswürdiger Klarheit ausgesprochen, als der sonst von ihm hochverehrte Propst Rolof wegen „unüberwindlichen Schwierigkeiten in seinem Gemüthe" sich weigerte, in der Kirche zu Friedrichsfelde abwechselnd lutherisch und reformirt predigen zu lassen. Eigenhändig schrieb Friedrich Wilhelm unter den von Amtswegen deshalb ergehenden Bescheid die folgenden merkwürdigen Worte: [2]) „— — ich halte Euer Einwenden nur vor Possen. Der Unterschied zwischen unsern beiden evangelischen Religionen ist wahrlich ein Pfaffengezänk. Denn äußerlich ist ein großer Unterschied, wenn man es examiniret, so ist es derselbige Glaube in allen Stücken, sowohl der Gnadenmahl, als

---

[1]) Faßmann II. 747. Bei Mylius nicht abgedruckt. Die zum Theil recht interessanten Vota der Geistlichkeit bei Faßmann ebendaselbst. [2]) Förster II. 339.

heilige Aabendmahl, nur auf der Kanzel da machen sie eine sauce, eine saurer als die andere. — — Was aber wahrhaft geistliche Prediger sind, die sagen, daß man sich einer den andern soll dulden und nur Christi Ruhm vermehren. Die werden gewiß selig — — aber es wird nicht heißen: Bist du lutherisch oder bist du reformirt? Es wird heißen: hast du meine Gebote gehalten, und nicht: bist du ein guter Disputator gewesen? Es wird heißen: weg mit die letzten in's Feuer zum Teufel; die meine Gebote gehalten, kommt zu mir in mein Reich! — —"

Diese Gesinnung entspricht durchaus der Richtung, welche der große Kurfürst dem hohenzollern'schen Hause auf dem Gebiete der Religion vorgezeichnet hatte. Auch er wollte sich nicht reformirt oder lutherisch, sondern evangelisch nennen und betheuerte unter Thränen, daß er sich aus der Gemeinschaft der augsburgischen Confessionsverwandten nicht verdrängen lasse. Gleich seinem Ahnherrn fühlte auch Friedrich Wilhelm I. den Beruf und die Verpflichtung, aller Orten ein Schirmherr der unterdrückten Protestanten zu sein und sich ihrer mit Rath und That anzunehmen, soweit seine Macht reichte.

Ein frommer König zu sein und zu heißen war sein Stolz. Frömmelei aber und alles Sectenwesen widerstrebten seinem gesunden Verstande und seiner graden Gesinnung. „Laßt nur die Betstunden unterwegs, das

ist lauter Heuchelei, davon halte ich Nichts!" sagte er zu dem berühmten Johann Jakob Moser[1]).

Die vielen damals auftauchenden zum Theil halbverrückten Schwärmer, die Gichtelianer und dergleichen Leute, behandelte er auf die einzig richtige Art. Er ließ sie gewähren. Als der Generalfiscal ihm Briefe und Bücher derselben, die er confiscirt hatte, im Auszuge vorlegte, antwortete der König: „Das wären lauter mystische dunkle Sachen, davon die Eingenommenen doch nicht abzubringen wären, die aber Andere nicht verstehen könnten. Man sollte ihnen nur die Schriften zurückgeben."

Merkwürdiger Weise aber hat Friedrich Wilhelm mehr als einmal während seines Lebens starke pietistische, tief melancholische Anwandlungen gehabt, und zwar in so hohem Grade, daß man für seinen Verstand besorgt wurde. Die Furcht vor dem Teufel, an dessen persönliche Existenz er eben so fest glaubte, wie an die Persönlichkeit Gottes, gewann dann große Macht über sein Gemüth. Er sang und betete viel und beschäftigte sich mit dem Plane, die Regierung niederzulegen und als einfacher Edelmann in Holland zu leben: denn, wie seltsam das klingt, er hielt sich in der That für einen

---

1) Nicht auf Böhmer in Halle bezieht sich diese Aeußerung, wie Stenzel 479 irrthümlich annimmt. Vergl. Charakterzüge VIII. p. 65.

guten Republikaner, dessen einfache Lebensgewohnheiten besser für einen Privatmann als für einen Monarchen paßten [1]). Doch waren das nur nervöse Verstimmungen, die bei seiner leidenschaftlichen Ueberreizung, bei seinen unerhörten körperlichen Anstrengungen und dem übermäßigen Speisegenuß, dem er sich alsdann hingab, sehr erklärlich sind. Auch gingen die Anfälle schnell vorüber. Eine Vergnügungsreise nach Dresden, zu der man ihn beredete, that bei solcher Gelegenheit vortreffliche Wirkung, und die alte muntere Lebenslust kehrte bald zurück. Einen besonders schweren Anfall von tiefer Melancholie erlitt der König im Jahre 1717, als der Ungar Clement, einer jener intriguanten Abenteurer, an denen das achtzehnte Jahrhundert so reich war, den schon von Natur zum Mißtrauen sehr geneigten Monarchen überredet hatte, es bestehe eine große Verschwörung der Höfe von Wien und Dresden, welche nichts Geringeres beabsichtige, als sich der Person des Königs zu bemächtigen, denselben gefangen zu halten und den Kronprinzen katholisch erziehen zu lassen. Der Fürst von Dessau und Grumbkow wären im Geheimniß. Der König glaubte sich von allen seinen Umgebungen verrathen. Er schloß sich in sein Zimmer ein,

---

1) Was Morgenstern darüber p. 211 mittheilt, ist zu ausführlich und zu sehr im Charakter des Königs, als daß es erfunden sein könnte.

Niemandem war der Zutritt gestattet. Stets hatte er geladene Pistolen bei sich, Nachts sogar unter dem Kopfkissen, um sich bei dem befürchteten Ueberfall vertheidigen zu können. Nur mit Clement hatte er an entlegenen Orten heimliche Zusammenkünfte. Durch täuschend gefälschte Briefe des Prinzen Eugen und anderer Personen wurde die Ueberzeugung von der großen Gefahr, aus der der Betrüger ihn retten wollte, immer mehr befestigt, und der Gram und die Schwermuth des Königs erreichten eine solche Höhe, daß die Königin und der ganze Hof, welche die Ursachen dieser seltsamen Verstimmung nicht kannten, den Monarchen für wahnsinnig hielten. Endlich faßte Leopold von Dessau den Entschluß, trotz des Verbots zum Könige zu dringen und denselben zum Geständniß dessen zu bewegen, was ihn bedrückte. Nun war der Zauber gebrochen. Die Wahrheit kam bald an den Tag, der Betrüger wurde vollständig entlarvt und nebst einigen Mitschuldigen am 18. April 1720 grausam hingerichtet. Den König schmerzte das tief, weil er den schlauen Betrüger wahrhaft lieb gewonnen hatte. „Könnte ich Dich retten," sagte er kurz vor dessen Ende zu ihm, „so machte ich Dich zum geheimen Rathe, so aber muß ich Dich rädern lassen"[1]).

---

[1]) Varnhagen, Preußische biogr. Denkmale I. 271, wo der ganze Hergang sehr ausführlich zusammengestellt ist.

In gesunden Tagen wohnte er regelmäßig dem Gottesdienste bei, in Berlin sowohl wie auf Reisen, und zwar hörte er die lutherischen Prediger noch lieber als die reformirten, die er tadelte, weil sie nicht so einfach und erbaulich zu reden verständen wie jene.

Gegen Andersgläubige war er im Ganzen sehr duldsam. Den Katholiken gestattete er Bürger und Meister zu werden und städtische Grundstücke zu erwerben, obgleich er in ziemlich derber Weise bei Tische und in Gesellschaft über ihre Gebräuche und ihren Heiligendienst zu spotten liebte[1]). Nur als Zwangsmaßregel schritt er mehrmals dazu, ihnen eine Kirche zu schließen, oder ein Klostergut mit Beschlag zu belegen, weil er dadurch am wirksamsten die Protestanten im Auslande gegen Bedrückungen ihrer katholischen Fürsten schützen konnte. Namentlich geschah dies gegen den Kurfürsten von der Pfalz, welcher 1719 den Protestanten ihre Kirche weggenommen, den Heidelberger Katechismus verboten und die evangelischen Schuhmacher gezwungen hatte, zu der Messe des heiligen Crispin beizutragen, welcher bekanntlich den Reichen das Leder stahl, um den Armen Schuhe daraus zu machen. Der König that die ein-

---

[1]) In der Instruction an die Lehrer seines Sohnes vom 13. August 1718 sagt der König: Wie denn ingleichen ihm auch vor die katholische Religion, als welche mit gutem Fug unter dieselben

dringlichsten Vorstellungen und bewog auch den König von England und den Landgrafen von Hessen, sich für die Sache zu verwenden. Als das Alles Nichts half, belegte er die Einkünfte der katholischen Geistlichkeit in Halberstadt und Minden mit Beschlag, worauf dann sehr schnell die Abstellung der Religionsbedrückungen in Heidelberg erfolgte.

Für die Juden hatte er die tiefste Verachtung. Sie waren in seinen Augen eine von Gott verfluchte Race, die es für Gnade ansehen mußten, daß man ihnen Leib und Leben ließe. In Berlin zwang er sie ihre Wohnungen zu räumen und den Soldaten zu überlassen, deren schmutzige, hinter der Stadtmauer belegene Baracken sie beziehen mußten. Er wollte ihnen sogar die alten Abzeichen an der Kleidung wieder aufzwingen, doch durften sie das noch durch 8000 Thaler abkaufen. Dessenungeachtet bediente er sich ihrer als Lieferanten und auch in Münzgeschäften. Als aber der Münzjude Veit bei seinem Tode mit 100,000 Reichsthaler im Rückstande geblieben war, befahl er der ganzen jüdischen Gemeinde, sich in der Synagoge zu versammeln, wo ihr

---

(Irrungen und Secten) gerechnet werden kann, soviel als immer möglich ein Abscheu zu machen, und deren Ungrund und Absurdität ihm vor Augen zu legen. Preuß, Friedrich des Großen Jugend. 18.

Oberrabiner in Gegenwart des Oberhofpredigers Jablonski sie alle in den großen Bann thun mußte[1]). Im Publikum scheint man dies Verfahren nicht nur gebilligt, sondern auch sehr großmüthig gefunden zu haben, denn Buchholz setzt an der unten angeführten Stelle hinzu: Ein anderer Fürst hätte sie vielleicht alle miteinander aus dem Lande gejagt und sich aus ihren Gütern bezahlt gemacht. Am meisten kränkte es die Juden, daß sie gezwungen wurden, einen Theil der wilden Schweine zu kaufen, die der König auf seinen Jagden erlegte. Alle Bitten und Vorstellungen blieben fruchtlos.

Der König glaubte bei solchem Verfahren in keiner Weise die Gebote der christlichen Liebe zu übertreten, weil dieselbe sich auf ein gottverfluchtes Volk überhaupt nicht erstrecke. Denn niemals hätte er sich mit Bewußtsein über eine von ihm erkannte Vorschrift der Religion hinweggesetzt. Ebenso streng gegen sich selbst wie gegen Andere, hielt er namentlich die Befolgung des sechsten Gebotes für die höchste und heiligste Pflicht des Christen. Die Bewahrung der Keuschheit hatte in seinen Augen eine solche Bedeutung, daß er noch auf dem Todtenbette

[1]) Das geschah am 15. August 1721. Buchholz, der die Geschichte erzählt, fügt hinzu: Mit der Zeit wurden sie wieder ausgesöhnt, und ohne Zweifel rechtfertigten sie sich bei dem König durch eine (baare?) Genugthuung für ihre Sünden. Buchholz V. 161.

sich nicht für einen Sünder halten wollte, weil er ja niemals die Ehe gebrochen. Dadurch allein glaubte er der göttlichen Gnade und der ewigen Seligkeit versichert zu sein. Und wahrlich, ein Monarch, welcher geistige und leibliche Reinheit so hoch hielt, wie dieser, hat auf unsere volle Bewunderung gerechten Anspruch [1]).

Es versteht sich fast von selbst, daß ein Mann, den die Natur mit diesen Eigenschaften ausgestattet hatte, ein leidenschaftlicher Freund und Verehrer der strengsten Ordnung sein mußte. Und so verhielt es sich auch. Ordnung sollte herrschen, wohin er blickte. Vom Größten bis zum Kleinsten hatte jedes Ding seinen bestimmten Ort und seine feste Zeit. Ausgaben und Einnahmen mußten auf Heller und Pfennig stimmen, da durfte nichts Unklares mit unterlaufen. Nach seinem Sinne wäre es gewesen, wenn man den gesammten Staat wie ein Uhrwerk hätte aufziehen und in Gang halten können.

Diese Ordnungsliebe machte den König zum abgesagten Feinde aller Scheinmaßregeln, durch welche innere Schäden verdeckt und versteckt werden sollten. Nichts durfte auf dem Papiere stehen, was nicht in der

---

[1]) Leider ist das seltsame hierhergehörige Examen nicht mittheilbar, welches der König mit der Frau des Chirurgus Schoppe in Charlottenburg anstellte, um sich von der Rechtgläubigkeit ihres Mannes zu überzeugen. Charakterzüge VIII. 97.

That vorhanden war. Er duldete keines der Rechnungskunststücke, mittelst welcher Behörden ihre Einnahmen höher und ihre Ausgaben kleiner darzustellen wissen, und dem Regimentscommandeur wäre es schlecht ergangen, der einen einzigen Mann weniger in Reihe und Glied gehabt hätte, als in seinen Listen. Das erstreckte sich bis auf die geringfügigsten Dinge. Seine Majestät prügelte eigenhändig den Leibkoch, wenn er eine Mandel Eier mehr aufschrieb, als er verbrauchte. Seine Rechnungen sah er so genau durch, daß kein Mauerstein bei einem Bau seinem Scharfblick entging, und gewiß ist in der ganzen Armee kein Scheffel Hafer verfüttert worden, über den er nicht Beläge erhalten hätte.

Dieselbe pünktliche Ordnung mußte auch in Bezug auf die Zeit innegehalten werden. An dem festgesetzten Tage verlangte er die Rechnungsabschlüsse zu seiner Prüfung und gestattete keinerlei Entschuldigung für eine Verspätung, sondern cassirte ohne Weiteres den säumigen Beamten oder schickte ihn nach Spandau.

Mit so peinlicher Ordnung und Sauberkeit geht die Sparsamkeit von selber Hand in Hand, und diese Tugend trieb der König, seinem angebornen Hange folgend, sogar bis zum härtesten Geize. Geld ist die Losung! — schrieb er oft unter die Eingaben, wenn irgend ein Vorschlag nicht gewinnbringend erschien, und wer Geld von ihm verlangte, bekam mehr als einmal zur Antwort: Non habeo pecunia, denn auf vieles

Dekliniren ließ er sich nicht ein. Aus Geiz bezahlte er seine Beamten so schlecht, daß sie nicht leben konnten, und von selbst darauf hingewiesen waren, sich durch Bedrückung der Unterthanen Geld zu verschaffen, was ihnen freilich schlimm bekam, wenn der König Etwas davon erfuhr. Auch die allgemeine Bestechlichkeit am preußischen Hofe, deren wir Erwähnung gethan, war eine Folge der Geldbedürftigkeit, von welcher selbst die Gesandten und Minister Friedrich Wilhelm's häufig bedrückt wurden, und zu einer Zeit, wo z. B. die Richter zum großen Theil auf den Ertrag der Sporteln angewiesen waren, lag die Gefahr der Bestechlichkeit um so näher. Daß der König diesem Uebel nicht durch angemessene Besoldungen zu steuern suchte, kann man ihm kaum zum Vorwurfe machen, denn es war eben in dieser Beziehung nirgends besser bestellt.

Dagegen muß man es ihm zum höchsten Lobe nachsagen, daß, wie sehr er auch das baare Geld liebte und wie ungern er sich von demselben trennte, er dennoch stets ohne Weiteres die größten Summen bewilligte, sobald er überzeugt war, das Capital gut angelegt zu haben und in Zukunft gute Zinsen davon zu erhalten. Wir werden sehen, wie er überall mit vollen Händen gab, wo es sich um wirkliche fruchtbringende Verbesserungen des Landes handelte, wenn es galt, unbewohnbare Sumpfgegenden durch Gräben zu entwässern, Brücken und Canäle zu bauen, verödete Landstriche mit An-

siedlern zu bevölkern und in blühende Gefilde zu verwandeln.

Auch bei dem Bau von Kirchen und Schulen geizte er nicht, sondern betrachtete das dafür verwendete Geld gewissermaßen als ein Darlehen an den lieben Gott, dessen zeitlicher und ewiger Segen dafür nicht ausbleiben würde. Nach der unverhofften Genesung von schwerer Krankheit im Jahre 1734 bethätigte er durch reiche Spenden an wohlthätige Anstalten dem Allmächtigen seine Dankbarkeit, und sogar die tief verachtete Akademie der Wissenschaften erhielt wegen ihres Einflusses auf die Arzneikunde, welche dem König das Leben gerettet, einige hundert, für ihn allerdings werthlose, schön gebundene Bücher aus der königlichen Bibliothek und eine Anzahl von Muscheln aus der Sammlung des großen Kurfürsten.

Freigebig war der König ferner gegen die Officiere in seiner Umgebung, wenn dieselben sich durch pünktlichen blinden Gehorsam seine Gunst zu erhalten wußten. Viele von ihnen erhielten reiche Geldgeschenke, oder es wurde ihnen ein heimgefallenes Lehngut gegeben, wozu es an Gelegenheiten nicht fehlte, weil die auf vier Augen stehenden Lehen von der allgemeinen Allodification ausgenommen waren.

Noch lieber aber beglückte der sparsame Monarch ohne eigne Kosten seine Begünstigten durch eine reiche Heirath mit irgend einer Erbtochter, wo er dann in

Person sich dem Geschäft des Freiwerbers gern unterzog, was einem Zuge von Gevatterhaftigkeit entsprach, der in seinem Charakter lag. Denn wie er schon als Knabe gern mit gemeinen Leuten verkehrte, so liebte er es bis an sein Ende, sich in die häuslichen und Familienangelegenheiten der Bürger zu mischen, und wo er im Vorübergehen aus einem Hause den Lärm von Zankenden und Streitenden vernahm, trat er ein und stiftete Frieden, mit guten Ermahnungen oder mit dem Stock, je nach der Gelegenheit. Handelte es sich um einen Ehezwist, so ließ er sich wohl von Mann und Frau die Hand darauf geben, daß sie künftig einträchtig leben wollten.

Um auf des Königs Geiz zurückzukommen, so äußerte sich dieser besonders in Beziehung auf die Haushaltungsbedürfnisse, für welche er eine verhältnißmäßig sehr geringe Summe ausgesetzt hatte, die unter keinen Umständen überschritten werden durfte. Da mußte denn an allen Ecken und Enden gespart werden, und obgleich er ein großer Freund von gutem Essen und Trinken war, so ging es doch an der Tafel oft so knapp her, daß die Schüsseln für die Untenansitzenden nicht ausreichten[1]). Zudem wurden für gewöhnlich nur die

[1]) Faßmann schildert zwar die königliche Tafel appetitlich genug, indessen muß man bei diesem närrischen Manne immer viel zwischen den Zeilen lesen, denn man merkt ihm an, daß ihm während

gröbsten Gerichte, Schweinefleisch mit Kohl, Speck mit Erbsen oder Pastinak und dergleichen aufgetragen, zum größten Mißbehagen für die königlichen Damen, worüber die Markgräfin von Baireuth sich in komischer Verzweiflung äußert. Auch die Königin klagte dem englischen Gesandten, daß der stets zunehmende Geiz ihres Gemahls in Bezug auf das Essen nicht zu ertragen sei. So sehr war derselbe auf Ersparungen in der Küche bedacht, daß er oftmals um die Mittagszeit bei Potsdamer und Berliner Bürgern eintrat, die Speisen kostete und nach dem Preis der einzelnen Gerichte fragte, um seine Köche besser controliren zu können. Kaldaunen für $1\frac{1}{2}$ Groschen hatten ihm bei solcher Gelegenheit besonders gut geschmeckt und wurden auf die königliche Tafel befohlen. Als nun der Koch einen Thaler dafür ansetzte, erhielt er das zuviel Geforderte mit dem Rohrstock ausbezahlt. Der König nahm es mit großem Danke an, wenn seine Officiere oder auch die Magisträte und Bürger der Städte seiner Küchenkasse durch Geschenke zu Hilfe kamen. Graf Schwerin schickte alljährlich ein gemästetes Kalb. Auch die ge-

---

der Arbeit des Königs Stock in Gedanken stets um die Ohren saust. Wenn er also sagt: (I. 861.) Alles ist in solchem Ueberflusse, daß nicht allein Jeder so viel zu essen findet, wie er immer will, sondern öfter auch noch ein gutes Theil von einem oder dem andern Gerichte übrig bleibt, so irrt man nicht, wenn man annimmt, daß es in der Regel sehr knapp gereicht hat.

ringste Gabe wurde mit Dank angenommen, z. B. geräucherte Heringe vom Grafen Dönhof. Von den Bürgerfrauen in Berlin und Potsdam, die er als gute, reinliche Wirthinnen kannte, bat er sich selbst Schlachtschüsseln zum Geschenke aus, wenn im Hause ein Schwein geschlachtet wurde, und neben der loyalen Gesinnung der Geber war ihm auch der Werth der Gaben selbst sehr willkommen, weshalb auch niemals große Gegengeschenke erfolgten. Der Kaufmann Daum überschickte einmal ein Fäßchen Austern [1]), wofür dem Handlungsdiener, der sie bei Tafel überbrachte, vom Könige eigenhändig ein Biergeld von acht Groschen verabreicht wurde.

Se. Majestät aß viel und mit großer Hast und trank Mittags eine große Menge Rheinwein, bei besondern Gelegenheiten auch Ungarwein, aber selten mehr, als er vertragen konnte. Als ihm eines Mittags der alte Ungarwein sehr gut schmeckte, den er vom Kaiser zum Geschenk erhalten, da meinte er, das wäre ein glücklicher Mann, der alle Tage so ein Gläschen Wein trinken könnte.

Jede Mahlzeit wurde mit Gebet begonnen und beschlossen, und in den Zeiten, wo die pietistischen Anwandlungen über den König kamen, las er selbst mit seiner schwerverständlichen schnarrenden Stimme lange

[1]) Förster, Fr. W. I. Band I. p. 207.

Stücke aus Erbauungsbüchern bei Tafel vor, wodurch die Lachlust des Kronprinzen und seiner spottsüchtigen Schwester erregt wurde. Eine derbe Strafpredigt oder ein an den Kopf geworfener Teller gab ihnen dann den Zorn des Vaters zu erkennen.

Waren Gäste geladen, oder kamen fremde Fürstlichkeiten zum Besuch, dann ging es allerdings verhältnißmäßig hoch her, aber die Mehrkosten mußten gleich nachher durch doppelte Sparsamkeit wieder eingebracht werden. Diese Hofschmausereien waren überdies weit davon entfernt, einen sehr üppigen Charakter anzunehmen, und z. B. über das Souper bei der Verlobung der Markgräfin von Baireuth äußerte sich der englische Gesandte sehr verächtlich [1]).

Zuweilen wurden Leckerbissen, namentlich Austern [2]) und Hummer, aus Hamburg verschrieben. Der Kaufmann Destinon, des Königs Agent daselbst, erhielt mit

---

[1]) Raumer, Beiträge zur neuern Geschichte III. I. 560.

[2]) In welchem Zustande übrigens bei dem damaligen Postenlaufe die Austern nach Berlin kamen', kann man sich denken. Dennoch wurden schon unter dem großen Kurfürsten, wie die Acciseordnungen erkennen lassen, sehr viel Austern in Berlin verspeist. Wahrscheinlich galten die Zeichen der Verwesung für Seegeschmack, wie man ja an den süddeutschen Höfen und in den großen Handelsstädten, namentlich in Breslau, die Austern noch in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts im ekelerregendsten Zustande als Leckerbissen verzehrte.

dem Dank für übersendete sechs große Taschenkrebse die folgende bekannte eigenhändige Anweisung des Königs: „gut, soll auch ein großen Kalbes Braten senden, der recht weis fleis hat, und wohll ein Backen (einpacken), das der Geschmack von der Matte sich mit in's fleis ziehe."

Wenn eins jener außerordentlichen Feste stattgefunden hatte, so wurden alle Sendungen aus Hamburg sofort verboten, bis die Küchenkasse wieder in's Gleichgewicht gebracht worden. Dem Könige war diese Art der Oekonomie so sehr zur zweiten Natur geworden, daß er dieselbe auch unter solchen Umständen fest hielt, wo man sonst an kleinliche Ersparnisse nicht zu denken pflegt. Als einst des Königs Lieblingssohn, Prinz Wilhelm, in Wusterhausen plötzlich erkrankte, wurden Boten über Boten zu Pferde nach dem Leibarzt Eller geschickt, der dann das Uebel für den Beginn einer gutartigen Pockenkrankheit erklärte. Der König hierüber in beste Laune versetzt, behielt den Arzt bei sich und befahl, denselben zu beköstigen und ihm täglich zwei Flaschen Ducksteiner Bier und freies Mittagbrot zu reichen, doch dürfte die Mahlzeit nicht mehr als sechs Groschen kosten [1]).

In der Seckendorf'schen Lebensbeschreibung, welche

---

[1]) Brief von Pöllnitz an den ehemalichen sächsischen Minister Graf Manteuffel. Versuch einer Lebensbeschreibung des Grafen Seckendorf. Anonym ohne Druckort 1794. Bnd. III. p. 356.

diese Anecdote enthält, findet sich auch [1]) der Bericht des damals noch in sächsischen Diensten stehenden Grafen Manteuffel an Grumbkow über ein ihm zu Ehren 1731 vom Könige gegebenes Mittagsmahl. Man erhält dadurch ein so treues Bild von dem Wesen des Königs, wenn er in bester Laune war, daß der Brief, obgleich schon sonst öfter abgedruckt, auch hier seine Stelle finden möge [2]).

Manteuffel schreibt am 30. April 1731 aus Parey:

Da mir gestern bekannt wurde, daß der König von Preußen in der Nähe vorbeigekommen, um nach Schartau (einem Domainengute im Magdeburgischen) zu reisen, so schickte ich meinen (Secretair?) Uechtritz mit einem Briefe an General Buddenbrock, um zu hören, ob es gerathen wäre, meine Aufwartung zu machen. Der König, der sich in Wirthschaftsangelegenheiten auf dem Hofe befand, traf meinen Boten daselbst und fragte nach dessen Verrichtung. Als er von dem Briefe an Buddenbrock hörte, gingen Se. Majestät in Person, den General zu rufen, und nachdem er den Uechtritz in

[1]) P. 336 daselbst.

[2]) Die Seckendorf-Biographie hat vielen preußischen Geschichts-Erzählern sehr gute Dienste geleistet, aber die wengsten sind dem Verfasser dafür dankbar geworden.

Der oben angeführte Brief ist französisch geschrieben, nur die Reden des Königs sind deutsch und scheinen fast wörtlich genau wiedergegeben zu sein.

das Rauchzimmer geführt hatte, klopfte er ihm auf die Schulter und befahl, mir zu sagen, daß ich herzlich willkommen wäre, wenn ich bei einem magdeburgischen Junker mit einer Schüssel Erbsen und Speck vorlieb nehmen wollte. Demgemäß begab ich mich gestern früh nach Schartau, wo ich Schlag elf Uhr eintraf. Ich fand die Herren von Buddenbrock, Bockum, von Möllendorf, den Obrist Grafen Dohna, den Geheimrath Schulenburg, so wie den Erbauer der Festung Magdeburg, Obristen Walrawe, und zwei Majors, die eben von der Jagd kamen und ihren Herrn erwarteten, der noch die Fährte des Wildprets verfolgte, — — aber nach einer Weile sehr vergnügt eintraf, weil er einen Hasen, einen Fasanen und elf Rebhühner geschossen hatte. Er begann mit vielen Entschuldigungen wegen der schlechten Küche, die wir finden würden, fuhr ein Paar arme Supplikanten, die eine Bittschrift überreichen wollten, sehr ärgerlich an, lief dann in die Küche, wechselte die Kleider und kam in dem Augenblick, wo man die Schüsseln auftrug, in den Speisesaal. Der länglich viereckige Tisch war weit saubrer servirt, als ich erwartet hatte. Allerdings stimmte das schöne, anscheinend ganz neue Silbergeschirr mit des Königs Chiffre nur schlecht mit den hörnenen Messern und Gabeln überein, indessen waren dieselben spitz und scharf und thaten so gute Dienste wie goldene. Nachdem der König mehrmals wiederholt hatte: „Hört man,

Kinderchens, Ihr müßt vorlieb nehmen," setzte er sich an das Ende der Tafel und wies mir den Platz zu seiner Linken an. Die Gänge wurden in zwei großen tiefen Schüsseln an beiden Seiten des Tisches aufgestellt. Zuerst kamen Erbsen und Pökelfleisch, dann zwei große unter der eignen Last zitternde Stücke Rindfleisch und schöne Karpfen mit Kirschsauce. Bei jedem Gerichte wurden Gesundheiten ausgebracht. Zuerst trank Buddenbrock auf das Wohl des Junkers von Schartau, und zwar mußte jedesmal ein sogenanntes Tönnchen geleert werden, welches fast ein Quart enthielt. Der König trank aus kleineren Gläsern, aber jedesmal ganz aus. Es kam dann treffliches Backwerk, schönes Wildprett aller Art, Hasen, Fasanen, Rebhühner und Birkhühner, und dann noch ein Gericht. Im Ganzen sieben, obgleich der König nur von sechsen wissen wollte. Der Rheinwein war excellent und wurde nicht gespart, da der Wirth uns versicherte, daß wir den Vorrath heut nicht austrinken würden. Nach den gewöhnlichen Gesundheiten ließ man alle brave Officiers und Soldaten leben, dann den König von Polen, von dem ich eben Se. Majestät gesprochen hatte. „Es ist doch ein braver Herr," sagte der König, „den ich von Herzen liebe und estimire. Gott vergebe es den Schurken, die ihn bisweilen verführen. Gott weiß, daß ich ihm meine Tage Nichts zuwider gethan habe, er wird sich auch schon wieder bekehren. Sag' Er, was meint Er dazu?"

Ich: „Ich habe noch nicht gehört, daß er gesündigt hat, also wird es auch keiner Bekehrung bedürfen.“ Der König: „Nu, Er will nicht sprechen, Er hat auch recht, ich verdenke es Ihm gar nicht, daß er seines alten Herrn Partei nimmt, aber Er weiß recht gut, wie es dar zugeht, und noch besser als ich, aber Du Teufel willst man nicht sprechen.“ — — Ich suchte das Gespräch auf etwas Anderes zu bringen und sagte unter Anderm, daß ich nicht glaube, den polnischen Herrschaften Anlaß zur Unzufriedenheit gegeben zu haben. Der König: „Das ist wahr, das weiß ich am besten. Wenn man die Blitzfranzosen nicht wären, es würde Alles gut gehen. Das Canaillenpack ist mir aber spinnefeind, und Ihm auch: Hört Er wohl? Aber ich schere mich nichts darum, ich halte es mit dem Kaiser und dem Reiche, hole sie der Teufel!“ — Dann trank er: Auf Germania teutscher Nation, ein Hundsfott der's nicht von Herzen meint! Darauf folgten noch wer weiß wie viele Gesundheiten, was jedoch nicht hinderte, daß nicht auch hie und da über ernste Gegenstände gesprochen wurde, z. B. über Landwirthschaft, über Stärke und Schwäche der Festungen, namentlich in Bezug auf Magdeburg, über Religion u. s. w. Dabei machte sich der König das Vergnügen, besonders Dohna und Walrawe, die einander nicht leiden können, in einen Streit zu verwickeln. — — Wir blieben vier Stunden lang bei Tische, und nachdem das Tafeltuch abgehoben war, saß man Tabak rauchend

noch bis neun Uhr beisammen. Dann kamen frische Heringe mit Zwiebeln und Gurken, später nochmals die Pfeife und endlich gute Nacht! so daß ich erst gegen Mitternacht nach Hause kam.

Soweit die Beschreibung einer der formlosen Schmausereien, bei denen der König sich am wohlsten fühlte, während jeder Etiquettenzwang ihm die Laune verdarb.

Sich ungezwungen gehen lassen war überhaupt seine Lust, aber auch zugleich die Quelle seines schlimmsten Fehlers, nämlich des vollständigen Mangels an Selbstbeherrschung. Bei jeder Gelegenheit, wo seinem Wunsche und Willen, oder auch nur irgend einem seiner Einfälle der geringste Widerstand entgegentrat, überließ er sich einer ungezügelten Leidenschaft, die ihn gar oft die größten Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten begehen ließ.

Von Natur zur Heftigkeit und zum Jähzorn geneigt, hatte Friedrich Wilhelm von Jugend auf der richtigen Leitung und Erziehung entbehrt, die ihn hätte zur Besonnenheit führen können. Wie er schon als Knabe seine Gespielen mißhandelte, so war bei zunehmendem Alter das Prügeln für ihn zu einer wahren Leidenschaft geworden; nicht etwa daß er bei gelegentlicher Aufwallung einen Hieb ausgetheilt hätte, sondern er prügelte recht von Herzen und aus Leibeskräften auf den Unglücklichen, der ihn grade gereizt hatte, so lange los, bis

er vor Ermattung aufhören mußte. Vor Hieben war Niemand sicher, der in seine Nähe kam, mit alleiniger Ausnahme der Officiere [1]), die in seinen Augen höhere, fast heilige Personen waren. Bei den eignen Kindern fing das an. Der Kronprinz und die Prinzessin Wilhelmine hatten den Stock und die Fußtritte des Vaters am häufigsten zu erdulden. Kein Staatsbeamter, kaum der hochgestellteste, war vor seinem spanischen Rohre sicher.

Die Mitglieder des Criminalcollegiums, welche ein vollkommen gerechtes [2]), ihm aber nicht einleuchtendes Strafurtheil gefällt hatten, beschied er vor sich und schlug dem Einen die Zähne aus, einigen Andern die Köpfe blutig und verfolgte die fliehende Schaar mit

---

1) Als er sich einmal soweit vergaß, gegen einen Major vor der Front den Stock zu erheben, schoß dieser ein Pistol vor die Füße des Königs ab, dann mit einem zweiten Pistol sich selbst vor den Kopf.

2) Charakterzüge VII. 32. Das Gericht hatte einen langen Musketier vom Regiment Dönhof, der mittelst Einbruchs 6000 Rthlr. gestohlen, nach den damals geltenden Gesetzen zum Tode verurtheilt. Dönhof, der seinen theuer bezahlten Rekruten nicht verlieren wollte, stellte vor, daß dasselbe Gericht einen Beamten, der 30,000 Rthlr. unterschlagen, nicht zum Tode, sondern zum Zuchthaus verurtheilt hätte, was ganz in der Ordnung war, weil auf Unterschlagung nicht Todesstrafe stand. Dergleichen feine juristische Unterscheidungen verstand der König nicht, sondern erklärte sie für Advokatenkniffe.

seinem Stock bis an die Treppe des Schlosses. Wie immer verrauchte die Wuth aber auch diesmal ebenso schnell, als sie entstanden war, und die geprügelten Räthe blieben nach wie vor in Ehren und Würden. Seine Bedienten zu prügeln war ihm so sehr zum Bedürfniß geworden, daß, wenn ihn die Gicht hinderte den Stock zu handhaben, er sich Pistolen mit Salz geladen neben seinen Krankenstuhl legte und damit auf sie feuerte. Das kostete einem Laquaien ein Auge, und einem andern wurden die Beine jämmerlich verstümmelt. Bei Gelegenheit der Audienz des englischen Gesandten Hotham haben wir gesehen, wie der König sogar fremden Diplomaten gegenüber seine Heftigkeit nicht bemeistern konnte und dadurch seinem Hause unwiederbringlichen Schaden zufügte. Die Lust, sein Mißfallen jedesmal durch Thätlichkeiten zu bekunden, war so tief gewurzelt, daß er noch wenige Augenblicke vor seinem Tode bedauerte, ein Paar Stallknechte nicht durchprügeln zu können, welche einem Pferde nicht die richtige Chabracke aufgelegt hatten. Ein Adjutant mußte heruntergehen, die Execution zu vollziehen.

Es ist wahr, daß im achtzehnten Jahrhundert mehr geprügelt wurde, als heutzutage, und man beurtheilte dergleichen viel milder. Den Fürsten namentlich verzieh man solche Ausbrüche leicht. Peter der Große z. B. blieb ein von der ganzen Welt bewunderter und von seinen Unterthanen bis zur Anbetung verehrter

Monarch, ungeachtet er mit eigener Hand mehr als achtzig von seinen aufrührerischen Garden geköpft hatte, wie er denn überhaupt das Leben eines Menschen kaum höher achtete, als das eines Jagdhundes. Konnte doch am preußischen Hofe der König selbst beinahe milde und human erscheinen, wenn man ihn mit dem alten Dessauer verglich, der nicht blos in der Leidenschaft, sondern gar oft zu seiner und seiner Genossen Ergötzung die Unglücklichen, die ihm in den Wurf kamen, auf's Grausamste mißhandelte und ihre Klagen und Bitten verhöhnte.

Dessenungeachtet wurde Friedrich Wilhelm's Stockregiment doch auch von seinen Zeitgenossen schon in hohem Grade gemißbilligt, worüber zahlreiche Zeugnisse vorliegen.

Am preußischen Hofe konnten höchstens ein Paar Generale und Obristen sich wohl fühlen, allen andern Personen, sogar denen, die der König mit seiner höchsten Gunst beehrte, wurde der Aufenthalt in Berlin auf die Länge unerträglich. Grumbkow schreibt an Seckendorf: „Ich sehne den Tag herbei, wo ich von der Galeere loskommen kann, an die ich angeschmiedet bin;" und der jüngere Seckendorf äußert gegen den Bischof von Würzburg [1]), daß er lieber am Hofe des Großmoguls als in Berlin Gesandter sein möchte.

---

[1]) Journal secret de Seckendorf 126.

Das ist auch nicht zu verwundern, denn wo konnten Höflinge einen schwereren Stand haben, als bei einem Fürsten, der in guten Stunden sich harmlos gehen ließ, einen Jeden wie seines Gleichen behandelte und in der Freude an derben Späßen seine hohe Stellung zu vergessen schien, bis irgend ein unbedeutender Anlaß ihn zu Wuthausbrüchen reizte, bei denen Leib und Leben der Umgebenden in Gefahr gerieth.

Elftes Kapitel.

Tägliche Lebensweise des Königs. Vergnügungen.

Die eben besprochenen Eigenthümlichkeiten des Königs spiegelten sich in seiner täglichen Lebensweise wieder. Die Unterthanen, von denen er als Fürst und Herr den unbedingtesten Gehorsam verlangte, sollten zugleich den erlauchten Haus= und Familienvater auf dem Throne als ein Vorbild der Tugenden verehren, die er von ihnen forderte. Frömmigkeit, Fleiß und Sparsamkeit wollte er durch sein eignes Beispiel überall im Lande verbreiten. Unerbittliche Strenge gegen sich selbst und gegen Andere war auch hier die Regel.

Sehr früh des Morgens stand er auf. Nur wenig

Zeit erforderte der saubere Anzug und das Morgengebet, welches letztere jedoch an sehr geschäftigen Tagen ausfiel, wo dann das Zeichen, welches er täglich in Kreuzberger's Postille legte, nicht weiter rückte.

Im Sommer um fünf, im Winter um sieben Uhr erschienen bereits die Cabinetsräthe und Secretaire, die in seiner Gegenwart die versiegelt eingegangenen Schriften eröffneten. Die wichtigeren las er selbst durch und setzte, besonders in allen Geldsachen, seine bekannten kurzen, form= und styllosen, aber desto inhaltschwereren Randbemerkungen daneben. In den ersten Jahren schrieb er sehr viel eigenhändig, mit fast unleserlichen Zügen auf grobes graues Papier, denn auch darin wollte er seinen Behörden mit gutem Beispiel vorangehen, denen er verboten hatte, das theure feine Papier zu verschwenden, das oft mehr werth wäre, als die Sachen, die darauf ständen.

Zwei bis drei Stunden dauerte der Vortrag. Dann war Empfang der Minister und Officiere, die Mittheilungen zu machen oder Befehle entgegenzunehmen hatten. Um zehn Uhr ging es zur Parade. Die Truppen wurden regelmäßig zuerst vor, dann hinter dem Schlosse aufgestellt, und der König begab sich, um dieselben sowohl beim Aufmarsche als beim Abmarsche zu besichtigen, jedesmal zu Fuß durch die Schloßhöfe. Unterwegs nahm er Bittschriften entgegen, fragte auch wohl einige von den ihn dort erwartenden Leuten aus dem Volke

nach ihrem Begehren und behandelte dieselben, wie Faßmann sich ausdrückt, sehr verschieden, je nachdem er gut oder schlecht gelaunt oder, wie die Hofleute das nennen, gnädig oder ungnädig war. In letzterem Falle schlug er wohl einen Bittsteller ohne ihn anzuhören mit dem spanischen Rohr über's [1]) Gesicht, während er ein anderes Mal die Leute, besonders wenn es Soldaten waren, lange neben sich gehen und ihre Wünsche vortragen ließ. „Hat ein Soldat einen Prozeß, so muß ihm prompte Justiz widerfahren, und wenn auch seine Sache nur halb begründet ist, so behält er doch größtentheils recht, und solches geschieht en faveur seines Standes. Hierüber wirft vielleicht einer oder der andere sein Maul auf, ohne zu bedenken, daß auch manchmal en faveur des geistlichen Standes ein Auge zugedrückt wird“ [2]). — Nach der Wachtparade begab sich der König regelmäßig in die Stallungen in der breiten Straße, wo er die Pferde in genauen Augenschein nahm und den Stallbedienten Befehle ertheilte. Auch auf dem Wege dorthin und zurück konnte man zu gelegener Zeit ein Wort bei ihm anbringen.

Punkt zwölf Uhr wurde zu Tische gegangen, nachdem der König noch verschiedene, in's Vorzimmer be-

---

[1]) So ging es einem Courier der Herzogin von Nassau, welcher eine Depesche überreichen wollte, die der König für eine Bittschrift ansah. Seckendorf, mem. secr.

[2]) Faßmann I. 740.

fohlene Personen abgefertigt hatte. Während der Mahlzeit ging es oft sehr heiter zu, wenn die anwesenden Gäste besonders in Gunst standen. Gerieth die Unterhaltung in's Stocken, so war für diesen Fall fast immer einer der gelehrten Hofnarren zugegen, der, zuweilen von einem Katheder herab, aus deutschen und holländischen Zeitungen vorlesen und das Gelesene erklären mußte, woran sich dann weitere Gespräche knüpften. Mit großer Strenge hielt der König darauf, daß, so lange seine Gemahlin und Kinder zugegen waren, niemals das geringste zweideutige oder unschickliche Wort gesprochen wurde. Obgleich man viel trank und Gesundheiten aus großen Gläsern ausbrachte, so geschah es doch sehr selten, daß der König sich förmlich berauschte, wogegen die Gäste oft unterlagen und fortgebracht werden mußten. Nach Tische schlief der König eine auch zwei Stunden, auf einem hölzernen Schemel sitzend, oft im Zimmer der Königin, wo dann diese und die anwesenden Prinzen und Prinzessinnen sich wohl zu hüten hatten, durch ein lautes Wort oder durch Gelächter den Vater zu wecken, indem in solchem Falle sehr fühlbare Zurechtweisungen erfolgten.

Nicht immer speiste der König zu Hause, sondern er liebte es, Einladungen der fremden Gesandten, seiner Minister und seiner Generale anzunehmen. Grumbkow zog bedeutende Tafelgelder, um fremde Gäste des

Königs zu bewirthen, der im Hause seines Ministers so auf viel wohlfeilere Art seiner gastherrlichen Pflichten sich entledigte, als wenn er für solche Gelegenheiten Hoffeste hätte veranstalten müssen. Auch bei den Hochzeiten und Kindtaufen der Bürger lud sich der König nicht selten selber zu Gast, jedes Mal mit der nicht sehr ernsthaft gemeinten Weisung, keine großen Unkosten zu machen, denn er liebte es, bei Andern die theuren Leckerbissen zu genießen, welche seine Sparsamkeit von der eigenen Tafel verbannt hatte. In fremden Häusern sah er es nicht gern, wenn Damen mit zu Tische saßen, selbst bei Hochzeiten war nur die Anwesenheit der Braut und der Brautmutter gestattet, die dann auch beschenkt wurden. Speiste er bei einem seiner Officiere, so pflegte derselbe nach damaliger Sitte dafür zu sorgen, daß der hohe Gast noch durch besondere Belustigungen erheitert würde. Tänzer, Schauspieler und Possenreißer machten ihre Kunststücke, oder, was die meiste Wirkung hervorbrachte, es erschienen zum Nachtische ein Paar lange Rekruten, die der Gastgeber zu dem Ende mit großer Mühe und für vieles Geld angeschafft hatte. Abgesehen von dergleichen außerordentlichen Aufwendungen kostete eine solche Bewirthung des Königs in der Regel etwa 400 Thaler [1]), doch wußten die Gastgeber sich durch gelegentlich erbetene Gnadenbezeigungen

---

[1]) Charakterzüge I. 23. Förster, Fried. Wilh. I. Bd. I. p. 209.

schadlos zu halten. Grumbkow läßt sich in seinen Briefen an Seckendorf natürlich auch diese Gelegenheit nicht entgehen, um von dem Herrn, dem er so treue Ergebenheit heuchelte, mit Widerwillen und Verachtung zu reden und dem Ekel Ausdruck zu geben, welchen es ihm erregte, wenn derselbe sich einem übermäßigen Genusse von Speisen und Getränken hingab. Bekannt ist, wie der König bei einer dieser Gastereien in eine Falle fiel, die er einem seiner Generale gestellt hatte. Dieser, ein alter geiziger Junggesell, hatte sich unter dem Vorwande, daß er keine häusliche Einrichtung habe, stets der kostspieligen Ehre entzogen, den König zu bewirthen, bis er den nicht mißzuverstehenden Wink erhielt, beim Gastwirth Nicolai, in dem noch heute dem königl. Schlosse gegenüber bestehenden Gasthofe zum König von Portugal, ein Diner zu arrangiren. Er that das denn auch, und der König erschien mit großem Gefolge. Es wurde herrlich geschmaust und gezecht, und der hohe Gast war am Schlusse des Festes in heiterster Laune. Da rief der General den Wirth heran und fragte, was das Couvert koste: „Ohne den Wein einen Gulden die Person," antwortete Nicolai. „Nun gut," sagte der General, „Hier ist ein Gulden für mich und einer für Se. Majestät. Die übrigen Herren, die ich nicht eingeladen habe, bezahlen für sich." Der König lachte: „Das ist fein! ich glaubte den Herrn zu prellen, und er prellt mich!" Natürlich bezahlte er die Zeche. Bei

jenem Gastwirth Nicolai speiste der Monarch gern, besonders schmeckte ihm der Grünkohl, den dessen Frau bereitete, und er schenkte dem Wirth sein Miniaturbild, um es im Knopfloch zu tragen.

Nach aufgehobener Tafel und gehaltener Mittagsruhe machte sich der König täglich Bewegung in freier Luft, entweder vor oder nach der Parole, meistentheils zu Pferde, nur von wenigen Pagen und einem Bereiter gefolgt, oder in einer offenen, mit zwei Pferden bespannten Chaise, in Begleitung einiger Officiere [1]). Er stieg dann oftmals aus, um die von ihm angeordneten Bauten zu besehen und überhaupt sich von Allem zu unterrichten, was auf der Straße vorging. Mit den ihm begegnenden Personen stellte er bei solchen Gelegenheiten ein scharfes Examen über ihre Geschäfte an, und wer ihm nicht ordentlich antwortete und dabei fest in's Gesicht sah, dem traute er kein gutes Gewissen zu, und gewöhnlich erhielt der königliche Rohrstock dann Beschäftigung. Deshalb suchte ihm auch Jedermann möglichst aus dem Wege zu gehen, und wer den Monarchen von weitem kommen sah, flüchtete in ein Haus. Wurde das bemerkt, so mußten die Pagen Nachsuchung halten und den Ausreißer vorführen. Einen Juden, der in eine Seitengasse hatte entschlüpfen wollen, fragte der König, warum er davon laufe. Der Jude sagte zitternd: „Ich

---

[1]) Faßmann I. 879.

fürchte mich, Ew. Majestät.“ Der König hieb eifrig mit seinem Stock auf den armen Kerl los, indem er dabei beständig wiederholte: „Lieben sollt ihr Euren König!“ Der bekannte Nüßler erzählt, wie er nach Berlin gekommen und im Gasthause mit vielen Personen zu Tische gesessen, als der König vorfuhr, um einige dort untergebrachte englische Pferde zu sehen. Sofort lief die ganze Gesellschaft voll Angst nach allen Seiten auseinander. Nüßler allein blieb zurück, um dem gefürchteten Monarchen Rede zu stehen, der sich denn auch freundlich mit ihm unterhielt [1]). Wer übrigens die Art und Weise des Königs kannte, für den war es nicht schwer, denselben hinter's Licht zu führen. Ein Paar Accisebeamte, die eben zu Biere gehen wollten, blieben mit großer Dreistigkeit stehen, als der König fragte, warum sie sich herumtrieben und nicht auf ihren Posten wären. Sie spürten den Schleichhändlern nach, sagten sie, damit der König nicht betrogen würde, sondern hübsche plus Einnahmen in die Kasse kämen. Sie wurden nicht nur belobt, sondern erhielten auch Gehaltszulage. Einem entfliehenden französischen Tanzmeister dagegen galloppirte der König zu Pferde nach und ließ ihn aus seinem Versteck von einem Hausboden herunterholen.

---

[1]) Büsching's Beiträge zur Lebensgeschichte denkwürdiger Personen I. p. 256. Viele hierher gehörige ergötzliche Anecdoten bei Förster, F. W. I. Bd. I. p. 236 und folgende.

Da derselbe sich für einen Handelsreisenden ausgab, so mußte er für seine Lüge beim Bau der Petrikirche ein Paar Wochen lang Schutt karren.

Auf diese Weise ist erklärlich, daß die Berliner und Potsdamer fast beständig, und die übrigen Unterthanen bei der jedesmaligen Anwesenheit des Königs das Gefühl nicht loswurden, welches Schulknaben in Gegenwart eines gestrengen Lehrers ängstigt. Behaglich war das nicht.

Nach beendigter Promenade wurde wiederum eine bis anderthalb Stunden lang gearbeitet. Der König hörte Vorträge an, dictirte und schrieb, um sich alsdann seiner liebsten Erholung in dem berühmt gewordenen Tabakscollegium zu überlassen. Die Einrichtung dieser Gesellschaft ist von Faßmann und Morgenstern, welche Beide Zutritt zu derselben hatten, so ausführlich und mit solcher Uebereinstimmung beschrieben worden, daß man sich lediglich an die Berichte derselben halten muß [1]). Der König besuchte diese Zusammenkünfte mit größter Regelmäßigkeit in Berlin, Potsdam und Wusterhausen, wo in den Schlössern eigne Rauchzimmer eingerichtet waren. Stehende Mitglieder des Collegiums waren der Herzog von Dessau und Graf Seckendorf, so oft er bei Hofe anwesend war. Sonst durfte Niemand uneingeladen erscheinen, außer dem Baron Pöllnitz, welchem als Mittelsperson zwischen einem Cavalier und

---

[1]) Faßmann I. 879. Charakterzüge I. No. 9. p. 140.

einem Hofnarren der Eintritt jederzeit gestattet war. Die Zahl der Gäste schwankte gewöhnlich zwischen vier und acht Personen. Es waren Generale, Minister, auch Officiere niedern Ranges, wenn sie die Gabe besaßen, den König besonders zu unterhalten. Vor Allem mußten dieselben aber das volle Vertrauen des Monarchen genießen, so daß er sich in ihrer Gegenwart ganz ungezwungen gehen lassen und Alles frei heraussagen konnte, was er auf dem Herzen hatte. Leider besaß er viel zu wenig Menschenkenntniß, um die Auswahl demgemäß zu treffen, und Seckendorf sowohl wie Grumbkow, der meist zugegen war, berichteten als besoldete Spione jedes wichtige Wort ihres Herrn nach Wien.

Die Gesellschaft versammelte sich zwischen fünf und sechs und ging selten später als um neun Uhr Abends auseinander. Man saß auf Holzschemeln um eine lange einfache Tafel. Vor jedem Gaste lag eine kurze holländische Thonpfeife. Der Tabak, von leichter holländischer Art, stand in geflochtenen Körbchen bereit. Kupferne Pfannen mit glühendem Torf dienten zum Anzünden. Jeder hatte einen weißen steinernen Krug mit Bier und ein Glas. Dienerschaft war nie zugegen. Wer Etwas essen wollte, fand im Nebenzimmer Butterbrot und kalten Braten. Zuweilen wurde ein Fisch und Salat gegeben, welche der König in eigener Person mit großer Sauberkeit zubereitete. Den Fisch schlachtete und zerlegte er selbst und wusch während dessen sehr oft die

Hände. Bei besonders festlichen Anlässen gab es auch wohl ein Glas Ungarwein. Jeder mußte rauchen, und Niemand durfte bessern Tabak mitbringen. Wer nicht rauchen konnte, wie z. B. Seckendorf und der alte Dessauer, der mußte wenigstens eine Pfeife in den Mund nehmen, wovon sich nur der Kronprinz dispensirte. — In Wusterhausen wurde die Gesellschaft, so oft es das Wetter erlaubte, unter einem türkischen Zelte im Freien, auf einer kleinen vom Schloßteiche umgebenen Insel abgehalten, bei Regenwetter in einem Saale des neuen Schlosses.

Das Tabakscollegium hatte in der That für den König eine sehr wesentliche Bedeutung und darf nicht als eine bloße Erholung und Zerstreuung betrachtet werden. Carlyle nennt es das Tabaksparlament und hat damit so ziemlich das Richtige getroffen. Allerdings war Friedrich Wilhelm I. ein vollkommen absoluter Monarch. Gewalt über Leben und Tod jedes Unterthanen nahm er nicht blos als sein Recht in Anspruch, sondern übte dasselbe nach allen Seiten mit großer Willkür aus. Wenn er ohne Richterspruch oder nach irgend einer von ihm selbst im Jähzorn erlassenen Verordnung einen Dieb mit glühenden Zangen reißen, einem Deserteur Nase und Ohren abschneiden ließ, so fehlte es ihm niemals an bereiten Vollstreckern seiner Machtsprüche. Von den Prinzen des Hauses herab bis zum geringsten Diener des Staats, ja bis zum Bettler

auf der Straße zitterte alle Welt vor seinem Knotenstock. So stand er der ganzen Menschheit als ein Gegenstand der Furcht und des Schreckens gegenüber. Er mußte geistig und gemüthlich vereinsamen. Trotz alles geselligen Verkehrs, dem er sich hingab, und trotz der Herablassung, vermöge deren er mit Bürgern und Bauern gevatterte, war er klug genug zu wissen, das der keinen Freund haben kann, den Jedermann fürchtet.

Dringend empfand er das Bedürfniß, sich irgendwo menschlich unter seines Gleichen zu fühlen, und dazu war ihm allerdings die Möglichkeit gegeben, wenn er seine vertrautesten Officiere um sich versammelte; denn den Officieren allein schrieb er gewissermaßen einen Antheil an der hohen Majestät zu, die Gott den Königen verliehen hat. Ihre Standesehre war seine eigene. Sie allein konnten ein freies Wort ihm gegenüber wagen, und sie allein brauchten seinen Stock nicht zu fürchten. Wenn bei den vertraulichen Zusammenkünften mit ihnen beleidigende Worte fielen, wie das wohl vorkam, wenn der Wein seine Schuldigkeit gethan hatte, so betrachtete er das nicht als Majestätsverbrechen, sondern er fühlte seine Officiersehre verletzt und forderte Genugthuung mit dem Degen. Nur dadurch, daß ein anderer Officier statt seiner sich mit dem Beleidiger schlug, konnte er abgehalten werden, sich zum Zweikampf zu stellen. Damit war aber dann auch die Sache abgethan und Alles vergeben und vergessen.

Aus diesen Anschauungen sind die Gesetze hervorgegangen, welche im Tabakscollegium galten. Hier wollte er Krone und Scepter täglich auf ein Paar Stunden bei Seite legen. Wenn er in's Zimmer trat oder fortging, durfte Niemand von seinem Platze aufstehen, und als einmal kurz vor seinem Tode der Kronprinz in der Gesellschaft erschien, und die Anwesenden sich unwillkürlich von ihren Sitzen erhoben, gerieth der König in den größten Zorn. Keiner von ihnen sollte sich wieder vor ihm blicken lassen. Er drohte ihnen die Köpfe vor die Füße zu legen. Mit der größten Mühe gelang es nach einigen Tagen dem Herzoge von Dessau den schwergekränkten Monarchen zu beruhigen. Diese Gleichstellung, welche er den Genossen gewährte, ja von ihnen forderte, hatte den unschätzbaren Vortheil, daß er hier über die wichtigsten Angelegenheiten gar oft freie Meinungsäußerungen vernahm, die sonst Niemand ihm gegenüber gewagt hätte.

Nach des Königs Wunsch sollten Ernst und Scherz bei diesen Versammlungen gleichmäßig vertreten sein. Er hoffte dabei seinem Drange genügen zu können, sich über alles Nützliche auf dem Gebiete der Staats- und Volkswirthschaft zu unterrichten, und brachte fast immer die Dinge, welche er auszuführen gedachte, vorher zur Sprache, um die Meinungen seiner Lieblinge darüber zu hören. Allein diese Absicht scheiterte an der groben Unwissenheit der Officiere, welche den Stamm des

Collegiums ausmachten. Ging doch sogar die militairische Bildung derselben nicht über das Exercierreglement hinaus. Von höherer Kriegswissenschaft und Taktik verstanden sie nicht das Geringste. Der König ward bald müde, Fragen aufzuwerfen, die ihm keiner der Anwesenden beantworten konnte. Die derben Späße, mit denen man die Stunden tödten wollte, hielten nicht lange vor, und das Tabakscollegium lief Gefahr, an langer Weile zu Grunde zu gehen, als Grumbkow, der überhaupt der klügste und gebildetste von der ganzen Gesellschaft war, noch zur rechten Zeit den Mann entdeckte, dessen man bedurfte. Es mußte ein Gelehrter sein, der umfassende geschichtliche, geographische und statistische Kenntnisse besaß und, um die ausländischen Zeitungen vorlesen zu können, auch mit fremden Sprachen Bescheid wußte, dabei aber ohne eigentliches Ehrgefühl war, weil der König sich niemals dazu verstanden hätte, einen „Schmierer und Dintenkleckser" mit seinen Officieren auf gleichem Fuß zu behandeln.

Nur ein gelehrter Hofnarr konnte diesen Platz ausfüllen, und Grumbkow war so glücklich, ein solches Subject aufzufinden. Jacob Paul Gundling (geb. den 19. August 1673 zu Hersbruck in Franken, gest. den 11. April 1731 in Potsdam) wurde dem Könige vorgestellt und genügte dessen Bedürfnissen in so hohem Grade, daß er bis zum Tode sein an hohen Ehren und

tiefer Schmach so reiches Amt verwaltet hat. Dieser Mensch war ein Vielwisser von ziemlich oberflächlicher Art. Friedrich I. hatte ihn zum Professor an seiner Ritteracademie, zum Rathe bei dem Oberheroldsamte und zum königlichen Historiographen ernannt. In der letztgenannten Eigenschaft standen ihm sämmtliche Archive offen, und wirklich hat er eine Reihe von Geschichtswerken verfaßt, von denen ein Theil gedruckt ist, ein anderer noch handschriftlich aufbewahrt wird [1]).

Als beim Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's I. die Ritteracademie und das Heroldsamt cassirt wurden, gerieth Gundling in große Noth und kam soweit herunter, daß er in einem Bierkeller gegen freie Zeche die Gäste durch Vorträge über die Zeitung unterhielt. Hier entdeckte ihn Grumbkow und führte ihn in das Tabakscollegium ein. Der König fand sofort großes Behagen an dem Gelehrten, dessen Charakter ein seltsames Gemisch von Pedanterie, Eitelkeit und Geschwätzigkeit bildete. Dabei besaß er so wenig wahres Ehrgefühl, daß er sich willig zur Zielscheibe der derben, oft handgreiflichen Späße des Königs und seiner Genossen hergab. Er wurde zum Hofrath und Zeitungsreferenten

---

[1]) Ein Verzeichniß seiner Werke in dem 1795 in Berlin erschienenen Leben rc. des Freiherrn v. Gundling p. 148. Es sind geschmacklose Compilationen. Einen Theil der Urkunden, welche Gundling gesammelt, hat Buchholz in den Anhängen zu seiner Brandenburgischen Geschichte abdrucken lassen.

im Tabakscollegium ernannt und war bald seinem Herrn fast unentbehrlich. Sogar an der Mittagstafel mußte der neue Hofrath erscheinen und die Zeitungen erklären. Ging der König zu einem seiner Günstlinge zu Gast, so mußte Gundling jedesmal mit eingeladen werden. Der seltsame Mensch hätte sehr leicht großen Einfluß auf den König gewinnen können, wenn die ihm ertheilte Erlaubniß, den königlichen Wein- und Bierkeller beliebig zu benutzen, nicht zur Klippe geworden wäre, an der sein Verstand Schiffbruch litt. Er sank zum förmlichen Trunkenbolde herab, so daß der König ihn bald wie einen gewöhnlichen Hofnarren behandelte. Er benutzte ihn unter Anderem auch dazu, ihn mit allen den Titeln und Würden zu überhäufen, die er verächtlich machen wollte. So wurde Gundling 1717 zum Ober-ceremonienmeister ernannt und erhielt die prachtvolle Hofkleidung, welche sein Vorgänger, der Dichter Besser, am Hofe Friedrich's I. getragen. 1720 war er außerdem noch Geheimer Ober-Appellationsrath, Kriegs- und Hofkammerrath, Präsident der Societät der Wissenschaften, Hof- und Kammergerichtsrath und Historiograph. Durch besondere Cabinetsordre hatte er bereits 1718 mit Sitz und Stimme (wie der König das ausdrückt, cum voto cessionem) in das Generaldirectorium eingeführt werden müssen, wo er das „de partement" aller Seidenwürmer im ganzen Lande haben sollte. — Diese sämmlichen Aemter waren allerdings zum Theil

aus Hohn auf den armen Menschen gehäuft, dem dadurch der schwache Kopf vollends verdreht wurde, allein es war auch ein gutes Theil Ernst dabei. Der König brauchte ihn nämlich als Spion, um sich durch ihn über Unregelmäßigkeiten, die er bei den verschiedenen Collegien bemerken würde, unterrichten zu lassen. Gundling war aber von Natur nicht bösartig und hat eigentlich Niemandem geschadet. Präsident der Academie der Wissenschaften blieb indessen der Hofnarr in allem Ernste bis an sein Lebensende. Es ist für die Gesinnung des Königs bezeichnend, daß er keiner seiner höchsten Civilbehörden die Schmach ersparte, einen halbnärrischen Trunkenbold als Mitglied in den Sitzungen zu dulden, während es ihm doch nie einfiel, den Hofnarren zu der geringsten militairischen Charge zu ernennen, weil er es für ein Sakrilegium gehalten hätte, einem Regimente zuzumuthen, solches Subject auch nur als Fähnrich in seinen Reihen zu dulden. Auf diese Weise legte der König recht absichtlich seine Ueberzeugung dar, daß dem Soldatenstande eine ganz andere und höhere Ehre innewohne, als allen andern Menschen. Diese Ueberzeugung hat sich denn auch von Geschlecht zu Geschlecht weiter vererbt, so daß selbst heute, wo in Preußen Jedermann Soldat ist, und man die Armee nicht passender bezeichnen kann, als mit dem Ausdrucke „das Volk in Waffen,“ dennoch von oben herab ein strenger Unterschied zwischen bürgerlicher und

Soldatenehre aufrecht erhalten wird, und der Soldat, selbst wenn er ein gemeines Verbrechen begeht, der bürgerlichen Gerichtsbarkeit entzogen bleibt.

Allerdings wirft es auf das Ehrgefühl der Behörden unter Friedrich Wilhelm I. ein sehr ungünstiges Licht, daß sie nicht einstimmig gegen die Mitgliedschaft eines Menschen protestirten, welchen der König so behandelte, wie diesen Gundling. Täglich machte man ihn betrunken und maltraitirte den Unglücklichen dann auf die roheste Weise. Man legte einen schmutzigen Bären in sein Bett und schloß ihn in dieser Gesellschaft die Nacht über ein, oder der König ließ ihn an einem Winterabend in Wusterhausen auf der über den Schloßteich führenden Brücke überfallen, und an Seilen über das Geländer herabsenken, bis er mit seinem Leibe das Eis durchbrach, eine Scene, die den Monarchen dermaßen ergötzte, daß er sie wiederholt für sich malen und in Potsdam und Berlin aufhängen ließ.

Die Verhöhnung und verächtliche Behandlung des gelehrten Narren wurde endlich diesem selbst so unerträglich, daß er beschloß, sich derselben durch die Flucht zu entziehen. Es gelang ihm, nach Halle zu seinem Bruder, dem dortigen Professor Gundling zu entkommen. Der König aber, der seinen lustigen Rath nicht entbehren konnte, ließ ihn mit Gewalt zurückbringen. Da derselbe seine gute Laune verloren zu haben schien und von Neuem zu entfliehen drohte, so begab das-

ganze Tabakscollegium vom König in Person geführt, sich auf das Zimmer, welches der Narr im Schlosse bewohnte, und man brachte ihn durch große Versprechungen dahin, daß er sein altes Amt wieder antrat. Der König gab ihm nicht nur tausend Thaler Gehaltszulage, sondern erhob ihn auch in den Freiherrnstand und malte eigenhändig sein nach allen Regeln der Heraldik entworfenes lächerliches Wappen, welches ihm mit einem ebenfalls von Sr. Majestät abgefaßten und von Ilgen contrasignirten Diplom überreicht wurde. Auch den Kammerherrnschlüssel erhielt Gundling, und als man ihm diesen einst in der Trunkenheit vom Rocke geschnitten hatte, mußte er zur Strafe einen hölzernen vergoldeten ellenlangen Schlüssel bis zu seiner erfolgten Begnadigung um den Hals tragen.

Der auf diese Weise behandelte Mann hatte bei allen solchen Leiden noch Zeit und Muße gefunden, den ihm ertheilten Befehl, die Geschichte König Friedrich des Ersten zu schreiben, in so umfangreicher Weise auszuführen, daß die Handschrift fünf dicke Folianten füllte. Zu dieser Arbeit mußten ihm selbst aus den geheimen Staatsarchiven alle Urkunden gegeben werden, die er verlangte: „Sollen meinem Historiographen alles geben,“ schrieb der König unter das Gesuch. Hatte Gundling irgend eine kleinere Schrift verfaßt, die er gern gedruckt haben wollte, so mußte einer der Officiere, die

ihm im Tabakscollegium besonders arg mitgespielt hatten, die Kosten dazu hergeben.

Das bitterste Herzeleid wurde dem armen Gundling zugefügt, als der König ihm einen andern Hofgelehrten, den bekannten Faßmann, gegenüberstellte, der Spottschriften auf den neuen Freiherrn verfassen und demselben im Collegio vorlesen mußte. Darüber kam es zu einer Prügelei. Man griff als Waffen zu den auf dem Tische stehenden glühenden Torfpfannen, und Gundling wurde dabei so arg verletzt, daß er lange das Bett hüten mußte. Erst im Jahre 1731 erlöste der Tod den unglücklichen Narren von seinem verächtlichen Dasein. Aber der König trieb selbst mit der Leiche noch Spott. Schon längst hatte er für Gundling einen Sarg in Form eines Weinfasses, schwarz mit weißem Kreuz und einer höhnenden Inschrift, anfertigen und in dessen Wohnzimmer setzen lassen. In dieses Faß wurde nun wirklich der todte Oberceremonienmeister, angethan mit der prächtigen Hofkleidung und der großen Perrücke, hineingesteckt und öffentlich ausgestellt. Am nächsten Tage erfolgte die Beerdigung auf einem Dorfkirchhofe in der Nähe von Potsdam. Der König folgte begleitet von vielen Generalen und hohen Beamten dem Zuge. Die Geistlichkeit hatte sich geweigert zu kommen. Faßmann mußte eine satyrische Leichenrede halten und fungirte seitdem als Gundling's Nach-

folger. Er war indessen nicht niederträchtig genug, um die Behandlung, welcher Gundling erlegen war, lange zu ertragen. Er entlief schon im nächsten Jahre und rächte sich für die Verachtung, die ihm der König bewiesen, durch einen anonymen 1735 in Druck erschienenen Band von mehr als tausend Seiten, in welchem er unter dem Scheine tiefster Devotion und höchster Verehrung das Leben und die Thaten Friderici Wilhelmi, Königs in Preußen, mit einer in damaliger Zeit seltenen Feinheit der Ironie ausführlich erzählt. Der König ließ das Buch bei strenger Strafe verbieten. Dasselbe ist dessenungeachtet auch heute noch an vielen Orten zu finden und bildet namentlich für das Privatleben des Monarchen eine wichtige Quelle [1]).

Auf Faßmann folgte noch eine ziemlich große Zahl von Hofnarren, doch lohnt es nicht der Mühe, von den einzelnen derselben zu reden. Nur dem Herrn Jakob Salomon Morgenstern wollen wir einige Worte widmen, weil wir denselben später in Frankfurt a. d. Oder wieder treffen werden. Dieser Mensch hatte in Halle Vorlesungen gehalten und hoffte wegen seiner Schrift über russisches Staatsrecht, welche er der Kaiserin Anna zugeeignet hatte, in Moskau eine Anstellung zu erhalten.

---

[1]) Ein zweiter Band erschien nach des Königs Tode 1741. Derselbe enthält eine große Anzahl von Urkunden und Aktenstücken, von denen ein Theil sonst nirgends gedruckt ist.

Als er 1736 auf der Reise dorthin durch Berlin kam, wurde der König, der sich jedesmal die Listen der durchpassirenden Fremden vorlegen ließ, neugierig gemacht, einen Menschen zu sehen, der sich die Sr. Majestät unbekannte Bezeichnung magister legens beigelegt hatte. Faßmann war nicht lange vorher davon gegangen, und die Nachfolger desselben besaßen nicht Kenntnisse genug, um des Königs Wißbegierde zu befriedigen. Als daher Morgenstern seine Aufwartung machte und durch sein lächerlich-pedantisches Aussehen vermuthen ließ, daß er der rechte Mann wäre, den der König brauchte, so wurde ihm kurzweg befohlen in Berlin zu bleiben, und er mußte ziemlich wider Willen die Rolle des Hofgelehrten übernehmen. Er besaß viele Kenntnisse, muß aber nach seinem ganz confusen Styl zu urtheilen ein höchst unklarer Kopf gewesen sein. Die Lebensbeschreibung des Königs, welche wir von ihm besitzen [1]), enthält dessenungeachtet eine Menge sehr schätzbarer Einzelheiten und läßt erkennen, daß der Verfasser die Absicht gehabt hat, überall der Wahrheit treu zu bleiben. Morgenstern wurde zum Hofrath mit 500 Thaler Gehalt ernannt, und wie Gundling Präsident der Academie war, so erhielt der Magister die Würde eines Kanzlers

---

[1]) Dieselbe ist erst 1793 im Druck erschienen. Morgenstern ist in hohem Alter in Breslau gestorben, wo ihm seine Pension von 500 Thlrn. aus der Kämmereikasse gezahlt wurde.

der Universität Frankfurt. Der König war mit seinem neuen Gelehrten sehr zufrieden und hatte großen Respect vor der Menge von Kenntnissen, die in dessen verwirrtem Kopfe durcheinander lagen. Morgenstern scheint ein gutmüthiger Mann von anständiger Denkungsart gewesen zu sein, der sich nur gezwungen der erniedrigenden Rolle bequemte, die er übernehmen mußte. Dergleichen Personen waren das geistspendende Element im Tabakscollegium. Allerdings besaß der alte Dessauer natürlichen Mutterwitz genug, und Grumbkow und Seckendorf waren den gewöhnlichen Genossen des Königs an Bildung und weltmännischer Klugheit weit überlegen. Allein da die beiden Letztgenannten, der eine offen und der andere im Geheimen, im österreichischen Solde standen, so waren ihre Beiträge zur Unterhaltung im Ernst und Scherz allein darauf gerichtet, die Macht des preußischen Staates dem Kaiser dienstbar zu machen, dem auch der Fürst von Anhalt sich als Reichsfürst verbunden fühlte. Da sein Ehrgeiz überdies darauf gerichtet war, die Reichsfeldmarschallswürde zu erlangen, deren Verleihung hauptsächlich vom Kaiser abhing, so fehlte es durchaus an unparteiischen Männern, die mit offenem Freimuth und staatsmännischen Einsichten auch wahre Hingebung an des Königs Interesse vereinigt hätten. So konnte das, was der König von seinen ihm unentbehrlich gewordenen täglichen Gesellschaftern zu hören bekam, nur im geringen Maße

förderlich sein. Nicht ohne ein gewisses Mitleid wird man gewahr, wie der allgefürchtete Selbstherrscher, der seine Gewalt wie einen Felsen von Erz errichtet hatte, dennoch unbewußt zu allen Zeiten ein Spielball in den Händen seiner treulosen oder unfähigen Umgebungen geblieben ist, sobald er das Gebiet der hauswirthschaftlichen Verwaltung des Staates überschritt, auf dem er mit seinem graden, aber einseitigen Verstande und seiner festen Ausdauer allerdings die größten Erfolge erreichte.

Neben seinen Rauchgesellschaften war des Königs liebstes Vergnügen die Jagd. Jedes Jahr pflegte er zwei Monate, von Ende August bis Ende October, in Wusterhausen zuzubringen, um sich den verschiedenen Arten des Waidwerkes mit größtem Eifer hinzugeben. Der Aufenthalt in dem dortigen Schlosse, welches er schon als Kronprinz besessen, wird von Faßmann mit ziemlich idyllischen Farben beschrieben [1]). Das richtige stereoskopische Bild ergiebt sich, wenn man mit dem andern Auge die Schilderung betrachtet, welche die Markgräfin Wilhelmine [2]) von ihres Vaters Jagdparadies entwirft. Sie schreibt: „In Berlin hatte ich nur die Strafen des Fegefeuers zu kosten, jetzt, wo ich gezwungen war, die Königin nach Wusterhausen zu begleiten, sollte ich vierzehn Tage lang Höllenqualen ausstehn. Eine Be-

---

[1]) Faßmann I. 880. [2]) Memoires de Wilhelmine I. 322.

schreibung des berühmten Aufenthaltsortes wird der Mühe lohnen. Mit viel Arbeit und Kosten hat der König einen dürren Sandhügel aufwerfen lassen, welcher die Aussicht so beschränkt, daß man das bezauberte Schloß erst beim Hinabsteigen zu sehen bekommt. Dies sogenannte Palais ist weiter Nichts, als ein kleines Wohnhaus, dem ein alter Thurm mit einer hölzernen Wendeltreppe zur Zierde dienen soll. Dasselbe ist von einer Terrasse umgeben, und um diese ist ein Graben gezogen, dessen schwarzes, stehendes Wasser dem Styx gleicht und verpestende Dünste verbreitet. Drei Brücken führen von den drei Seiten des Hauses je nach dem Hofe, dem Garten und nach einer gegenüberstehenden Mühle. Der Hof liegt zwischen Seitengebäuden, in denen des Königs Gefolge wohnt, und ist mit einem Gitter geschlossen, auf dem zwei weiße und zwei schwarze Adler angebunden sind. Außerdem stehen zwei schwarze Bären Schildwacht, beiläufig gesagt, sehr böse Thiere, die Jedermann anfallen. In der Mitte dieses Hofes hat man mit vieler Kunst einen Springbrunnen für den Bedarf der Küche angelegt. Stufen führen zu der herrlichen Gruppe, die mit einem eisernen Gitter umgeben ist, und diesen angenehmen Platz hat sich der König ausgesucht, um Abends seine Pfeife zu rauchen. Meine Schwester und ich hatten mit unserer ganzen Dienerschaft zwei kleine Zimmer, oder besser gesagt, Dachkammern.

Man speiste auch bei dem schlechtesten Wetter im Freien unter einem Zelte, das unter einer großen Linde stand, und wenn es stark regnete, so saßen wir, weil der Boden tief lag, bis über die Knöchel im Wasser. Die Tafel war täglich für 24 Personen gedeckt, von denen aber Dreiviertel fasten mußten, denn man setzte nur sechs sehr sparsam belegte Schüsseln auf. Meine Schwester und ich waren gezwungen, den ganzen Tag in der Stube zu sitzen, weil die Königin nicht in den Garten gehen wollte, sondern mit ihren Damen Tocadille spielte. Der König blieb immer nur bis um ein Uhr bei Tische. Dann begab er sich auf die Terrasse und schlief bis halb drei in der glühendsten Sonnenhitze auf einem Lehnstuhl, während wir zu seinen Füßen lagerten. So war das angenehme Leben beschaffen, das wir an diesem reizenden Orte führten."

Für den König hatte das Leben in Wusterhausen wirklich den größten Reiz. Er besaß hier meilenweite, von schnurgraden Wegen durchschnittene Jagdgehege, wo er seiner Leidenschaft für die Parforce-Jagd so recht von Herzen genügen konnte. Einen Hirsch viele Stunden lang zu hetzen, bis das geängstete und ermattete Thier zu Boden stürzte, war eine der Rohheit jener Zeiten ganz entsprechende Unterhaltung. Die armen Jagdpferde hatten dabei kaum weniger zu leiden, als der Hirsch. Es wurden eine große Zahl solcher Jagdrenner gehalten, deren keiner aber mehr als 30 bis

40 Thaler kosten durfte, weil es schade gewesen wäre, Rosse von guter Race zu Tode zu jagen, was diesen Kleppern nur zu häufig geschah. Diese wilde Jagd paßte nicht nur zu des Königs Lust an heftiger Leibesbewegung, sondern stimmte auch mit dem nicht wegzuleugnenden grausamen Zuge in seinem Charakter.

Geduldig hörte er zwar einst die Strafrede mit an, welche der zur Jagdtafel gezogene Pastor Freylingshausen [1]) ihm deswegen hielt, indem er darauf hinwies, wie die geängstete Creatur zu Gott seufze, der solche Grausamkeit nicht ungestraft lasse, — allein es machte das weiter keinen Eindruck. Der König war dennoch nur bei guter Laune, wenn er eine glückliche Jagd gehabt hatte, nach deren Beendigung er sich daran ergötzte, wie die Stücke des zerlegten Hirsches in das Fell eingenäht den gierigen Hunden zuletzt als ihr Jagdrecht überliefert wurden.

Mit besonderer Feierlichkeit beging man zu Wusterhausen alljährlich den Jahrestag der Schlacht bei Malplaquet und das Hubertusfest. Dann wurde aus großen Gläsern herumgetrunken, die Gesundheiten mit Böllerschüssen ausgebracht, und die armen Hofnarren hatten an solchen Tagen viel zu leiden. Der König

---

[1]) Faßmann I. 886. Er war ein Schwiegersohn von August Hermann Franke in Halle und durfte als solcher sich schon Etwas herausnehmen.

wurde gewöhnlich bei Tische so lustig, daß er nach beendeter Mahlzeit mit den anwesenden Generalen und Obristen im Saale herumtanzte, wobei keine Damen zugegen sein durften.

Auch die Reiherbeitze gehörte zu des Königs Lieblingsunterhaltungen. Es war das eine Falkenjagd. Die aus Holland verschriebenen Falkoniere erschienen mit ihren abgerichteten Jagdvögeln. Diese stiegen, wenn ein Reiher sich sehen ließ, in die Luft, bis sie weit über dem geängsteten edlen Wilde schwebten und auf dasselbe herniederstürzten. Kam der Reiher zur Erde, so legte der König ihm einen kupfernen Ring um den Hals und ließ ihn dann wieder fliegen. Oft wurden 4 bis 5 Reiher an einem Tage gebeitzt. Bei dieser Unterhaltung mußte die Königin und die Prinzessinnen zuweilen als Zuschauerinnen erscheinen. Man zündete ein Feuer an und speiste im Freien.

Die Saujagden, ein für die Jäger oft halsbrechendes Vergnügen, wurden nicht blos in Wusterhausen, sondern an vielen andern Orten abgehalten, die der König auf seinen Revuereisen berührte, und wo er große Saugärten unterhielt. Im Jahre 1733 hatte man nach der Meldung des Oberforstmeisters Bock zu Stettin allein in den dortigen Revieren 1084 Wildschweine erlegt, woraus sich eine Vorstellung von der Ausdehnung ergiebt, welche diese Jagdart im ganzen Lande erlangte. Ueber das von dem Könige zu Wuster-

hausen höchst eigenhändig erlegte Wild existiren genaue Tabellen für die Zeit von 1717 bis 1738 [1]). Danach haben Sr. Majestät daselbst geschossen: 25,066 Rebhühner, 1455 Fasanen und 1145 Hasen. Das Federwildpret, soweit dasselbe nicht in der königlichen Küche verbraucht wurde, gehörte, nach einem zwischen ihr und ihrem Gemahle abgeschlossenen Contracte, der Königin, welche dasselbe verkaufen ließ und von dem Erlöse das Pulver und Blei zu den königlichen Jagden zu liefern, den Ueberrest aber für das Leinenzeug und die Garderobe der königlichen Kinder zu verwenden hatte.

Die Wildschweine wurden zu einem kleinen Theile verschenkt, die Hauptzahl derselben aber erhielt die Kämmerei der dem Jagdgebiet zunächst liegenden Stadt [2]), welche dieselben nach einer Taxe bezahlen und unter die Bürger vertheilen mußte, denen dann das Fleisch derselben ungefähr so theuer kam, wie das Rindfleisch nach dem jedesmaligen Marktpreise.

Ganz besonders aber ergötzte es den König, die Juden zu ärgern, indem er sie zwang, die Schweine zu kaufen, die er vor ihren Thüren abladen ließ. Alles Protestiren gegen die unreinen ungebetenen Gäste half

---

[1]) Königs Berlin IV. 2. p. 74.

[2]) Das ist aus der oft angeführten Bernauer Chronik ersichtlich. Der Bürgermeister bekam vier, der Apotheker drei Schweine u. s. w. Das Pfund kostete 1 Sgr. 3 Pf.

Nichts. Sie verschenkten dieselben gewöhnlich an die Armen oder an die Hospitäler.

Durch wie strenge und grausame Gesetze in den vergangenen Jahrhunderten das Jagdvergnügen der Regenten geschützt war, haben wir bereits bei Erwähnung dieser Zustände unter dem großen Kurfürsten gesehen. König Friedrich Wilhelm war gegen die Wilddiebe um Nichts nachsichtiger als sein Großvater, ja er verfuhr in einzelnen Fällen mit weit größerer Willkür.

Durch Gesetz vom 9. Januar 1728 [1]) verordnete er, daß alle Wilddiebe, sobald sie, was durch einen kurzen Prozeß geschehen muß, überführt sind, ohne Gnade mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht werden sollen. Und eine gleiche Strafe, heißt es sodann, haben auch diejenigen zu erwarten, welche in unseren Gehegen auch nur als Wilddiebe mit Büchsen oder Flinten und dabei habendem Wildpret angetroffen werden, denen zu keiner Entschuldigung das Vorgeben dienen soll, daß sie das Wildpret gefunden, sondern sie sollen dieses Einwandes ungehindert aufgehangen werden [2]). Ein Jägerbursche, der ein vom Könige angeschossenes und

---

[1]) Mylius II. III. No. 57.

[2]) Außer der Criminalstrafe mußte auch für jedes unbefugter Weise geschossene Stück Wild eine hohe Geldstrafe erlegt werden, und zwar für einen Hirsch oder ein Wildschwein 500 Thlr., für ein Rebhuhn 150 Thlr., für einen Hasen 50 Thlr. ꝛc. Jagdverordnung von 1720. Mylius IV. I. 2. No. 104.

dann verendetes Rebhuhn gefunden und verkauft hatte, mußte sechs Jahre in Eisen karren. Die Rebhühner genossen besonderen Schutzes, weil sie gewissermaßen Regal der Königin waren, welche das Stück sich mit einem halben Thaler bezahlen ließ. Dieser Preis war nicht nur in Betracht des damaligen Geldwerthes übermäßig hoch, sondern stand auch mit der Wildtaxe der Jagdordnung von 1720 in keinem Verhältniß, da z. B. eine Schnepfe nur mit 4 Groschen angesetzt war. Außerdem verstand der König auch das Holz in seinen Forsten stets in gutem Preise zu erhalten, indem bei schwerer Strafe kein Gutsbesitzer sein Holz unter dem fiscalischen Taxpreise verkaufen durfte. Wie sehr diese Jagdgesetzgebung und der übermäßige Wildstand die Landescultur beeinträchtigen mußte, ist klar. Aber die beiden Hauptpassionen des Königs, das Militair und die Jagd, waren stärker als seine gesunde staatswirthschaftliche Vernunft.

Wie er Millionen für lange Kerle in's Ausland schickte, trotz seiner Ueberzeugung, daß der „lapis filosoforum“ darin zu suchen sei, daß das Geld im Lande bleibe, ebenso ließ er die Felder der Bauern durch seine Wildschweine zerwühlen und verbot bei schwerer Strafe, die der Forstcultur so gefährlichen Biber zu tödten. Dagegen waren Preise auf Ausrottung der Raubthiere gesetzt, welche dem Wilde Schaden thun konnten. Gegen die wachsende Zahl der Wölfe wurde ein förmlicher

Kreuzzug gepredigt. Ein von Friedrich I. 1688 erlassenes Edikt schärfte er von Neuem ein, nach welchem die gesammte Einwohnerschaft der Städte und Dörfer sich bei den Wolfsjagden einzufinden hatte. Nur Geistliche, Beamte, schwangere Frauen, Wehmütter und der Stadtphysikus waren befreit [1]).

Machte auf solche Art der wirthliche Friedrich Wilhelm sein Jagdvergnügen zu einer sehr ergiebigen Einnahmequelle, so war er bei den sonstigen Ergötzlichkeiten, die er sich gestattete, darauf bedacht, die Kosten derselben möglichst einzuschränken. Statt prachtvolle Hoffeste während des Winters zu veranstalten, richtete er unter den reichsten Adligen in Berlin eine Art von Kränzchen ein, welches bei denselben der Reihe nach umging. Der König besuchte dieselben mit seiner Familie selbst, hatte dort gewöhnlich sein Rauchzimmer und sah dem Spiel und Tanzen zu, wobei er strenge auf Ordnung hielt und namentlich Acht gab, ob die anwesenden Damen nicht etwa durch Coquetterie und Liebeleien den königlichen Prinzessinnen Aergerniß und Anstoß gaben. Im Jahre 1733 wurden diese Gesellschaften in ein gemeinschaftliches Local verlegt. Der König räumte dazu einige Säle des Fürstenhauses ein, wo jetzt das Werder'sche Gymnasium sich befindet, und übertrug die Leitung dem sogenannten „Starken Mann," dem

---

[1]) Edict vom 3. Febr. 1708. Mylius IV. I. 2. No. 74.

Jongleur und Schauspielunternehmer von Eggenberg. — Die merkwürdige deshalb erlassene Ordre vom 7. Januar 1733 lautet [1]):

„Demnach Sr. Majestät in Gnaden wollen, daß die Assembleen wieder ihren Anfang nehmen sollen, Sie aber bei denen hiebevor gehaltenen Assembleen wahrgenommen, daß viele in ihren Häusern den erforderlichen Raum nicht gehabt, es ihnen überdem auch viele Incommodité verursacht, und an ihre Meubles Verlust erlitten, als haben Sr. Maj. resolviret, daß der sogenannte starke Mann, Karl von Eggenberg, Entrepreneur der Assembleen sein, und zu dem Ende solche in dem Fürstenhause wöchentlich zweimal, Dienstag und Freitag halten, wozu er Holz, Licht, Spieltische und zwei Chor Hautbois fourniren, dahingegen ihm diejenigen, welche in nachstehender Liste Assemblee gehalten (folgen 24 Namen von Gesandten, Generalen und hohen Beamten) dreißig Thaler geben, und davon den ganzen Winter über frei hingehen, und dabei Caffee, Thee, Chocolade und Limonade umsonst haben, diejenigen aber, so unter der Liste nicht begriffen, vor der Entrée acht Groschen, Caffee, Thee, Chokolade und Limonade apart, und die so spielen sechzehn Groschen Chartengeld bezahlen, die Capitains und Subaltern-Officiers aber von allem diesen befreit sein sollen. Friedrich Wilhelm.

---

1) Förster F. W. Bd. I. p. 211.

Da Eggenberg nicht ordentlich wirthschaftete, so wurden die Assembleen später wieder, wie Anfangs, Reihe um gehalten. Im königlichen Schlosse veranstaltete der König nur bei ganz absonderlichen Gelegenheiten eigentliche Hoffeste. Wenn auswärtige Fürstlichkeiten zum Besuch kamen, oder Verlobungen und Hochzeiten in der Familie gefeiert wurden, dann strahlten die unvergleichlich schönen Räume des Palastes in hellem Glanze, und fremde Reisende waren erstaunt über die solide Pracht, die sie hier erblickten. Denn die verschwenderisch reiche Einrichtung, welche Friedrich I. in den nach Schlüter's Angaben auf's Geschmackvollste verzierten Gemächern beschafft hatte, war durch die Vorliebe, welche der sonst so sparsame Friedrich Wilhelm für schweres Silberzeug hatte, noch stattlicher geworden. Da es fast die angelegentlichste Sorge des Monarchen ausmachte, eine mit baarem Gelde gefüllte Schatzkammer zu haben (den papiernen Reichthum unserer Tage kannte man noch nicht), so glaubte er mit Recht, keine Verschwendung zu begehen, wenn er einen nicht unbeträchtlichen Theil des angehäuften Silbers in schöne Formen umgießen ließ, wobei nur das verhältnißmäßig nicht beträchtliche Arbeitslohn der Gold- und Silberschmiede verloren ging, während anderseits der Vortheil erzielt wurde, daß er den Nachkommen ein nicht so leicht angreifbares Kapital hinterlassen konnte. In dem weißen und dem Rittersaale des Berliner Schlosses standen bereits

zwei große Schenktische, auf welchen die Prachtgefäße aus den Zeiten der Kurfürsten paradirten. Der König bereicherte dieselben durch viele schwere silberne Humpen und Schalen. Außerdem ließ er in den weltbekannten Augsburger Fabriken Bestellungen machen und setzte auch die Berliner Goldschmiede, ganz besonders aber den damals berühmten Lieberkühn in Thätigkeit. Zehn silberne Kronleuchter, jeder für 6000 Thaler, zwanzig Girandolen, jede für 3000 Thaler, wurden angeschafft, massive silberne Tischgestelle und Spiegelrahmen in Berlin und Potsdam angebracht, vor Allem aber das große Musikchor im weißen Saale, welches über 3600 Pfund wog und mit dem Arbeitslohn für 94,812 Thaler an Lieberkühn verdungen war.

Der Ruf vergrößerte natürlich die Zahl und den Werth dieser Prachtstücke, und man verglich die Schlösser zu Berlin und Potsdam mit den Palästen des Pharasmanes und des Darius [1]). Die Königin erhielt von ihrem Gemahl viele Stücke aus massivem Golde in ihr Wohnzimmer, und auch die königlichen Kinder, die sonst, wie Morgenstern versichert, fast niemals von ihrem Vater beschenkt wurden, bekamen zu Weihnachten gewöhnlich Beiträge zu einem silbernen Tafelgeschirr.

---

[1]) Königs Berlin IV. I. p. 169. 2. p. 106.

Als der König von Polen den Besuch erwiederte, welchen Friedrich Wilhelm in Dresden abgestattet hatte, paradirten bei den ihm gegebenen Festen diese Herrlichkeiten, während die Bewirthung so sparsam eingerichtet werden mußte, als es ohne Verletzung des Anstandes geschehen konnte. Für die Reise des Czaren Peter, der auf dem Wege nach Holland fast das ganze preußische Gebiet von Königsberg bis Wesel mit seinem Gefolge durchzog, in dessen Mitte er selbst in halbem Incognito sich befand, hatte der König alles in allem sechstausend Thaler bewilligt, mit dem Zusatze: „Man soll aber ein großes Aufheben davon machen, als wenn es wenigstens 40,000 Thaler wären.“ Von diesen 6000 Thalern wurde kaum die Hälfte verbraucht, dessenungeachtet befahl der König auf's Genaueste, wie diese Summe durch verdoppelte Einschränkung der königlichen, ohnehin sehr knappen Haushaltung wieder eingebracht werden müßte.

Unter die Vergnügungen des Monarchen gehörte außer den bereits erwähnten Dingen auch die Musik und das Theater. Die von seinem Vater besoldete zahlreiche Kapelle verabschiedete er bei der Thronbesteigung und behielt nur den Kapellmeister Pepüsch bei, der aus Regimentsmusikern sich eine neue Kapelle bilden mußte. Die Mitglieder derselben erhielten nur eine geringe Zulage zu ihrem Tractament, so daß für die Musik nicht

viel Geld ausgegeben wurde. Es wird berichtet, daß dem Könige die Händel'schen Opern besonders gefielen. Er habe sich dieselben, für Blaseinstrumente arrangirt, des Nachmittags ganz allein vorspielen lassen, sei aber oft dabei eingeschlafen, wo dann die Musiker die Stücke, die ihm dadurch entgangen, wiederholen mußten. Diese Hautboisten, welche bei großen Gelegenheiten in Mohrenhabit gesteckt wurden, spielten auch in den vierundzwanzig Assembleen zum Tanze auf. In ähnlich ökonomischer Weise wurde nach Beseitigung der italienischen Oper Friedrich des Ersten für das Theater gesorgt. Im Anfang seiner Regierung war der König gegen alles Comödiantenwesen sehr eingenommen und erließ mehrfache Verordnungen, in welchen die Schauspieler mit den Seiltänzern, Gauklern und Zahnbrechern auf dieselbe Stufe gestellt und ihnen verboten ward, auf den Jahrmärkten ihre Künste zu zeigen. Im Jahre 1717 lernte er aber den oben erwähnten starken Mann Eggenberg kennen, an dem er großes Gefallen fand und ihm nicht nur das Arrangement der Assembleen übertrug, sondern demselben auch gestattete, überall seine Kraftstücke und Seiltänzerkünste sehen zu lassen und Comödien aufzuführen, dergestalt jedoch, daß er dabei keine gottlose, sündliche, ärgerliche und unehrbare oder dem Christenthum nachtheilige Dinge, sondern lauter innocente Sachen, wodurch die Leute ein honet-

tes Amusement haben, spielen sollte. Er wurde zugleich zum königlich preußischen Hofcomödianten ernannt und eröffnete alsbald eine Schaubühne auf dem königlichen Stallplatz. Da die Einnahme nicht reichte, um die Kosten zu decken, so nahm der König die ganze aus sieben Personen bestehende Truppe in Sold. Sie erhielten zusammen monatlich 148 Thlr. 18 Sgr. 8 Pf., wofür sie Dienstags und Donnerstags in Berlin und Potsdam vor dem Hofe spielen mußten. Um ihnen zu einer größern Einnahme zu verhelfen, befahl der König, daß bei namhafter Strafe alle zu Berlin befindlichen Collegien der Beamten Comödienbillets lösen und täglich einige ihrer Mitglieder nach der Reihe als Deputirte in's Schauspiel schicken sollten.

Im Jahre 1734 kam eine Bande von Marionettenspielern nach Berlin, deren Aufführungen bei der Geistlichkeit Anstoß erregten. Der König beauftragte den Hofprediger Rolof, sich die Stücke anzusehen und darüber zu berichten. Der ehrwürdige Herr lehnte das aber als mit seiner Würde unverträglich ab, und es wurde statt seiner ein Candidatus Theologiä in's Theater geschickt. Der König war selbst zugegen. Als er bemerkte, daß der Candidat seine Schreibtafel herauszog, um eine unpassende Aeußerung der Schauspieler zu notiren, stand er auf, verließ den Saal, und die Truppe erhielt noch am selbigen Abend die Weisung,

binnen vierundzwanzig Stunden die Stadt zu verlassen und nie wieder zu kommen [1]).

Ueber die von ihm selber bezahlten Hofcomödianten hatte der König dem General Dönhof die Aufsicht übertragen, wie er ja überhaupt die Officiere für befähigt hielt, jede Art von Geschäften zu besorgen. Dönhof hatte genug zu thun, um die liederlichen Mitglieder der Truppe in Ordnung zu halten. Ueber die größten Kleinigkeiten mußte er dem König Rapport abstatten, und seine Berichte, die er mit möglichster Ersparung von Zeit, Raum und Papier abfaßte, bilden ein wunderliches Gemisch von militairischen und theatralischen Angelegenheiten. z. B. der starke Mann hatte sich zusammt seiner Frau betrunken und, ohne Sr. Majestät Genehmigung vorher einzuholen, zwei der besten Acteurs, den Harlequin und den Zahnarzt verabschiedet, wobei Dönhof gleichzeitig anfragte, ob der zum Tode verurtheilte katholische Deserteur, der erklärt habe, reformirt werden zu wollen, nicht bis zu seiner erfolgten Bekehrung am Leben bleiben dürfe, zumal die Marterwoche herannahe. Der König schrieb unter solche Berichte summarisch: „Soll vor dem Fest hangen. Soll Dönhoff sammt Harlequin herkommen.“

---

[1]) Förster, Fr. W. Bd. I. p. 316. Aus dem handschriftlichen Tagebuch jenes Candidaten, des nachmaligen Pastors Kühze an der Nicolaikirche zu Berlin.

Es wurde eben Alles vom Größten bis zum Klein-
sten kurz und bündig abgemacht, und der König regierte
sein Vergnügungs-Departement mit derselben unum-
schränkten Alleinherrschaft wie den gesammten preußi-
schen Staat.

Zwölftes Kapitel.

Innere Angelegenheiten des Staates.
Rechtspflege und Polizei.

Nachdem wir so die persönlichen Eigenthümlichkei-
ten des Monarchen kennen gelernt haben, wird es klar
werden, wie dieser naturwüchsige Herrscher es verstanden
hat, den Grund zu all' den Eigenthümlichkeiten zu legen,
durch welche Preußen sich wesentlich von andern Län-
dern unterscheidet, so daß gar viele von den Vorzügen
sowohl als von den Mängeln des eigenthümlichen preu-
ßischen Volkscharakters aus dem Samen emporge-
wachsen sind, welchen unsere Voreltern auf des gewalt-
sam durchgreifenden Königs Geheiß unter großen
Schmerzen, Aufopferungen und Entbehrungen in den
Boden senken mußten.

Wenn wir von den inneren Angelegenheiten des
Staates uns zuerst zur Betrachtung der Rechtspflege

wenden, so dürfen wir nicht vergessen, daß in jenen Zeiten das Rechtsbewußtsein bei den Völkern in vieler Beziehung ebensowenig entwickelt war, als bei den Fürsten. Auf Friedrich Wilhelm I. hat das in so vollem Maße Anwendung, daß man kaum weiß, ob die Gerechtigkeitsliebe, die er sich selbst mit innigster Ueberzeugung zuschrieb, unter seine Vorzüge oder unter seine Fehler zu rechnen ist.

Daß Gerechtigkeit gleichbedeutend sei mit der Herrschaft des Gesetzes, vor welchem kein Ansehen der Person gilt, war freilich ein aus dem Alterthum überlieferter Satz, der in Aller Munde lebte. Man bildete viel öfter als heut zu Tage die Themis mit verbundenen Augen ab, Schwert und Wage in den Händen haltend. Allein der wahre Sinn dieses Symbols war abhanden gekommen. Erst am Schlusse des Jahrhunderts wurde das Wort „Menschenrechte" mit Bewußtsein ausgesprochen, und noch ein halbes Jahrhundert nach der Zeit, von der wir reden, konnte Friedrich der Große unmuthig ausrufen, daß er über Sclaven herrsche und solcher Herrschaft müde sei [1]).

Waren auch die Unterthanen Friedrich Wilhelm's des Ersten nicht Sclaven im strengsten Sinne des Wortes,

---

[1]) Daß der König wirklich diese Worte gesprochen, ist nicht nachweisbar. Die innere Wahrheit derselben aber kann nicht geleugnet werden.

so wurden die Einzelnen doch, so oft es dem Könige beliebte, wie Sclaven behandelt. Wenn er von August dem Starken eine Schwadron Dragoner gegen einige große japanesische Porzellanvasen eintauschte oder der Kaiserin von Rußland für eine Anzahl langer Rekruten eine Schaar von Eisenarbeitern aus seinen Staaten zum Gegengeschenk machte, die er mit Gewalt durch Soldaten aufheben und nach Rußland transportiren ließ [1]), so war das Sclavenhandel in aller Form, und wir hören auch nicht, daß etwa ein Schrei der Empörung über solche Vorgänge im Lande ertönt wäre. Denn der König war oberster Herr und oberster Richter über seine Unterthanen, die ihm stummen Gehorsam schuldeten, nach Gottes Wort, wie es allsonntäglich von den Kanzeln verkündet wurde. Das oberste Richteramt der Könige wurde so aufgefaßt, daß die Monarchen berufen wären, die Streitigkeiten der Unterthanen nach ihrer eigenen, von Gott stammenden höheren Weisheit zu entscheiden, und nur weil bei der Ausdehnung der Länder die Kräfte eines Einzelnen nicht ausreichten, stellte er Richter an, welche in seinem Staate nach den von ihm gegebenen oder gebilligten Gesetzen Recht zu sprechen hatten. Zwar gestattete man willkürliche Eingriffe der Fürsten in Privat- und Eigenthumsrechte der

---

[1]) Förster, Fr. W. Bd. II. p. 299. Die Kaiserin legte mit Hilfe dieser Leute die berühmte Fabrik in Tula an.

Unterthanen nur ausnahmsweise, nämlich da, wo der persönliche Vortheil des Fürsten in's Spiel kam, allein ein Mann wie Friedrich Wilhelm hielt sich auch durch diese Grenze nicht gebunden, wenn seine Leidenschaften ihn beherrschten. Und giebt nicht noch lange nachher die bekannte Geschichte vom Müller von Sanssouci den besten Belag dafür, wie sehr man einen Fürsten bewunderte, der den Unterthanen gestattete, durch Anrufung der Gerichte ihr Eigenthum gegen die Launen des Herrschers zu schützen!

Eine solche, wenn auch nur schwache Schranke der Willkür bestand aber in Strafsachen zur Zeit Friedrich Wilhelm's durchaus nicht. Daß ein Mensch wie Faßmann des Königs unbeschränktes Recht über Leben und Tod und seine Machtvollkommenheit, Strafen zu mildern und zu schärfen, ohne weiteres anpreist, ist nicht zu verwundern. Aber auch der Verfasser der Charakterzüge, welche unter Friedrich's II. Regierung geschrieben sind, vertritt die gleiche Ansicht, und der König verfuhr auf diesem Gebiete vollkommen despotisch. Von tiefem Mißtrauen gegen Alles erfüllt, was Jurist hieß, meinte er, daß jeder Verbrecher den Richter bestochen habe, um ein mildes Urtheil zu erlangen. Er verschärfte deshalb fast jedes Criminalurtheil, welches ihm zur Bestätigung vorgelegt wurde, und zwar in bestem Glauben, denn er hatte, wenn weder Eigennutz noch Rache ihn beeinflußten, den festen Willen Gerechtigkeit zu üben.

„Die schlimme Justiz," schrieb er schon am 10. März 1710 an den Minister Katsch, „schreit gen Himmel, und wenn ich's nicht remedire, so lade ich selbst die Verantwortlichkeit auf mich!" Der König machte während seiner ganzen Regierung vielfache Versuche, die Gesetzgebung und das Proceßverfahren zu verbessern, ohne sonderlichen Erfolg zu erzielen. Einmal war die Trennung der Rechtssprechung von der Verwaltung noch nicht durchgeführt, ganz besonders aber fehlte es an tüchtigen, ausreichend besoldeten Richtern. Beim Kammergericht z. B. waren überhaupt unter zweiundzwanzig Richtern nur sechs besoldete [1]), die übrigen dienten theils in Erwartung ihrer Beförderung, theils hatten sie sogar ihre Stellen erkauft und waren auf Gerichtssporteln angewiesen, eine Verführung zur Bestechlichkeit und zur Rechtsverschleppung, denen gar viele unterlagen. Der König seinerseits trug auch nicht dazu bei, den Richterstand in seiner eigenen Achtung und in den Augen des Publikums zu heben, vielmehr äußerte er bei jeder Gelegenheit die größte Geringschätzung gegen das Schreibervolk, zu dem er vor Allen die Advokaten und Juristen zählte. Als ihm einst von einflußreicher Seite ein junger Adlicher zur Anstellung empfohlen war, so befahl er zu prüfen, ob er „Kopp" habe, dann

---

1) Charakterzüge VI. 82. 96. Der Verfasser war selbst Richter und kannte die Sachen aus eigener Erfahrung.

soll man ihn bei dem Generaldirectorium beschäftigen, ist er aber ein dummer Teufel, so soll er clevischer Regierungs- (d. h. Obergerichts-) Rath werden.

Unter solchen Umständen konnten die trefflichen allgemeinen Ideen, die theils aus des Königs gesundem Verstande hervorgingen, theils besonders von dem schon unter dieser Regierung hochgestellten Cocceji herrührten, nur geringe praktische Wirkung haben. Der König faßte sogar einmal den Plan, ein allgemeines Gesetzbuch für seine Staaten in deutscher Sprache verfassen zu lassen, und erließ deshalb eine äußerst klare und vernünftige Ordre an die Juristenfacultät in Halle [1]). Er hoffte auf diese Weise den Rabulistereien der Ausleger des römischen Rechts ein Ende zu machen. Die lange Dauer und die Kostspieligkeit der Processe fiel nach seiner Meinung lediglich den Advokaten zur Last, die ihm, wegen der vielen fiscalischen Processe, die verloren gingen, auf's Tiefste verhaßt waren. Er wollte ihre Zahl beschränken, womöglich den ganzen Stand beseitigen, den er durch eine lächerliche Amtstracht verächtlich machte, ohne welche kein Advokat sich auf der Straße zeigen durfte.

Dem obersten Gesichtspunkt seiner ganzen Regierung, welche darauf ausging, den preußischen Staat

---

[1]) Die Ordre ist augenscheinlich von Cocceji mit verfaßt. Abgedruckt in Reischer und Wilda's Zeitschrift VI. 88.

nicht nur dem Auslande, sondern auch dem Reiche gegenüber unabhängig hinzustellen, entsprechen die Bemühungen, seine Gerichte von dem Einfluß der Reichsgerichte frei zu machen und die Berufungen an dieselben zu erschweren oder gar zu verbieten. Doch mußte er sich zuletzt überzeugen lassen, daß ein solches Verfahren den Reichsgesetzen widerspräche und bei der Eifersucht des Kaisers nicht durchzuführen wäre. Vom Anfang bis zum Ende seiner Regierung ward er nicht müde, verbesserte Ordnungen für alle Theile der Rechtsverwaltung zu erlassen. Allein die Zeit war für gründliche gesetzgeberische Arbeiten noch nicht reif. So hatten sich z. B. auf dem Gebiete des Strafrechts schon längst erhebliche Bedenken gegen die Rechtmäßigkeit der Folter, der Hexen- und Zauberprocesse und ähnlicher Dinge im Publikum verbreitet, und der König neigte auf die verständigere Seite. Aber er gerieth dennoch in einzelnen Fällen mit sich selbst in Widerspruch, denn obgleich er z. B. bereits 1714 alle Hexenverfolgungen verbieten und die Pfähle, an denen man die Hexen verbrannte, wegschaffen ließ, so verordnete er doch gleichzeitig, daß Tortur- und Todesstrafe in Hexenprocessen nur mit seiner Genehmigung vollstreckt werden sollte. Dergleichen wurde also ausnahmsweise auch ferner gestattet, wie unter andern noch 1738 ein Mädchen wegen Bündnisses mit dem Teufel lebenslang in's Spinnhaus kam.

Weil man wußte, daß der König in seinem Eifer

für das, was er Gerechtigkeit nannte, und aus wirklichem Abscheu vor dem Verbrechen fast jedes ihm vorgelegte Criminalurtheil verschärfte, so milderte man die Strafen so viel wie möglich, doch erreichte man dadurch Nichts, weil der König nun um so mißtrauischer wurde. Mit besonderer Strenge hielt er darauf, daß den Worten der Bibel gemäß jede Blutschuld mit dem Leben gesühnt würde. Da galten keine Milderungsgründe. Ein Obrist, der das Unglück gehabt hatte, seinen Bruder im Duell zu tödten, mußte sterben. Seine rührenden Bitten um Begnadigung, welche er in Form eines Psalms dem Könige vortrug, beantwortete dieser mit grausamem Humor ebenfalls in Versen:

Brudermord und Blutvergießen
Muß man mit dem Tode büßen.

Eben so unerbittlich war er gegen Beleidiger der königlichen Majestät, deren Unantastbarkeit er gleichfalls aus der heiligen Schrift herleitete, und dieselbe Heiligkeit sollte auch dem königlichen Eigenthume und den Staatskassen zu Gute kommen, denn ein Kassenverbrechen betrachtete er nicht blos als Diebstahl, sondern sah darin zugleich Majestätsbeleidigung und ein Antasten der festen finanziellen Grundlage des ganzen Staates. War kein vollständiger Ersatz des Schadens zu erlangen, so wurden die untreuen Verwalter ohne Weiteres aufgehängt und ihren Familien das letzte Stück Bett abgepfändet. Als der Justizminister einst für die unglückliche Wittwe eines

solchen Verbrechers um Nachsicht bat, schrieb der König an den Rand: „Sollen nicht einen Pfifferling erlassen, sollen Alles wegnehmen, was übrig ist." Den Domainenrath von Schlubhut, welcher einen Theil der Salzburger Emigrantengelder unterschlagen hatte, ließ der König vor sich kommen und drohte ihm mit dem Galgen. Als Schubhut es wagte, sich auf seine Adelsprivilegien zu berufen, und Ersatz anbot, rief der König: „Ich will Dein schelmisches Geld nicht haben!" und ließ ihn an einem eigens vor den Fenstern der Domainenkammer errichteten Galgen aufknüpfen. Ein königlicher Bedienter, der im Schlosse gestohlen hatte, wurde auf ausdrücklichen Befehl des Königs stundenlang in kannibalischer Weise gemartert, auf dem Wege durch die Stadt mit glühenden Zangen gerissen und dann gerädert. Frau und Kinder des Unglücklichen mußten der Execution zusehen! „Ich bin ja sonst in meinem eignen Hause nicht mehr sicher!"[1]) Unter denselben Gesichtspunkt sind auch die Strafschärfungen gegen Wilddiebe zu bringen, die der König mehr als einmal gegen den Ausspruch der Gerichte zu hängen befahl. Ein junger Mensch, der ein Paar Rebhühner gestohlen hatte, erhielt

[1]) Der 7. Band der Charakterzüge enthält viele dergleichen Fälle. Daß der König übrigens in Bezug auf den letzterwähnten Vorfall nachher Reue empfand, geht daraus hervor, daß er die Kinder des zu Tode Gemarterten auf seine Kosten erziehen ließ.

sechs Jahre Strafarbeit in Eisen. Gegen des Königs Strafschärfungen durfte kein Gericht Einwendungen machen, und wenn auch bei Friedrich Wilhelm's unbändigem Jähzorn es nicht allzu selten geschah, daß ein Unschuldiger leiden mußte, so waren die Richter doch viel zu sehr eingeschüchtert, als daß sie Widerstand gewagt hätten. Sie waren außerdem von dem unbeschränkten Rechte des Fürsten über Leben und Tod seiner Unterthanen ebenso überzeugt, wie Jedermann sonst. Hatte der Herr sich übereilt, so mochte er selbst es verantworten. Man betrachtete die Hinrichtung eines Unschuldigen so ziemlich mit denselben Augen, wie man jetzt den Tod eines Kranken ansieht, welcher durch falsche Behandlung seines Arztes das Leben verlor [1]). Daß der König seinen Umgebungen durch Stockprügel

---

[1]) Die Charakterzüge, deren Verfasser selbst Richter unter Fr. Wilhelm I. war, geben ein deutliches Bild davon, wie etwaige Gewissensscrupel der Behörden vor der Furcht nicht aufkommen konnten, welche des Königs Befehle einflößten. — Bei einem Tumult der Bauleute an der Petrikirche hatte der König geschrieben: „Man soll den Rädel früher aufhängen, als ich morgen nach Berlin komme." Da unter den Leuten Niemand Rädel hieß, war man im Begriff, einen ganz unschuldigen Unterofficier Rädel zu hängen, als zufällig ein Secretair des Königs von der Sache hörte und entzifferte, daß der König „Rädelsführer" gemeint hätte. Man nahm nun in der Eile Einen, der rothe Haare hatte und deshalb verdächtig war, und hängte ihn auf.

und Fußtritte sein Mißfallen zu erkennen gab, wußte Jedermann, und es schien nur eine weitere Ausdehnung des königlichen Züchtigungsrechts, wenn er mit Galgen und Rad gegen Diejenigen verfuhr, die sein Arm nicht unmittelbar erreichen konnte.

Dem Könige war es Gewissenssache, daß kein Verbrechen in seinen Landen straflos bliebe. Deshalb dehnte er das Spionirwesen, welches er, wie wir sahen, zur Beaufsichtigung der Beamten in Gang gebracht hatte, durch das Organ der Fiscale über alle Unterthanen aus. Der Generalfiscal hatte seinen Sitz in Berlin, und seine Unterbeamten, die Hoffiscale, übten das Späher= und Denunciantenamt in den Provinzen aus. Diejenigen, welche nicht häufig genug Anklagen vorbrachten, wurden als faul und nachlässig bestraft oder weggejagt, so daß sie alles Mögliche hervorsuchten, um Stoff für ihre Anschuldigungen zu finden. Alle Welt war voll Furcht und Schrecken. Das erreichte die größte Höhe, als der König 1731 einen gewissen Wagner, welcher den preußischen Werbern in die Hände gefallen war, als einen besonders pfiffigen Menschen kennen gelernt hatte, und vom gemeinen Reiter plötzlich zum Generalfiscal erhob. Niemand bis zu den höchsten Beamten herauf blieb vor den frechen Anklagen dieses Menschen sicher, der zum Glück nicht lange nach seiner Ernennung starb. Sein Nachfolger war der Geheime Justizrath Gerbett, welcher zwar weniger willkürlich ge=

wirthschaftet zu haben scheint, indessen ebenfalls seinen Diensteifer durch fortwährende Denunciationen bekunden mußte, wenn er des Königs Gnade nicht verscherzen wollte.

Die Strafschärfungen blieben nach wie vor das Gewöhnliche, und besonders hatten Diebe keine Gnade zu hoffen. Immer neue und verschärfte Gesetze erließ der König gegen dieselben. Hausdiebe wurden vor der Thüren der Gebäude aufgehängt, wo sie gestohlen hatten. Eine Dienstmagd kam wegen Entwendung von 3 Rthr. 10 Groschen an den Galgen. Auch Bankerutirer wurden unter Umständen gehängt [1]). So kam es dahin, daß bei dem Widerwillen des Königs gegen alle lauten öffentlichen Vergnügungen des Volkes die vielen oft grausamen Hinrichtungen eine Hauptunterhaltung des Publikums bildeten. Die Zucht- und Spinnhäuser im ganzen Lande konnten die Zahl der Verurtheilten nicht fassen, und glücklich waren die Angeklagten, denen es in leichteren Fällen gestattet wurde, durch oft sehr hohe Geldsummen ihre Begnadigung zu erkaufen.

Die alten Criminalstrafen der peinlichen Halsgerichtsordnung Karl's V. kamen in ihrer ganzen schaudererregenden Grausamkeit zur Anwendung. Daß die

---

1) Vier hierauf bezügliche königliche Verordnungen von 1715 bis 1736 bei Mylius. Einzelne zum Theil sehr merkwürdige Beispiele sind im 7. Heft der Charakterzüge zusammengestellt.

unglücklichen Verbrecher mit glühenden Zangen gekniffen, mit Zungenausreißen, Handabhauen u. s. w. gemartert wurden, bevor man sie lebendig räderte, war nichts Seltenes[1]). Sogar auf bloße Polizeivergehen folgten dergleichen Strafen. Wer eine Straßenlaterne beschädigte, sollte nach dem Erlaß vom 18. Sept. 1732 Staupenschlag und Landesverweisung erleiden und außerdem auf der Stirn mit glühendem Eisen gebrandmarkt werden.

Die schlechte Beschaffenheit der Rechtsverwaltung unter dieser Regierung rührte zum Theil grade davon her, daß die eigentliche Polizeigewalt von der Regierungs- und Richterthätigkeit nicht gehörig geschieden war. Ist es doch überhaupt fast unmöglich, das Gebiet der Polizei begriffsmäßig genau festzustellen. Sie soll einerseits verhüten, daß Verbrechen begangen werden, und andererseits für Ordnung, Sicherheit und Ruhe im Innern des Staates nach allen Seiten hin Fürsorge treffen.

Unter einem despotischen Regenten, wie Friedrich Wilhelm I., welcher von dem Bewußtsein ausging, daß

---

[1]) Ein Jude Hirsch war wegen Verleumdung königlicher Behörden zum Staupenschlag verurtheilt worden. Weil er unter den Schmerzen der Schläge gräßliche Verwünschungen und Gotteslästerungen ausstieß, wurde ihm die Zunge ausgeschnitten, er mit derselben dreimal auf den Mund geschlagen, dann aufgehängt und ihm die ausgeschnittene Zunge an der linken Schulter befestigt

ihm über alle Unterthanen dieselbe schrankenlose Gewalt zustehe, welche ein Vater über seine unmündigen Kinder übt, hatte die Polizeigewalt überhaupt gar keine Grenzen. Der König war seiner Ueberzeugung nach vor Gott für Alles verantwortlich, was in seinem Staate vorging, deshalb mußte auch Er allein Alles anordnen und befehlen dürfen. Seine Ansichten über Staatswirthschaft, Handel und Gewerbe, vor Allem aber seine Heereseinrichtungen konnten nur aufrecht erhalten werden, wenn der Einzelne seine Willensfreiheit, ja seine ganze Persönlichkeit dem allgemeinen Besten aufopferte, und dies allgemeine Beste war in jedem Falle gleichbedeutend mit dem augenblicklichen Willen des Königs. War dieser nun selbst höchst launenhaft und von jedem wechselnden Eindruck bedingt, so ist es nicht zu verwundern, daß sich in seinen Erlassen ebenfalls allerlei Seltsamkeiten offenbarten, ja daß kaum eines seiner Gesetze von dergleichen absonderlichen Zuthaten frei ist, wenn auch im Ganzen und Großen der gesunde Verstand und die große alle Lebensbeziehungen umfassende Sachkenntniß durchweg hervorleuchtet. Denn bei der regen Thätigkeit, welche Friedrich Wilhelm während seiner ganzen Regierungszeit entwickelte, geschah es kaum, daß irgend ein Akt der gesetzgeberischen Thätigkeit, namentlich auf dem Gebiete der Landespolizei, veröffentlicht wurde, an dem er nicht durch eigenhändige oder von ihm dictirte Bemerkungen und Aenderungen Antheil gehabt hätte,

wie denn seine persönlichste Ausdrucksweise stets deutlich zu erkennen ist.

An höchster Stelle gingen die Polizeisachen für den ganzen Staat allerdings von dem Generaldirektorium zu Berlin aus, unter dessen einzelnen Mitgliedern die Angelegenheiten der einzelnen Provinzen vertheilt waren, allein in den Städten und auf dem Lande waren die Grenzen polizeilicher Befugnisse zwischen den Civil- und Militairbehörden, den Geistlichen und den Gutsbesitzern in so verwickelter Weise vertheilt, daß dadurch die größte Verwirrung entstand, und der König, welcher erkannte, wie nachtheilig eine solche Unbestimmtheit wirkte, namentlich für Berlin die gesammte Polizeistrafgewalt über alle Bewohner ohne Ausnahme dem Magistrate beilegte, dem sogar die Officiere sich zu gestellen hatten, und von dessen Entscheidungen keinerlei Berufung stattfinden sollte [1]).

Die Polizeigesetzgebung des Königs war auf allen Lebens- und Verkehrsgebieten eine äußerst lebendige, namentlich in Bezug auf die Gewerbeverhältnisse und die Fabrikangelegenheiten.

Das Feuerlöschwesen, die Reinhaltung der Straßen in den Städten, die Bauordnung, Handels-, Handwerks- und Marktangelegenheiten, besonders die verbotene Ein- und Ausfuhr gewisser Waaren, die Fa-

---

[1]) Patent vom 16. Juli 1735. Bei Mylius V. I. 1. No. 29.

briken, Maße und Gewichte, das Zunftwesen, Medicinalangelegenheiten, die Judensachen und unzählige andere Dinge wurden durch fortlaufende Anordnungen theils ganz neu geregelt, theils abgeändert.

Aus allen diesen Polizeivorschriften leuchtet ebensowohl des Königs praktischer Sinn und seine genaue Kenntniß aller bürgerlichen und gewerblichen Verhältnisse, als auch das Bewußtsein der Berechtigung, die Freiheit jedes Einzelnen behufs seiner Staatszwecke auf's Willkürlichste einzuschränken. Bei Besprechung der landwirthschaftlichen und Handelsangelegenheiten wird sich diese doppelte Richtung der königlichen Befehle zur Genüge herausstellen, und dieselben wären wohl geeignet, in einem eigenen Werke ausführlich im Zusammenhange dargelegt zu werden. An dieser Stelle mag es genügen, einige auffallende Beispiele aus andern Gebieten hervorzuheben. Daß der Unterschied der Stände und der Lebensbeschäftigungen entsprechend dem alten Zunftzwange streng aufrecht erhalten wurde, versteht sich von selbst. Der König trieb das so weit, daß er den Gutsbesitzern untersagte, die Dienerschaft der zum Besuch kommenden Fremden zu bewirthen, weil dadurch der im Dorfe mit der Schankgerechtigkeit beliehenen Person ihr Verdienst entzogen würde [1]). Dafür wurden

[1]) Declaration vom 21. Februar 1727. Mylius V. V. 5. No. 10.

denn auch die Schankwirthe auf's Strengste angewiesen, ihre Gäste mit guten unverfälschten Getränken zu bedienen, wer dawider handelte, verlor bei der zweiten Uebertretung die Schankgerechtigkeit für immer, und an der Thür des Hauses wurde eine schwarze Tafel mit dem Namen des Wirthes und seinem Verbrechen aufgehängt.

Die seit dem frühen Mittelalter sich stets wiederholenden Luxusverordnungen hielt Friedrich Wilhelm nicht nur aufrecht, sondern er verschärfte dieselben noch in einer Weise, welche der Freiheit des Einzelnen in seinem eigenen Hause in vieler Beziehung zu nahe trat. Wenn man bedenkt, daß wenige Jahre später mit Friedrich des Großen Regierungsantritt die neue Zeit anbrach, welche die allgemeinen Menschenrechte auch den Fürsten gegenüber unantastbar hinstellte und die Befugnisse des Staates gegen die des einzelnen Bürgers scharf abzugrenzen begann, so ist es gewiß ein merkwürdiges Zeichen von der Kraft, welche der Despotismus kurz vor seinem Ende entfaltete, daß die Berliner noch 1728 ohne Murren den königlichen Befehl aufnahmen, daß bei Hochzeiten nur Braut und Bräutigam und deren Eltern und Geschwistern nebst vier Gästen einzuladen erlaubt, dagegen Schwäger und andere Verwandte an dem Feste theilnehmen zu lassen verboten wurde. Bei Kindtaufen durfte weder Musik noch

Tanz stattfinden[1]). Ebenso wurden die Begräbniß-feierlichkeiten beschränkt. Schon früher hatte der König das Gesundheitstrinken, welches eine Aufforderung zur Völlerei enthielt (wie das damals allerdings der Fall sein mochte), bei schwerer Strafe verboten[2]). Das Alles, weil er sich das Recht zuschrieb, die Familienangelegenheiten der Unterthanen mit derselben väterlichen Gewalt wie die seines eigenen Hauses zu regeln.

In Berlin und Potsdam übte der Monarch in eigener Person recht eigentlich die Thätigkeit eines Polizeirichters aus und bewirkte durch die Furcht, die er einflößte, daß Niemand wagte, seine Gebote zu übertreten. Sparsamkeit und Fleiß gelten unter uns für Tugenden, deren Ausübung oder Verletzung Jedermann allein mit seinem Gewissen abzumachen hat, oder allenfalls mit den Personen, die ihn für seine Arbeit bezahlen. Friedrich Wilhelm erklärte Faulheit für ein Polizeiverbrechen und prügelte nicht nur eigenhändig die Spaziergänger auf der Straße, wenn sie über ihre Geschäfte nicht Auskunft geben konnten, sondern er entzog den Verkäuferinnen auf den öffentlichen Plätzen die Erlaubniß zum Gewerbebetrieb, ließ sie auch wohl in's Spinnhaus stecken, wenn sie nicht täglich ein bestimmtes Gewicht Wolle spannen oder strickten. Praktisch und haushälte-

---

1) Verordnung vom 1. Juli 1728.

2) Verordnung vom 31. März 1718.

risch waren solche Maßregeln allerdings, und sie hatten auch insofern gute Wirkung, als die Leute sich erst gezwungen, allmählich aus Gewohnheit einer nüchternen und arbeitsamen Lebensweise befleißigten. Allein weil alle diese Anordnungen der Ausfluß persönlichen königlichen Beliebens waren, so hatten sie auch nicht länger Bestand als diese Persönlichkeit selbst. Deshalb wurden neben vielen rohen und gewaltthätigen auch gar viele gute und heilsame Dinge begraben, als man den König in seine Gruft senkte. Dagegen überdauerten ihn, theilweise bis auf unsere Tage, die Schöpfungen, welche er nach einem großen, reiflich durchdachten Plane auf dem Gebiete entfaltete, für welches er neben seiner soldatischen Thätigkeit am meisten befähigt war, auf dem Gebiete der eigentlichen inneren Landesverwaltung nämlich, der das nächste Kapitel gewidmet ist.

Dreizehntes Kapitel.

Verwaltung des Landes.
Das General-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium.

Carlyle hat es ausgesprochen, daß die Arbeiten, welche unter Friedrich Wilhelm's landesväterlicher Zucht gediehen, an Genialität den Werken großer Künstler und Dichter Nichts nachgeben, und wenn wir die Thätigkeit

eines Mannes, der aus innerem Drange, mit tiefer Einsicht und unermüdeter Anstrengung an die Lösung einer Aufgabe schreitet, für welche er durch seine natürlichen Anlagen besonders befähigt ist, eine geniale Thätigkeit nennen, so können wir jenem Ausspruche des Engländers nur beistimmen.

Mit untrüglichem Scharfblick erkannte der König sofort bei Uebernahme der Regierung die Wurzel des Uebels, welches eine gesunde Entwickelung seines Staates verhinderte. Er sah, daß vor allen Dingen eine einheitliche Finanzverwaltung hergestellt werden müßte, wenn Ordnung im Lande herrschen sollte. Man hatte bis dahin noch nicht erkannt, was uns heut zu Tage als selbstverständlich erscheint, daß die sämmtlichen Staatseinkünfte in eine allgemeine Kasse fließen, und daß von da aus die besonderen Bedürfnisse der verschiedenen Verwaltungszweige befriedigt werden müssen. Der Landbesitz der Hohenzollern war im Laufe der Zeit aus sehr verschiedenartigen Bestandtheilen erwachsen, und die Verfassungen der einzelnen Provinzen brachten es mit sich, daß jede derselben ihre eigenthümliche Art der Abgabenleistung und Besteuerung hatte. Das fand seinen Ausdruck in dem Steuerbewilligungsrecht der verschiedenen Landstände, welches man der Form nach fortbestehen ließ, als in der Sache selbst der Befehl des Fürsten längst das einzige Gesetz geworden war. Es trat dazu

der althergebrachte Anspruch der verschiedenen Herzogthümer, Fürstenthümer, Grafschaften und Bisthümer, daß die Einkünfte und Ueberschüsse, welches jedes einzelne Gebiet gewährte, auch vorzüglich für die Bedürfnisse desselben verwendet werden müßten, und die innige organische Verschmelzung der einzelnen Landestheile zu einem Ganzen, wie der große Kurfürst sie in's Auge gefaßt, war von der Verwirklichung noch weit entfernt. Dem gegenüber aber stand die unumschränkte Macht des Regenten, eine so unumschränkte, daß selbst der schwache Friedrich der Erste blinden Gehorsam fand, auch wo er das Widersinnigste befahl. Deshalb konnte, trotz jener angedeuteten Schwierigkeiten, von keinem Widerstande die Rede sein, sobald der König die Nothwendigkeit und Zweckmäßigkeit einer einheitlichen Finanzverwaltung begriffen hatte und dieselbe ernstlich durchzuführen entschlossen war. Und entschlossen dazu war Friedrich Wilhelm mit dem ganzen Ernste seines unbeugsamen Willens.

Als ordentlicher Hausvater wollte er nicht nur bis auf den letzten Pfennig ganz genau wissen, was er einzunehmen hätte (denn die Staatseinkünfte betrachtete er als seine eigenen, ganz so wie ein Gutsherr die Erträge seines Gutes), sondern die Gesammtheit dieser Einnahmen sollte und mußte auch in seine eigene Kasse fließen und unter seinem Verschluß sein. Er selbst

stellte dann mit einer anderwärts unbekannten Genauigkeit und Pünktlichkeit den Voranschlag der Ausgaben für jedes einzelne Staatsbedürfniß fest und hielt mit eiserner Strenge darauf, daß seine Etats nicht überschritten wurden.

Das war nur zu verwirklichen, wenn die höchst verderbliche Zweitheilung des Finanzwesens beseitigt ward, welche unter den vorigen Regierungen bestanden hatte, wo im Staate zwei getrennte Geldwirthschaften nebeneinander, sogar in offener Feindschaft gegeneinander wirkten und durch zwei verschiedene Arten von Behörden, die Kriegscommissariate und die Amtskammern, vertreten wurden. Gewisse Steuern und Abgaben nämlich waren für die Bedürfnisse der Armee bestimmt und wurden von den Kriegscommissariaten vereinnahmt und verwaltet. Dahin gehörten die Lohnpferdegelder, die Kriegscontribution, die Accise, die Kriegsmetze und einige andere Abgaben. Alles dagegen, was nicht soldatischen Zwecken diente, sollte aus den Erträgen der Domainen, Forsten, Salz- und Bergwerke, so wie aus den nicht für das Militair bestimmten Steuern befriedigt werden. Dahin gehörte die Unterhaltung des königlichen Hofstaates, die Besoldung der verwaltenden und Recht sprechenden Behörden, die Bauten, die Ausgaben für die Schulen, für die Landescultur u. s. w. Jede dieser beiden getrennten Finanzverwaltungen hatte ihre Oberbehörde in Berlin: das Generalkriegs-

Commissariat und das Domainen-Directorium, neben welchen noch die Geheime Hofkammer bestand, welche direct für die Bedürfnisse des Hofes zu sorgen hatte. Diese Hofkammer vereinigte Friedrich Wilhelm gleich nach seinem Regierungsantritte den 27. März 1713 mit dem Domainen-Directorium zu einem alle Civileinnahmen umfassenden Generalfinanz-Directorium, dessen Leitung er dem von ihm geadelten, ehemaligen Regimentsauditeur Kreuz übertrug, den er schon unter der vorigen Regierung als einen besonders tüchtigen und zuverlässigen Mann kennen gelernt hatte. Der unter dessen Leitung stehenden Behörde mußten die einzelnen Provinzialkassen nunmehr ihre Bestände abliefern. Allein sehr bald sah der König, daß es damit noch nicht abgethan sei.

Das General-Commissariat sowohl wie das Domainen-Direktorium waren gewohnt, einander ihre Einkünfte auf alle Weise streitig zu machen, und sie führten über einzelne Gefälle stets weitläufige Processe gegeneinander, weil ihnen die Einsicht abging, daß die Staatseinkünfte jeder Art gleichmäßig für das Staatsganze bestimmt seien, und sie eine solche Einsicht auch gar nicht haben konnten, so lange es an einer einheitlichen Finanzverwaltung fehlte. Der König war über diese unnützen Streitigkeiten und über den Aufwand an Zeit, Arbeitskraft und Kosten, den dieselben verursachten, mit Recht empört. Sein gesunder Sinn

erkannte sofort das Unvernünftige der bisherigen Einrichtung, und doch war es nicht so leicht, das Gegenmittel zu finden. Anfangs glaubte er mit einer strengen Controle auszureichen und errichtete deshalb am 3. October 1714 die Generalrechenkammer, in welcher sowohl die Kriegs- als die Domainenbehörde vertreten war, und deren beide Abtheilungen unter der Direction von Kreuz standen, während der König sich selbst die oberste Aufsicht vorbehielt. Allein es zeigte sich bald, daß damit der alte Zwiespalt zwischen den Finanzbehörden zwar der Form, nicht aber dem Wesen nach beseitigt war, und erst nachdem er zehn Jahre lang unermüdlich versucht hatte, das Uebel durch Eingreifen im Einzelnen zu heilen, kam Friedrich Wilhelm zu dem wirksamen Entschlusse, beide obersten Behörden aufzuheben und an deren Stelle ein einziges General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directorium zu errichten. Die Wirksamkeit dieses General-Directorii, wie es gewöhnlich kurzweg genannt wird, ist für die gesammte preußische Finanzverwaltung höchst segensreich geworden und hat unter der ganzen Regierung Friedrich des Großen im Wesentlichen nach der ursprünglichen Einrichtung fortbestanden.

Die merkwürdige Instruction für diese neue Behörde, vom 20. Dezember 1722, war von dem Könige theils eigenhändig niedergeschrieben, theils dictirt, überall aber von ihm selbst durchgesehen und verbessert

worden, bevor durch Patent vom 21. Januar 1723 die Einsetzung des Generaldirectoriums zur öffentlichen Kenntniß kam. Die Instruction selbst wurde als strenges Geheimniß behandelt und ausschließlich den Mitgliedern des Generaldirectorii zugefertigt [1]). Man wird diesem eigensten Werke des Königs die größte Bewunderung nicht versagen können, weil dasselbe, auf einer festen theoretischen Grundanschauung beruhend, zugleich aus der genauesten und gründlichsten Kenntniß aller Einzelheiten der Staatswirthschaft hervorgegangen ist. Wie scharf der Monarch das Grundgebrechen der ganzen bisherigen Finanzwirthschaft in's Auge gefaßt hatte, beweist die von ihm wörtlich dictirte Cabinetsordre, welche er den Mitgliedern der beiden nunmehr in Eins verschmolzenen Collegien durch den Minister Ilgen vorlesen ließ. Das Kriegscommissariat und das Domainen-Directorium, heißt es darin, „haben bisher Nichts gethan, als Collisiones gegen einander gemacht, als wenn das General-Commissariat nicht sowohl des Königs von Preußen wäre, als die Domainen. Dieses Confusionswerk kann nicht ferner Bestand haben. Jetzt hält das Commissariat Rechtsgelehrte und Advokaten aus meinem Beutel, um zu fechten gegen die Finanzen; also gegen Mich selbst. Das Generalfinanz-Directorium

---

1) Sie ist zum ersten Male gedruckt erschienen bei Förster, Friedr. Wilh. I. Theil II. p. 173 sq.

dagegen hält auch aus Meinem Beutel Advokaten, um sich zu vertheidigen. Sie hätten vielleicht gemeint, daß sie es mit einem Narren zu thun hätten, dem man Etwas vormachen könnte u. s. w."[1]). Nach erfolgter Verlesung dieser Ordre mußte sich das neugebildete Collegium, die Minister voran, in das Audienzzimmer des Königs begeben und in dessen Hände einen Eid ablegen, dahin lautend, „daß sie Sr. Majestät Nutzen und Bestes, vornehmlich die Vermehrung seiner Einkünfte und die Conservation seiner Unterthanen, so viel nur mensch- und möglich, suchen und befördern, und Alles, was dem zuwider, abwenden und verhüten wollen."

Was den Inhalt der Instruction selbst betrifft, so ernennt der König zuvörderst sich in eigener Person zum Präsidenten der neugeschaffenen obersten Behörde, und die Minister Grumbkow, Kraut, Kreuz, Görne und Katsch zu Vicepräsidenten, unter denen wieder eine Anzahl von Räthen stehen.

Wenn neue Anstellungen nothwendig werden, so soll man so geschickte Leute vorschlagen, „als weit und breit zu finden, und zwar von reformirter oder lutherischer Confession, die treu und redlich sind, die offene Köpfe haben, die Wirthschaft verstehen und selber betreiben,

---

[1]) Ranke neun Bücher I. 469. Die Ordre selbst vollständig in Rödenbecks Beiträge I. 23.

und von Commerzien, Manufacturen und dergleichen Sachen gute Information besitzen; mit einem Worte, es müssen solche Leute sein, die zu allem capables, wozu man sie gebrauchen will." Dieselben Anforderungen werden an die Provinzialbeamten gestellt, und sollen in jeder Provinz stets Beamte aus einer andern, möglichst weit entlegenen Provinz angestellt, und auf Verminderung des Beamtenpersonals Bedacht genommen werden. — Die Collegien versammeln sich im Sommer um 7, im Winter um 8 Uhr früh, und zwar die Provinzialbehörden, außer Sonntags, täglich, die dritten Tage der hohen Feste sollen so wenig, als die sogenannten Bummelfeste gefeiert werden.

Das General-Directorium hält vier Mal wöchentlich seine Sitzungen in einem Saale des königlichen Schlosses, und jeder der Minister hat an einem bestimmten Wochentage den Vortrag über die Angelegenheiten der ihm zugewiesenen Provinzen. Grumbkow hat Preußen, Pommern und die Neumark (Montags), Kreuz (am Mittwoch) Minden, Ravensberg, Tecklenburg und Lingen u. s. w. Außerdem sind jedem Minister noch gewisse Landesangelegenheiten, z. B. die Urbarmachung wüster Stellen und Sümpfe, die Proviantangelegenheiten, die Rechenkammer, das Post- und Münzwesen rc. zugetheilt. v. Katsch hat als Justizminister die Rechtsangelegenheiten der sämmtlichen Abtheilungen unter sich. Auch sie müssen Sommers um sieben, Winters um

acht sich versammeln und dürfen nicht eher auseinandergehen, als bis alle laufenden Sachen vorgetragen sind. Werden sie Vormittag nicht fertig, so sollen sie sans interruption bis 6 Uhr Abends beisammenbleiben, doch sollen ihnen in diesem Falle um 2 Uhr vier gute Gerichte Essen nebst Wein und Bier aus der königlichen Küche verabfolgt werden, damit die Hälfte der anwesenden Chefs und Membrorum esse, die andere Halbscheid aber ununterbrochen weiter arbeiten könne und dann die Essenden ablöse [1]).

Wenn einer der Minister oder Räthe eine Stunde zu spät kommt, zahlt er hundert Dukaten Strafe (Art. 21), wer eine Sitzung ohne königliche Erlaubniß oder ohne krank zu sein versäumt, der verliert eine sechsmonatliche Besoldung, und wer das zweite Mal ausbleibt, soll cum infamia cassirt werden, „denn wir sie davor bezahlen, daß sie arbeiten sollen."

Die Dienstage und Sonnabende sind zu häuslichen Arbeiten und zur Revision bestimmt, vier Secretaire

---

1) Ueber die Art und Weise dieser Beköstigung wurde an den Hofmarschall v. Printzen eine eigene Instruction erlassen. Bei Förster l. c. 255. Die Speisung selbst fand übrigens, wie Beneckendorf, Charakterzüge Fr. W. I., mittheilt, nur selten statt. Friedrich II. hob bei seinem Regierungsantritt die Sache ganz auf. „Wenn sie fleißig sind, können sie bis Mittag fertig werden, wenn sie sich aber was verzählen und die Zeitung lesen wollen, so werden sie nie zu Ende kommen."

und neun Kanzlisten expediren und mundiren die Schriftstücke; sie bekommen keinen Gehalt, sondern haben nur Aussicht auf Anstellung, wenn sie sich bewähren.

Indem der König nach diesen allgemeinen Anordnungen die sämmtlichen Zweige der Staatsverwaltung durchgeht und bei jedem angiebt, wie verfahren werden soll, trifft er, überall auf das Ziel grade losgehend, in seiner formlosen, rauhen und harten Weise fast immer den Nagel auf den Kopf. Ordnung, Sparsamkeit und Gewissenhaftigkeit sind die Forderungen, an denen sein „hausbackener" [1]) Verstand festhält. Unerbittlich gegen alles Scheinwesen, legt er an die Finanzen des Staates das einfachste gradeste Maß. Was kostet es? Was bringt es ein? Was keine gehörigen Zinsen trägt, hält er für keine Verbesserung, „ergo Wind!" (Art. 10 und 5). Dabei wird das Merkantilsystem in aller Strenge durchgeführt. Das Geld soll im Lande bleiben und möglichst viel fremdes Geld hineingezogen werden. Rohproducte zur Verarbeitung in's Ausland zu schicken und die dort gefertigten Waaren dann theuer zurückzukaufen, ist in des Königs Augen nicht ein Fehler, sondern ein todeswürdiges Verbrechen. Wer nur einen Stein einheimischer Wolle auszuführen sich untersteht,

---

[1]) Homespun ist das Beiwort, welches Carlyle sehr treffend auf des Königs eigenthümliche Geistesbegabung anwendet.

soll aufgehängt werden (Art. 12, 4). Daß man die Wolle nicht loswerden kann, ist eine leere Ausrede. Sie sollen nur Wollweber von auswärts kommen lassen, der König wird ihnen die Webstühle bezahlen u. s. w. Diese ganze Verordnung, so wenig planmäßig auch die einzelnen Bestimmungen auf einander folgen, ist dennoch wie aus Einem Stein gehauen, und sie bleibt deshalb von so hoher Wichtigkeit, weil die gesammte Regierungsthätigkeit Friedrich Wilhelm's eigentlich nur eine fortgesetzte Anwendung dieser Instruction für sein General-Directorium ist.

Auch die untergeordneten Provinzialbehörden [1]) erhielten ähnliche Anweisungen. Das General-Directorium soll sie fortwährend durch geheime Spione beaufsichtigen lassen (Art. 18, 22). Jeder Minister muß geheime Correspondenten halten und, so oft er es nöthig findet, Jemanden „im Geheim mit dem Postwagen abschicken," der die Sache in loco examinirt.

Für extraordinaire Ausgaben bei Brandschäden, Ueberschwemmungen und sonstigen Unglücksfällen werden ein für alle Mal 250,000 Thlr. bestimmt, damit muß platterdings ausgekommen werden, „wobei unsere General-Domainenkasse keine flüc-floc Ausgabe mehr haben

[1]) Sie entsprachen den jetzigen Provinzialregierungen, nur waren Rechtsprechung und Verwaltung noch überall nicht streng getrennt.

soll." „Von allen auf Wind und blauen Dunst hinauslaufenden Principiis muß man gänzlich abstrahiren," und wenn die Beamten alle ihren Sinn und Gedanken auf das Nothwendige richten, „so werden sie alle Hände voll zu thun, und dann sich zu amüsiren nicht nöthig haben, mit Prozesse gegen einander zu Felde zu ziehen. Aber die armen Teufel, die Juristen, werden bei dieser neuen Verfassung so inütil werden, wie das fünfte Rad am Wagen."

Ueber jede Branche der Verwaltung sollen genaue Etats aufgestellt und pünktlich inne gehalten werden. Vier Monate nach Trinitatis muß die Jahresrechnung nicht nur eingereicht, sondern auch von den fünf dirigirenden Ministern und der Rechenkammer geprüft und dem Könige zur Quittung eingereicht werden. Kein Ausfall oder Verlust darf durch künstliche Aufstellung der Rechnung verdeckt werden, sondern Alles muß klar und durchsichtig sein. „Wir wollen die Flatterien durchaus nicht haben, sondern man soll uns alle Mal die reine Wahrheit sagen und mit Nichts hinterm Berge halten, noch uns mit Unwahrheiten unter die Augen gehn. Wir sind doch Herr und König und können thun, was wir wollen."

Die Herren werden zwar sagen, es wäre nicht möglich, zu der vorgeschriebenen Zeit fertig zu werden, „aber sie sollen die Köpfe daranstecken, und befehlen wir ihnen hiemit ernstlich, es sonder raisonniren möglich zu

machen." — Ueberall blickt das größte, durch die unordentliche Wirthschaft unter der vorigen Regierung auch gewiß sehr gerechtfertigte Mißtrauen gegen die Beamten durch. „Wir beschuldigen," heißt es zum Beispiel im zweiten Kapitel der Instruction, „etliche unserer Bediente, als zum Exempel die Jägerei, mit allen dazu gehörenden Bedienten, daß sie Diebe sein." Das liegt aber, setzt der König gutmüthig hinzu, nicht sowohl an den braven Leuten, als an den schlechten Bestallungen, die sie bekommen haben. Ferner im 4. Artikel desselben Kapitels: Den Proviantbeamten muß besser als bisher auf die Finger gesehen und ihnen nicht so viel Krümelmaß passirt werden u. s. w.

Ebenso originell wie diese ganze Instruction ist auch der Schluß derselben: Da die Lage der Finanzen, sagt der König, von der Art ist, daß zu Verbesserung derselben mancherlei angeordnet werden muß, was bei den Unterthanen Mißvergnügen erregen wird, z. B. die hohe Besteuerung fremder Waaren und die Einrichtung, daß Niemand in seiner Provinz bei dem Commissariate oder der Kammer angestellt werden darf, und anderes dergleichen, „so wird das ꝛc. Directorium die Sachen dergestalt zu formiren wissen, damit das etwa daher entstehende, wie wohl ganz unverdiente, Odium nicht auf Uns, weil wir die Liebe und Affection Unserer Unterthanen, und die Freundschaft unserer Nachbaren zu menagiren verlangen, sondern auf das General-Direc-

torium (selbst), oder ein oder anderes Membrum desselben, wofern es nicht anders ist, noch denen Leuten eine bessere Opinion beigebracht werden kann, fallen möge."

Der König behielt die Oberleitung aller Geschäfte in seiner Hand. Er präsidirte sogar in eigener Person mehr als einmal den Sitzungen des neuen General-Directorii und gab die Gesichtspunkte an, die er festgehalten wissen wollte, denn sein Wille sollte ein für alle Mal oberstes Gesetz im Lande sein, und es ist auch kaum irgendwo ein schwacher Versuch gemacht worden, gegen das absolute Regiment des Königs eine Hinweisung auf die so oft feierlich verbrieften Rechte der Stände zu wagen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Landstände. Lehnpferdegelder. Adel, Bürger und Bauern.

Preußen war bekanntlich die Provinz, wo man am schwersten die alten Freiheiten vergessen konnte, und Friedrich Wilhelm hatte auch, als er zur Huldigung nach Königsberg gekommen war, die Landstände zusammengerufen, jedoch denselben gleich einschärfen lassen, sie möchten sich nicht anmaßen, Beschwerden vorzubrin-

gen, sondern dürften höchstens ihre Wünsche in Form allerunterthänigster Bitten vortragen — und so tief gedemüthigt waren bereits die einst so trotzigen Stände, daß sie im Gefühl ihrer Ohnmacht sich kaum zu der knechtischen Bemerkung ermannten, wie ja selbst der allmächtige Gott es verstatte, daß man ihn an seine Verheißungen erinnere, ohne deshalb minder allmächtig zu sein, so möge denn auch der König gnädigst verzeihen, wenn man ihn an die alten Gerechtsamen und die Versprechungen seiner Vorfahren erinnere.

Der König antwortete in allgemeinen Ausdrücken, daß er die Landesverfassung und die Rechte der Stände aufrecht erhalten und keinen seiner Unterthanen in dem, was er, der König, billig und füglich als Recht ansehen könne, beeinträchtigen werde[1]), d. h. er erklärte sich selbst für den Schiedsrichter, so oft es ihm gefallen würde, eins der alten ständischen Rechte nicht für Recht und billig zu erachten, womit denn das Wesen der absolutesten Selbstherrschaft, wie sie thatsächlich ohnehin schon bestand, auch der Form nach verkündet war.

Wenn man in Preußen, wo der alte Zusammenhang mit Polen den Ständen noch am ersten einige Aussicht auf politische Bedeutung gewährte, dennoch so wenig Umstände mit ihnen machte, so läßt sich denken, daß in

---

[1]) Voigt. Darstellung der ständischen Verhältnisse Ostpreußens 23 und 24.

den übrigen Provinzen noch weit kürzer verfahren wurde. Die ständischen Kassen mußten sich ohne Weiteres der Oberaufsicht und in der That auch der Verwaltung des General-Directoriums unterordnen. Die ständischen Deputirten, die Landräthe, wurden wie königliche Beamte behandelt; und nur bei Einer Gelegenheit war der König genöthigt, sich durch Zwangsmittel Gehorsam zu verschaffen, als ein Theil der magdeburgischen und der preußischen Ritterschaft sich nicht ohne Weiteres die Vernichtung der bisherigen Rechtsverhältnisse gefallen ließ. Damit hatte es folgende Bewandtniß:

Von uraltersher besaß der Adel seine Güter fast alle zu Lehen, d. h. der Landesherr war dem Rechte nach oberster Eigenthümer, und der jedesmalige Besitzer hatte nur den Genuß und Gebrauch des Gutes, gegen die Verpflichtung, im Falle eines Krieges entweder allein, oder mit einer Anzahl von Knechten und Knappen gegen den Feind zu fechten. Dieser Kriegsdienst, neben dem noch verschiedene Ehrenpflichten bei Hofe[1]) zu leisten waren, entband die Lehnsmannen von sonstigen Steuern und Abgaben, mochten sie vom

[1]) Im Ernst und Schimpf (Spiel) war der Ausdruck, jenachdem es sich um Kriegsdienste, oder nur um das Erscheinen bei Tournieren und Hoffesten, um Beisteuer zur Ausstattung einer Prinzessin u. s. w. handelte.

Grundbesitz oder von der Person erhoben werden, und hierauf gründete sich die vollkommene Steuerfreiheit des Adels. So lange es noch keine stehenden Heere gab, wurden zur Vertheidigung des Landes sowohl als bei Angriffskriegen die Lehnsleute aufgeboten. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts aber hatte sich die Art der Kriegführung dahin geändert, daß die Fürsten sich bei ihren Fehden hauptsächlich der Söldner (Soldaten) bedienten, und die Lehnsdienste wurden nicht mehr in der alten Weise gefordert. An die Stelle des persönlichen Waffendienstes traten die Lehnpferdegelder, welche in den Fällen gezahlt wurden, wo man früher die Lehnsmannen selbst aufrief. Diese Lehnpferdegelder in eine feste Abgabe zu verwandeln hatte schon Friedrich I. im Sinne gehabt, doch war das nicht zur Ausführung gekommen. Dem durch und durch praktischen Sinne Friedrich Wilhelm's mußte aber dies ganze Verhältniß, welches auf Voraussetzungen beruhte, die in Wirklichkeit längst nicht mehr bestanden, durchaus zuwider sein. Er war deshalb darauf bedacht, die ungewissen Summen, welche aus den Lehnpferdegeldern flossen, in eine Steuer für die Zwecke des Heeres zu verwandeln. Der Weg, den er zu dem Ende einschlug, war ebenso kurz wie zweckmäßig.

Durch Edict vom 5. Januar 1717 [1]) erklärte der

---

[1]) Mylius II. V. No. 59.

König die sämmtlichen Lehngüter für freies Eigenthum ihrer Besitzer und ertheilte ihnen das Recht, über dieselben zu Gunsten ihrer Kinder und Verwandten, oder wie sie sonst wollten, unter Lebenden oder von Todeswegen zu verfügen, jedoch unter der Bedingung, daß sie sich bereit erklärten, an Stelle der nunmehr wegfallenden Lehnsverbindlichkeiten und Lasten eine feste jährliche Abgabe zu zahlen. Der Adel sollte sich im Königreich Preußen Aemterweise, in der Mark aber und den übrigen Provinzen nach Kreisen und kleineren Verbänden versammeln, um seine Einwilligung zu erklären. Zu ihren größeren allgemeinen Versammlungen berief der König die Landesstände nicht, wahrscheinlich weil er dort auf heftigen Widerspruch zu stoßen fürchtete.

Die märkische Ritterschaft nahm die königlichen Vorschläge im Allgemeinen an, reichte jedoch verschiedene Bedenken ein, auf welche am 24. Februar [1]) eine ausführliche Resolution erfolgte, durch welche der König sehr sachgemäß die Antragsteller darauf hinwies, daß sie ja selbst ihre Verpflichtung anerkannt hätten, im Fall der Kriegsgefahr dem Könige ihre Dienste entweder persönlich oder in Geld zu leisten. Nun wäre in jetziger Zeit, wo alle europäischen Mächte große stehende Heere hielten, eine beständige Kriegsgefahr vorhanden, und der Adel deshalb auch zu beständigem persönlichem Roßdienst

---

[1]) Mylius daselbst 60.

verpflichtet. Da dieser aber bei der gegenwärtigen Art der Kriegführung nicht verwendet werden könnte, so wäre Nichts billiger, als eine fortlaufende Geldleistung an die Stelle treten zu lassen. Das müßte der Adel um so unbedenklicher annehmen, als der König dafür auch seinerseits auf alle aus dem Lehnsverbande fließenden Rechte Verzicht leisten wollte, namentlich auf die Lehnsstrafen, welche oft wegen leichter Uebertretungen und wegen bloßer Formfehler den Verlust des ganzen Lehens nach sich gezogen. Auch seinem Heimfallsrecht hätte der König entsagt, mit Ausnahme der wenigen Güter, wo der jetzige Besitzer ohne männliche Erben sei, und derjenigen, auf welche der König selbst schon Anwartschaften ertheilt habe, während er die von seinen Vorgängern verliehenen Anwartschaften für erloschen erklärte. Ueber Alles dieses sollte die Ritterschaft sich binnen vier Wochen vernehmen lassen.

Als nun diese Frist verstrich, ohne daß eine Einigung erfolgt wäre, da setzte der König durch Resolution vom 17. April 1717 [1]) die jährlich zu zahlenden Summen auf vierzig Thaler für jedes Ritterpferd fest, welchen Betrag er niemals zu erhöhen versprach. Bei denjenigen Lehen jedoch, von welchen ausnahmsweise auch früher keine Kriegsdienste geleistet worden, sollte ein

---

[1]) Mylius l. c. No. 60.

Canon an die Stelle der bisherigen Verpflichtungen treten.

Diesen Anordnungen fügte sich nun der Adel in den meisten Provinzen, denn dem Wesen nach war für ihn die Maßregel eine höchst vortheilhafte und stieß überhaupt nur deshalb auf Widerstand, weil die Junker sehr wohl erkannten, daß in ihre bisher unbedingte Steuerfreiheit nun dennoch ein gründlicher Eingriff geschehen sei, indem die persönlichen Kriegs- und Ehrendienste, zu welchen sie bis dahin verpflichtet gewesen, sie doch keineswegs auf gleiche Stufe mit dem steuerzahlenden Volke herabgedrückt hatten. Aus diesem Gesichtspunkte widersetzten sich einige der Magdeburgischen Vasallen und verweigerten die Zahlung der neuen Abgabe. Ja als der König mit gewaltsamer Beitreibung drohte, weil die Widersetzlichen nur die Minderzahl bildeten und deshalb auf ihre Einreden nicht zu achten sei, wendeten sich die Mißvergnügten an den Reichshofrath und baten daselbst um Schutz für ihre verletzten Privilegien. Das kaiserliche Gericht entschied denn auch, den deutschen Reichsgesetzen entsprechend, *gegen* den König, und als dieser dadurch auf's Aeußerste empört wurde, weil er ein solches Urtheil für eine ganz unerträgliche Einmischung in seine Landesregierung ansah und nun nur desto fester bei seinem Entschlusse beharrte, da wurden sogar verschiedene Reichskreise zur Voll-

streckung der Execution gegen den ungehorsamen Kurfürsten von Brandenburg aufgeboten.

Das traf noch dazu grade in eine Zeit, wo der kaiserliche Hof den König mit den schmeichelhaftesten Freundschaftsversicherungen überschüttete, um dessen gute österreichische Gesinnung nicht erkalten zu lassen, und so kann man sich denken, wie übel Friedrich Wilhelm ein solches Benehmen empfand. „Man will," schreibt er an Seckendorf[1]), „die schwäbischen, fränkischen und niederrheinischen Kreise, also beinahe das ganze Reich wider mich in Waffen rufen, und solches um bloßer 40 Thaler willen, die ein jeder von den widerspenstigen Vasallen von seinem Reiterpferd zahlen soll. Hierdurch werde ich bei meinen Unterthanen im höchsten Grade prostituirt und außer allen Respect gesetzt, und lasse ich den Herrn Grafen selbst urtheilen, ob man es härter mit mir hätte machen können, wenn ich ein Complott gemacht hätte, das ganze Reich über den Haufen zu werfen?"

Zu der Reichsexecution kam es natürlich nicht, desto regelmäßiger aber ließ der König alljährlich die Execution wegen der 40 Thaler gegen die magdeburgischen Junker vollstrecken, die denn auch bald die Sache so wendeten, daß sie sich mit einem symbolischen Protest begnügten. An dem jedesmaligen Zahlungstage legten

---

1) Förster II. Urkunden p. 32.

sie das Geld in Bereitschaft. Die zur Eintreibung desselben abgeschickten Mannschaften wurden dann auf's Freundlichste empfangen, man gab ihnen ein gutes Mittagbrot und ließ sie die 40 Thaler mitnehmen. Die Officiere im Magdeburgischen freuten sich schon jedesmal auf den fröhlichen Schmaustag [1]).

Nicht so leicht fügte sich die preußische Ritterschaft, vielmehr setzte sich hier der Widerstand bis 1732 fort, wo auch der dortige Adel sich endlich in das Unvermeidliche schickte. Der König hatte nämlich sehr zweckmäßiger Weise den Entschluß gefaßt, an Stelle der mannichfach schwankenden, zum Theil von dem guten Willen der Gutsbesitzer abhängenden Leistungen eine feste Grundsteuer zu erheben, und als die Landstände hierauf in einer von dem Marschall Grafen zu Dohna abgefaßten Denkschrift sich der Ausdrücke bedienten, „daß durch diese landesverderbliche, höchst bedenkliche und unnützerweise kostspielige Einrichtung der Ruin des Landes herbeigeführt werde" (man hatte sich dabei der französischen Worte: tout le pays sera ruiné bedient), so setzte der König als Randbemerkung auf den Bericht den so berühmt gewordenen Bescheid, in welchem er wahrscheinlich nicht ohne Humor zugleich die Sprachmengerei des Landtages lächerlich machte: „Tout le pays sera ruiné? Nihil kredo, aber das kredo, daß

---

[1]) Buchholz V. 179. Note.

die Junkers ihre Autorität, nie pos volam[1]) wird ruinirt werden. Ich stabilire die Souverainité wie einen rocher von bronce!" — Und er hat Wort gehalten! —

Die Stellung, welche Friedrich Wilhelm diesen von ihm sogenannten Junkern, d. h. dem Adel gegenüber einnahm, ist eigenthümlich genug.

Man muß sich erinnern, daß im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts der Adel, rechtlich sowohl wie thatsächlich, die herrschende Menschenklasse im Staate war. Der Bauer kam als Mensch wenig in Betracht, denn der furchtbare Druck, der auf der ländlichen Bevölkerung, als Strafe für ihre Erhebung im Bauernkriege, seit dem sechszehnten Jahrhundert mit bleierner Schwere lastete, sollte erst am Ende des achtzehnten allmählich erleichtert werden. Zwar wurden die Leibeignen nicht vollständig wie Negersclaven behandelt, jedoch war ihnen durch Dienste, Leistungen und Abgaben aller Art das Leben so sauer gemacht, daß sie kaum aufathmen konnten. Wie unbarmherzig man sie mit Flüchen und Schlägen zur Frohnarbeit trieb, das beweisen am besten die so oft wiederholten (also unwirksamen) Verordnungen gegen die Mißhandlungen der Bauern, wie denn auch Friedrich Wilhelm I. ein solches sogenanntes Prü-

---

[1]) Dies soll die polnischen Worte bedeuten, mit denen jeder Edelmann die Beschlüsse des Reichstages vernichten konnte.

gelmandat erließ [1]), in welchem er verbot, die Bauern wie das Vieh zu tractiren, doch konnte grade bei des Königs eigener Prügelpassion ein Verbot wenig wirken, welches er täglich selbst übertrat. Die geringste Versäumniß im Dienste wurde von den Gutsherrn mit harter, oft folterähnlicher Gefängnißstrafe geahndet [2]), bis endlich im Anfang des laufenden Jahrhunderts eine menschlichere Gesetzgebung diesen Zuständen ein Ende machte. Man lese nur die gerichtlich bestätigten Urbarien der schlesischen Rittergüter aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, um sich von der Ausdehnung der Lasten einen Begriff zu machen, die den Ackerbauer drückte. Die Abgaben an Getreide, Hühnern, Flachs, Eiern, Honig, Leinwand u. s. w. werden in endloser Reihe aufgezählt. Viele Tage der Woche mußten im Acker, zur Jagd, zum Fischfang, zum Botendienste und andern persönlichen Leistungen für die Herrschaft verwendet werden. Die Pferde der Bauern wurden vom Militair und den Beamten als Vorspann genommen. Neben den regelmäßigen Arbeiten, die sie für die Saat und Ernte des Herrn, oder bei

---

[1]) Vom 4. April 1718. Charakterzüge VIII. p. 80.

[2]) Ein alter Bauer erzählte dem Verfasser, daß er selbst noch als junger Bursche wegen einstündiger Versäumniß der Frohnarbeit in den sogenannten Stock gespannt wurde, bis das Blut unter den Nägeln hervorquoll.

dessen Bauten zu verrichten hatten, behielten die Unglücklichen kaum Zeit, das geringe Bodenmaß zu bestellen, welches ihnen das tägliche Brot liefern sollte.

Noch weit schlimmer wo möglich waren die sogenannten Hofegärtner gestellt, eine Art von leibeigenen Knechten, welche in Lohn und Brot der Herrschaft standen, wo man unter Lohn ein Paar Pfennige täglich und unter Brot in der That kaum mehr als das trockene Brot verstand.

Der Bauer, zu unwissend und zu schwach, um seine Lage zu verbessern, setzte solchem Drucke einen tückischen Trotz entgegen, und der deutsche Sprüchwörterschatz ist unerschöpflich in Schilderung der Trägheit, Widersetzlichkeit, Verstocktheit und Hinterlist der Bauern. Nur auf den Umgang mit ihresgleichen beschränkt, zogen sie sich von der Berührung mit den andern Ständen ebenso scheu zurück, als sie wiederum von diesen geflohen wurden. Nach 1786 schrieb der bekannte Philosoph Garve über den Charakter der Bauern in einer Art, wie man heut zu Tage etwa über Zigeuner schreiben würde[1]). Man sieht daraus, daß noch im Todesjahre Friedrich des Großen die ländliche Bevölkerung nach ihren Sitten, ihren Gewohnheiten und ihrer Denkungsart der übrigen Menschheit fast unbekannt war.

---

[1]) Siehe den Abschnitt: „Ueber das Leben der deutschen Bauern" in Freytag's Bildern aus dem Leben des deutschen Volkes.

Ein solcher Zustand wurde von beiden Seiten als der althergebrachte, natürliche betrachtet. Die deutschen Regierungen thaten Nichts, ihn zu beseitigen, und die Bauern ertrugen in dumpfer Unempfindlichkeit, was sie nicht ändern konnten, bis die Nachwirkungen der französischen Revolution und Napoleon's Siegeszüge die Aufhebung der Leibeigenschaft und deren entwürdigenden Folgen zu Wege brachte.

Der Adel, fast überall ausschließlich zum Besitz der Rittergüter berechtigt, übte schweren Druck auf die ländliche Bevölkerung aus; und wo ausnahmsweise milde und menschlich gesinnte Herrschaften sich fanden, da waren auch diese weit davon entfernt, Etwas von ihren Vorrechten aufzuopfern, sondern es mußte als dankenswerther Ausfluß ihrer Gnade angesehen werden, wenn sie sich in menschlich barmherziger Weise der Unterdrückten annahmen und für bessere Erziehung und Ernährung der Unterthanen sorgten. In der Regel aber wurde der Bauer wie ein willenloses Werkzeug in den Händen der Junker betrachtet, und so tief war das Selbstbewußtsein der seit Jahrhunderten unterdrückten Landbevölkerung gesunken, daß die Leute es sich zur Ehre rechneten, wenn die gnädige Herrschaft in plumpster Weise mit ihnen Scherz trieb, bei Tafel vor den Fenstern des Speisesaals Bauernprügeleien veranstaltete, die in ihrem Sonntagsstaate aufgebotenen Gutsangehörigen mit Wasser begießen oder in verdeckte

Moräste einsinken ließ, und was dergleichen Artigkeiten mehr waren [1]).

Hielten doch sogar die Bürger in den Städten, wie tief auch sie selbst in kümmerliche Philisterei versunken waren, sich den Bauern gegenüber für eine bevorzugte Menschenklasse und mieden jede Berührung mit dem Dorfbewohner, dessen Rohheit und Schmutz sie zurückschreckte, und von dem sie noch überdies bei jeder Gelegenheit betrogen zu werden glaubten. Das Alles hatte dann die natürliche Folge, daß der Bauer mit verstocktem Mißtrauen jedes Entgegenkommen zurückwies und, unzugänglich dem Einflusse der geistig und sittlich höher gebildeten Klassen, in seiner Abgeschlossenheit immer tiefer und tiefer sank, so daß nur die harten und hochmüthigen Gutsherrn sich Gehorsam verschaffen konnten, während der verrufene Bauerntrotz und die Bauerntücke Dem entgegentrat, der sich gütig und nachsichtig erweisen wollte.

Mit Recht vergleicht Garve den Zustand der Bauern mit dem der Juden. Auch sie wurden gemieden und verachtet, und in beiden Verhältnissen waren zu der Zeit, von welcher wir reden, weder die Unterdrückten noch die Unterdrücker schon zu der Einsicht gelangt, daß

---

[1]) Auch der hannöversche Hof belustigte sich in solcher Weise, und August der Starke gab bei dem berühmten Lusttage in Mühlberg seinen hohen Gästen dergleichen Späße zum Besten.

die menschliche Gesellschaft nach allen Seiten hin einer vollständigen Umgestaltung bedürfe. Von allgemeinen Menschenrechten, von der Kindschaft Gottes und der Brüderlichkeit aller Erdenbürger sprach zwar die Bibel, und der Geistliche verkündete solche von der Kanzel, allein weder er noch seine Gemeinde dachten daran, daß die himmlische Wahrheit auch irdische Geltung zu beanspruchen hätte. — So kam es denn auch den Fürsten und Gesetzgebern nicht in den Sinn, in diese von allen Seiten gewissermaßen für heilig gehaltenen Verhältnisse umgestaltend einzugreifen und etwa die Hörigkeit der Bauern aufzuheben oder die Vorrechte des Adels zu beschränken. Betrachteten doch die Regenten sich selbst als oberste Mitglieder des bevorzugten Standes, aus dessen Mitte sie damals, wie heute noch, ausschließlich ihre persönliche Umgebung wählten.

Friedrich Wilhelm I. behandelte von seinem Standpunkte aus die Standesunterschiede in zweifacher Weise. Einmal erhob ihn das Bewußtsein der absolutesten Unumschränktheit seines Herrscherwillens den Unterthanen gegenüber auf eine so unerreichbare Höhe, daß die Unterschiede, welche die einzelnen Klassen von einander trennten, ihm klein und unbedeutend erschienen. Sein oben angeführter Ausspruch: „Ich hielt es für eine Lumperei, wie wenn sich Einer „Baron" nennt," ist ein Beispiel von dieser Anschauungsweise; und wenn er

auch, so gut wie alle übrigen Regenten, ein Rangreglement erlassen hat [1]), so behandelte er doch alle zu seiner Entscheidung gebrachten Streitigkeiten darüber wie Narrenspossen und Albernheiten.

Auf die Eingabe eines alten cleveschen Barons, der sich beschwerte, weil ein Regierungsrath Pabst, von neuem Adel, den Platz über ihm in der Kirche beanspruchte, schrieb der König eigenhändig: „Dieses sein Thorheit, in Berlin ist kein Rang, in Cleve mus keiner sein. Wenn Pabst über mir sitzet in der Kirche, so bleibe doch was ich bin, meine extraction bleibt allezeit" [2]). Gewiß würde er auch nicht seine Hofnarren zu Baronen erhoben und ihnen eigenhändig adlige Wappenschilder gemalt haben, wenn er den Adelsunterscheidungen hätte besondere Achtung erweisen wollen.

Zu seinen wichtigsten Geschäften bediente er sich in ausgedehnter Weise der bürgerlichen Beamten oder solcher Personen, die er selbst erst geadelt hatte. Die Namen der einflußreichen Minister Ilgen, Kreuz und Kraut beweisen das hinlänglich, und der berüchtigte Kaminrath Eckart, den er, wie wir sehen werden, mit den ausgedehntesten Vollmachten in Finanzsachen betraute, war von der niedrigsten Herkunft. Daß dagegen die

---

[1]) Es werden in dieser Verordnung vom 21. April 1713 47 Rangstufen aufgeführt. Mylius VI. II. 76.

[2]) Charakterzüge VIII. 77.

Officiersstellen fast ausschließlich mit Adligen besetzt wurden, versteht sich.

Von Jugend auf hatte Friedrich Wilhelm die Unterhaltung mit dem gemeinen Manne geliebt. Auch als König redete er viel und oft mit Bürgern und Bauern und besonders mit Soldaten. Er bekümmerte sich um die Familienangelegenheiten der Berliner Handwerker, trat in ihre Häuser, schlichtete ihre Streitigkeiten und nahm auch wohl an ihren Mahlzeiten Theil, ja zu einer Zeit, wo er durch betrügerische Anschwärzungen mit so großem Mißtrauen gegen seine gewöhnliche Umgebung erfüllt war, daß er keinen seiner sonstigen Vertrauten zu sich ließ, befahl er allabendlich eine Anzahl von Bürgern zu sich auf das Schloß, um mit ihnen Bier zu trinken, Tabak zu rauchen und sich über wirthschaftliche und Stadtangelegenheiten zu unterhalten.

Diese persönliche Herablassung des Königs hatte aber auf die bestehenden Rechtsverhältnisse der Stände gegen einander keinen Einfluß. Er verbot dem angesessenen Adel die Verheirathung mit Bürger- und Bauertöchtern[1]) und erklärte die Kinder aus solchen Ehen ihres Erbes verlustig. Durch seine Gesindeordnungen hielt er die strenge Unterthänigkeit des Landvolkes und die Verpflichtung desselben zu persönlichen

---

1) Mylius, Contin. I. 252.

Diensten und zu allen auf ihnen lastenden Frohnden und Abgaben im vollen Maße aufrecht [1]), wie er sie in den verschiedenen Provinzen vorfand, und wenn er für das Königreich Preußen die Leibeigenschaft auf den Domainen der Form nach aufhob und durch Patent vom 10. Juli 1719 den Bauern das Eigenthum an ihren Gütern ertheilte, so war durch die näheren Bestimmungen dieses Edicts die Wohlthat eigentlich vollständig wieder aufgehoben, und die Unterthanen nach wie vor der Willkür der königlichen Beamten freigegeben [2]). Hatte er doch bei der Verordnung, durch welche er verbot, die Bauern mit Prügeln zum Frohndienst zu treiben, das faule preußische Landvolk ausdrücklich ausgenommen. Sogar in den Städten wurde das Lohn der Dienstboten festgesetzt und jede Erhöhung desselben bei strenger Strafe verpönt, um das Ausmiethen des Gesindes zu verhüten, und die Vorsorge, welche der König dessenungeachtet durch vielfache, später zu erwähnende Verordnungen den untern Volksklassen zu Theil werden ließ, hatten ausschließlich den Zweck, dieselben in steuerzahlungsfähigem Zustande zu erhalten. Die schroffste Sonderung der Menschenklassen und Berufsarten entsprach nach damaligen Begriffen der Anforderung, die man vielfach noch heut zu Tage mit

---

1) Mylius V. III. No. 36 u. folgende.

2) Baczko VI. Beilage 10.

dem Rufe nach einer Gliederung der Stände ausdrückt, in welcher die göttliche Weltordnung gleichsam sich wiederspiegeln soll. Wie der Herr der Welten Menschen, Thiere, Pflanzen und Steine erschaffen, und der Stein niemals verlangen kann ein Baum zu werden, eben so hat er auch Könige, Adel, Bürger und Bauern erschaffen, und es wäre ein Eingriff in Gottes Willen, diese Unterschiede verwischen zu wollen [1]).

In dieser Ueberzeugung stimmte der König wesentlich mit seiner Zeit überein. Für den Adel war der Kriegsdienst, der Dienst des Fürsten und der große Grundbesitz, für den Bürger der Betrieb von Handel und Gewerbe innerhalb der Städte, und die Landbevölkerung sollte den Acker bauen. Jede dieser Klassen wurde in ihren festen Schranken gehalten, und die zunftmäßige Geschiedenheit der Berufsarten zwar von allerlei müßigen Auswüchsen und Mißbräuchen gereinigt, aber dennoch dem Wesen nach auf's Strengste beibehalten.

---

[1]) Daß auch heut zu Tage solche Ansichten unter dem Adel nicht selten in voller Geltung sind, ist fast unglaublich, aber wahr.

Fünfzehntes Kapitel.

Fremde Ansiedler. Die Salzburger Ausgewanderten. Schirmherrschaft über die Protestanten.

Dem Könige lag die Hebung des Bürger- und Bauernstandes ganz vorzüglich am Herzen, weil das seine steuerzahlenden Unterthanen waren, deren Kopfzahl und Leistungsfähigkeit er auf alle Weise zu heben bedacht sein mußte, um die kostbare Armee zu unterhalten und gleichzeitig seinen Schatz zu füllen. Noch immer machten sich die ungeheueren Einbußen fühlbar, welche die Bevölkerungszahl sowohl als der Nationalwohlstand durch den dreißigjährigen Krieg erlitten hatten. Nun war die verheerende Pest in Preußen dazu gekommen und hatte hunderte von Dörfern und viele Städte fast gänzlich verwüstet. Da war der König denn in der großartigsten Weise darauf bedacht, durch fremde Ansiedler diese Einöden zu füllen und durch Urbarmachung wüster Strecken und Sümpfe neuen Boden zu gewinnen, aus welchem er für seine Einkünfte Nutzen ziehen könnte. Besonders aus den Ländern, wo Handel, Gewerbe und Ackerbau blühten, suchte er sich geschickte Arbeiter aller Art zu verschaffen. Er erkannte mit seinem praktischen Blick sehr gut, wie er diesen Zweck durch freisinnige Aufnahme solcher Personen, die in der Heimath ihres Glaubens wegen bedrückt

wurden, am besten erreichte. Dabei folgte er zugleich den Ueberlieferungen seines Hauses und dem eignen Gefühl, welches ihn den frommen Vertriebenen geneigt machte. Er wußte, daß Leute, die ihrer Ueberzeugung wegen Haus und Hof im Stiche ließen, in der Regel brave Menschen sein müßten, die sich auch in der neuen Heimath ordentlich und tüchtig erweisen würden. Dem Verdienste, welches er sich dadurch um so viele tausende von Familien erwarb, thut es keinen Abbruch, daß er sich bewußt war, dabei zugleich ein sehr gutes Geschäft zu machen. „Wenn noch 30,000 kommen," schrieb er an Seckendorf[1]), „ich Platz habe, und die dépense, unter uns gesagt, ist nit groß, und peuplire mein wüst Land." Es stände gut in der Welt, wenn alle Fürsten zur Erreichung ihrer Zwecke nur immer solche Mittel wählten, welche die Wohlfahrt der Menschen befördern.

Beim Antritt seiner Regierung hatte der König allerdings durch die gewaltsamen Ersparnisse, die er mit einem Schlage einführte, eine große Anzahl von Mitgliedern der französischen Colonie der Gnadengehalte und der einträglichen Hofstellen beraubt, die sie bei seines Vaters Lebzeiten inne gehabt, und dadurch war große Besorgniß unter den Franzosen entstanden, von denen auch viele auswanderten. Dies zu verhindern, wurden ihnen alsdann allerlei Beweise der königlichen

---

1) Förster II. 336.

Fürsorge gegeben. Friedrich Wilhelm wollte der Gemeinde sogar gestatten, unter seinen Ministern denjenigen zu bezeichnen, welcher ihre Angelegenheiten leiten sollte, sie überließen jedoch die Wahl dem Könige, der nun den General von Forcade ernannte. Unter diesem stand das aus Franzosen aller Berufsklassen gebildete grand conseil, welches die Erneuerung und Bestätigung aller den Colonisten seit dem großen Kurfürsten zugesicherten Rechte und Freiheiten erwirkte. Dadurch beruhigten sich die Gemüther, und als der König gegen seine sonstige Gewohnheit in diesem Falle mit Ernst dafür sorgte, daß nicht jeder langgewachsene Emigré sofort in die Soldatenjacke gesteckt werden durfte, so fanden sich sogar neue französische Einwanderer ein, welchen ebenfalls die vom großen Kurfürsten nach dem Widerruf des Edicts von Nantes verheißenen Zusagen zu Gute kommen sollten [1]); unter andern wurden ihre Streitigkeiten von eignen Gerichten entschieden, welchen dabei ein nach französischem Rechte im Jahre 1699 abgefaßtes Prozeßgesetzbuch zur Norm diente. In Stettin und in Potsdam errichtete man von diesen neuen Ankömmlingen besondere französische Colonien, denen sogar das Recht beigelegt wurde, aus ihrer Mitte einen Beisitzer der Magisträte zu wählen, der sie den deutschen Einwohnern gegenüber vertreten sollte.

---

[1]) Faßmann I. 258.

Gleich wie den Franzosen wurden den Einwanderern aus allen andern Ländern die glänzendsten Versprechungen gemacht. Sie sollten Freijahre genießen, sich auf den in den Städten noch wüst liegenden Plätzen anbauen dürfen, dazu freies Bauholz nebst dem achten Theil der Baukosten vom Könige erhalten und bei Ausübung ihrer Gewerbe die freigebigste Unterstützung genießen [1]).

Auf solche Weise war Friedrich Wilhelm unablässig mit bestem Erfolge bemüht, den Strom der Auswanderung in kleineren und größeren Massen überall in seine spärlich bevölkerten Provinzen zu leiten, und weil die Ankommenden stets tüchtige Kenntnisse von solchen Dingen mitbrachten, die in ihrer Heimath vorzüglich gut betrieben wurden, so verbreiteten sich im Preußischen die verschiedensten Gewerbzweige in stets wachsender Vollkommenheit.

Schweizer, Holländer, Böhmen und auch Deutsche aus den verschiedensten kleineren Ländchen folgten den lockenden Aussichten, die man ihnen eröffnete. Vor Allem aber ist die Aufnahme der vertriebenen salzburger Evangelischen in Preußen für alle Zeiten berühmt geworden.

In dem von der Natur so reich gesegneten Berglande, welches, von Bayern, Oesterreich und Tyrol be-

---

1) Edict vom 6. Juni 1721. Mylius VI. III. No. 141.

grenzt, das Erzbisthum Salzburg bildete, regierten seit allen Zeiten die Erzbischöfe als geistliche Hirten und Reichsfürsten über ein tüchtiges, gewerbefleißiges und wohlhabendes Völkchen katholischen Glaubens. Der Protestantismus, welcher sich in dem benachbarten Oesterreich bald nach Luther's Auftreten sehr schnell ausbreitete und erst im dreißigjährigen Kriege gewaltsam unterdrückt wurde, hatte auch in den von der Salza und ihren Nebenzuflüßchen durchströmten Thälern eine Stätte gefunden. Luther's berühmter Freund Staupitz, zum Abt eines salzburgischen Benedictinerklosters ernannt, schützte die neue Gemeinde und wußte auch den damals regierenden Erzbischof, Cardinal Matthäus Lange, derselben geneigt zu machen, so daß die Reformation sich vielleicht über das ganze Ländchen ausgebreitet hätte, wenn nicht ungünstige Umstände dazwischen getreten wären. Staupitz nämlich starb schon beim Ausbruche des Bauernkrieges, den man nicht mit Unrecht für eine mittelbare Folge der Reformation ansah. Der Erzbischof kam dadurch von seiner Hinneigung zu der neuen Lehre sehr bald zurück, und als er gar bei Gelegenheit eines Aufstandes in seiner eignen Residenz sich bedroht glaubte, so verfolgte er bis an sein Ende die Evangelischen auf's Grausamste. Er fuhr mit Hinrichtungen und Einkerkerungen so lange fort, bis die verschont Gebliebenen sich dazu bequemten, äußerlich die Formen der katholischen Kirche anzunehmen, wenn sie

auch im Herzen desto fester den reinern Glauben bewahrten. Matthäus Lange starb 1540.

Seine Nachfolger zeigten während des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts abwechselnd größere oder geringere Duldsamkeit gegen die Evangelischen, und dem entsprechend wagten sich dann diese mehr oder weniger öffentlich mit ihrem Bekenntnisse hervor, ja unter dem 1727 verstorbenen Erzbischof Grafen Harrach wurde stillschweigend geduldet, daß sie sich ohne Scheu der lutherischen Bibelübersetzung und anderer Reformationsschriften bedienen durften, welche sie in großer Menge von Augsburg und Nürnberg bezogen. Allein die Freude darüber sollte nicht lange dauern. Harrach's Nachfolger wurde Leopold Anton Eleutherius Graf Firmian, ein Kirchenfürst, dem, wie die Katholiken rühmen [1]), Nichts so sehr am Herzen lag, als die alte von den Voreltern ererbte Religion aufrecht zu erhalten und die verirrten Kinder in den Schooß der katholischen Kirche zurückzuführen. Er verbot deshalb auf's Strengste das Lesen lutherischer Bücher und berief die Jesuiten, deren Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ihm bekannt war, um die Anhänger der Augsburgischen Confession auszuforschen und zu bekehren. Bei der zerstreuten Lage der Bauerwohnungen in den salzburgischen

---

[1]) Zauner's Salzburger Chronik, fortgesetzt von Gärtner Bd. 10. p. 20.

Berggegenden war es nicht leicht, den Kirchenbesuch der Einzelnen zu controlliren, und die Patres gingen überall selbst umher, nach verbotenen Büchern zu suchen und die Uebertreter in's Gefängniß zu liefern. Außerdem befahlen sie, daß Jedermann sich beim Begegnen der katholischen Begrüßungsworte „Gelobt sei Jesus Christus" bediene und einen Schulterrock, Scapulier, nach dem Zuschnitt der Ordensgeistlichen tragen sollte. Jener an sich so harmlos und fromm klingende Gruß war sehr geschickt als Unterscheidungszeichen gewählt, weil die Katholiken demselben in abergläubischer Weise eine sündenvergebende Kraft zuschrieben, indem Papst Benedict XIII. Jedem, der den Spruch sagen, und Jedem, der darauf „in Ewigkeit Amen" erwidern würde, Ablaß verheißen hatte. Die Evangelischen verweigerten deshalb diesen Gruß um so mehr, als sie durch das beständige Umherspionirен der Jesuiten in ihren Wohnungen schon äußerst erbittert waren, und in ihren trotz des Verbotes abgehaltenen Versammlungen lasen und beteten sie desto eifriger aus den verpönten Büchern. Nun griff der Erzbischof zu strengern Maßregeln. Er ließ einen gewissen Lerchner, der großen Einfluß unter den Bauern hatte, einsperren, gab ihn dann wieder frei, setzte ihn dann nochmals gefangen und machte unkluger Weise einen Märtyrer aus ihm. Dann, um ihn loszuwerden, verwies man denselben außer Landes. Einige Bauern schlossen sich dem Vertriebenen an und begaben

sich mit Lerchner nach Regensburg, um den Reichsgesandten der evangelischen Stände ihre Klagen wegen Religionsbedrückung vorzutragen. Sie fanden daselbst Gehör und beschwerten sich über Verletzung der westphälischen Friedensbestimmungen, weil man sie ihres Glaubens wegen vertrieben habe, ohne ihnen den Verkauf ihrer Güter binnen der durch jenen Frieden festgesetzten Frist zu gestatten [1]). Das Corpus Evangelicorum nahm sich der Bittsteller an und erließ an den Erzbischof eine dringende Aufforderung, den Evangelischen freien Abzug und freien Verkauf ihrer Güter zu gestatten. Der salzburgische Gesandte, welcher das Schriftstück nach Hofe befördern sollte, verweigerte dieselbe anzunehmen, setzte aber den Erzbischof natürlich von dem Vorfall in Kenntniß. Dieser ließ nun erklären, daß in dem für die westphälischen Friedensbestimmungen maßgebenden Jahre 1624 in seinem Lande keine Evangelischen gewesen, der Friede also dort keine Anwendung finde, vielmehr müßte Jeder, der sich in seinem Gebiete offen für einen Lutheraner bekenne, wie

---

[1]) Die katholischen Schriftsteller leugnen, daß man ihnen den Verkauf der Güter verwehrt habe. Indirect ist das aber jedenfalls geschehen, wie die nachfolgenden Ereignisse beweisen. de Casparis Emigrat.-Gesch., übersetzt von Stuber p. 3. Zauner's Chronik l. c. 23. Da übrigens der Befehl, den katholischen Gruß zu sprechen und das Scapulier zu tragen, nicht geleugnet wird, so ist das Andere unerheblich.

ein Rebell und Empörer betrachtet werden, auch seien nicht die evangelischen Gesandten, sondern der Kaiser die Instanz, an welche die Bauern sich hätten wenden müssen.

Natürlich wuchs die Erbitterung des Erzbischofs gegen seine Unterthanen durch diese Vorgänge immer mehr. Die Kinder der Protestanten durften von Geistlichen nicht getauft, ihre Leichen nicht kirchlich beerdigt werden. Er sperrte die Bauern, die sich nicht fügen wollten, mit Ketten beladen in schlechte Gefängnisse, wo sie auf bloßer Diele liegen mußten [1]), und da man bei der großen Zahl der Dissidenten fürchten mußte, dieselben könnten sich zu gewaltsamer Widersetzlichkeit ermannen, so wurden Truppen vom Kaiser erbeten und und von diesem, obwohl ungern, gewährt, mit denen man die festen Plätze und die Grenzen besetzen ließ und so den Weg zu fernerer Beschwerdeführung außerhalb Landes abzuschneiden suchte. Dennoch gelang es einigen Abgesandten der verfolgten Bauern nach Regensburg zu kommen, wo sie nunmehr als Bevollmächtigte von 19,000 in sieben salzburgischen Bezirken wohnenden Bekennern der augsburgischen Confession auftraten und den Antrag stellten, daß entweder in

---

[1]) Das wird von den Katholiken nicht geleugnet, sondern nur durch Anführungen von Gesetzesstellen vertheidigt. Chronik l. c. p. 45.

jeder dieser Gemeinden evangelischer Gottesdienst eingeführt und evangelische Pfarrer angestellt würden, oder daß man ihnen erlaubte, ihre Güter ordnungsmäßig zu verkaufen und auszuwandern.

Daheim warteten die Bauern mit größter Ungeduld des Bescheides. Trotz der strengsten Verbote versammelten sie sich an verabredeten Orten und faßten, unter Absingung geistlicher Lieder und Anhörung erbaulicher Vorträge, ihre Beschlüsse. Der Erzbischof, der gern alles Aufsehen vermieden hätte, sandte eine Commission in's Land, um die Sache zu untersuchen, allein da von der einen Seite der gute Wille, von der andern das Zutrauen fehlte, so hatte das keinen Erfolg.

Gegenüber den Abmahnungen und Vorstellungen der evangelischen Fürsten, der Könige von Dänemark und Preußen, sowie der Generalstaaten, die sich ernstlich für ihre unterdrückten Glaubensgenossen verwendeten, bediente der Erzbischof sich der sehr klug ersonnenen Einrede, daß die Beschwerdeführer gar nicht Bekenner der durch den westphälischen Frieden geschützten augsburgischen Confession, sondern sectirerische Schwärmer wären, die durch ihr rebellisches Betragen gegen die Befehle des Landesherrn überdies jeden Anspruch verscherzt hätten, den sie etwa aus jenen Friedensbestimmungen herleiten könnten [1]).

---

[1]) F. J. Moser. Emigrations-Akten p. 159.

Allein diese Ausflucht wurde durch das gründliche Religionsexamen widerlegt, welches man von evangelischen Geistlichen mit den Ausgewanderten anstellen ließ, wo sie sich als sehr wohl unterrichtete evangelische Christen auswiesen.

Der Kaiser hatte Anfangs dem Gebahren des Erzbischofs nicht nur ruhig zugesehen, sondern ihn, wie wir hörten, durch Absendung von Soldaten unterstützt und außerdem zwanzig Salzburger Bauern, die sich beschwerdeführend nach Regensburg begeben wollten, an der Grenze festnehmen und in Linz gefangen halten lassen. Als aber die Unruhen ernster wurden und sich immer weiter ausbreiteten, da schien es den benachbarten katholischen Fürsten, namentlich auch dem Kaiser wegen der österreichischen Länder und dem Kurfürsten von Bayern, sehr wünschenswerth, durch friedliche Beilegung dieser Religionsstreitigkeit die Gefahr der Ansteckung von ihren eigenen Unterthanen abzuhalten. Deshalb erließ der Kaiser, der es wegen seiner pragmatischen Sanktion nicht mit den protestantischen Fürsten verderben durfte, am 26. August 1731 ein sogenanntes Dehortatorium [1]), durch welches er die Protestanten zur Ruhe und Gehorsam gegen ihre Obrigkeit ermahnte, zugleich versprach, ihre Beschwerden, wenn sie dieselben schriftlich einreichten, zu prüfen und ihnen

---

[1]) Salzburgische Chronik l. c. p. 115.

zu ihrem Rechte zu verhelfen. Der Erzbischof sah hierin einen Eingriff in seine Regierungsrechte und verbot die Bekanntmachung des Erlasses. Der Kaiser nahm das natürlich sehr übel auf und wurde dadurch schon einigermaßen milder gegen die Bauern gestimmt, der Erzbischof aber fuhr fort, die Evangelischen auf alle Weise zu plagen und zu verfolgen. Das Hin- und Herschreiben mit den Reichstagsgesandten und den auswärtigen Mächten würde erfolglos immer weiter gedauert haben, wenn nicht König Friedrich Wilhelm von Preußen in seiner praktischen Weise dazwischen getreten wäre. Durch zwei von Regensburg nach Berlin gekommene salzburger Bauern hatte er sich mündlich von ihnen über ihre Lage Bericht erstatten lassen. Die Hofprediger Rolof und Reinbeck mußten ein Religionsexamen mit ihnen anstellen und erklärten sie für gute Lutheraner. Die Persönlichkeit dieser Leute hatte den König davon überzeugt, wie vortheilhaft es für seine Länder wäre, wenn er viele tausende dieser braven Verfolgten, die noch dazu seine Glaubensgenossen waren, als Colonisten für das verödete Preußen und Litthauen gewinnen könnte. Seine eigne ächt protestantische Gesinnung kam hinzu, und indem er sich offen für den Beschützer der salzburger Evangelischen erklärte, beschloß er ein Mittel anzuwenden, welches er bereits früher den Katholiken gegenüber sehr wirksam gefunden hatte.

Als nämlich der fanatische Kurfürst Karl Philipp von der Pfalz, aus dem neubekehrten Hause Neuburg, mit dem bei Convertiten gewöhnlichen Uebereifer seine protestantischen Unterthanen bedrückte und denselben unter andern in der Residenzstadt Heidelberg ohne Weiteres ihre Hauptkirche wegnahm und den Katholiken übergab, ohne auf die dringendsten Gegenvorstellungen der protestantischen Mächte, und namentlich Preußens, Rücksicht zu nehmen, da hatte Friedrich Wilhelm im Jahre 1719 befohlen, als Vergeltungsmaßregel den katholischen Dom in Minden zu schließen und das Kloster Hadmersleben im Halberstädtischen für königliche Rechnung zu verwalten. Dadurch wurde die gesammte katholische Geistlichkeit in die größte Angst versetzt, um so mehr, als Hannover, diesem Beispiele folgend, ebenfalls die katholische Kirche in Celle zuschloß. Die Priester bewogen nun schleunigst den Kurfürst zur Nachgiebigkeit. Er schickte selbst den Reformirten die Schlüssel zu ihrer Kirche zurück, gab den verbotenen Heidelberger Katechismus wieder frei, und Friedrich Wilhelm hob dann seinerseits den angewendeten Gegendruck auf.

Eingedenk dieses guten Erfolges ließ Friedrich Wilhelm nun auch dem Erzbischof von Salzburg auf's Bündigste erklären, daß, wenn er seinen evangelischen Unterthanen nicht freien Abzug und die Veräußerung ihres unbeweglichen Vermögens gestatte, der König seine katholischen Unterthanen, namentlich die geistlichen

Stifter ebenso behandeln würde, wie der Bischof die unterdrückten Bauern.

Der Kirchenfürst, theils aus Fanatismus, theils weil er glaubte, daß kein anderer Weg offen stände, um endlich Ruhe im Lande zu schaffen [1]), kam nun zu dem unerhörten Entschluß, nicht etwa den Evangelischen freien Abzug zu gestatten, sondern sämmtliche Einwohner seines Gebiets, die sich nicht zur katholischen Religion bekannten (es mochten etwa 30,000 sein), gradezu aus dem Lande zu jagen, doch hielt er es für angemessen, die Bauern vorher zu entwaffnen, um jeden gewaltsamen Widerstand unmöglich zu machen. Die Salzburger sind nämlich, wie bekannt, fast ebenso gute Schützen wie ihre Nachbarn, die Tiroler. Jeder Mann hat sein Feuergewehr, die sogenannten Kugelstutzen. Unter dem Namen der Feuerschützen bildeten diese Leute mit Genehmigung der Landpfleger eine Art von Zunft. Nun wurden dieselben zu einer großen Musterung befohlen, und am 22. October 1731 fanden sie sich sehr zahlreich an den bestimmten Orten ein. Man umringte sie mit Soldaten und drohte Jedem den Tod, der nicht sofort sein Gewehr hinwürfe. Der Uebermacht weichend, gehorchten sie ohne Widerrede. Wenige Tage nachher veröffentlichte der Erzbischof (31. October 1731) das unerhörte Emigrationsedict, welches einen Schrei

1) Chronik l. c. p. 193.

des Abscheus unter den Gebildeten der ganzen Welt erregte [1]). Nach einer langen schwülstigen Einleitung, in welcher den Evangelischen alle möglichen Schandthaten und Verbrechen Schuld gegeben wurden, folgen die zwölf Artikel des Edicts selbst. Alle sich zur lutherischen oder reformirten Lehre bekennenden Einwohner werden bei schwerer Leibes- und Lebensstrafe des Landes verwiesen. Bei denselben Strafen müssen alle männlichen und weiblichen über 12 Jahr alten unangesessenen Personen, Knechte, Arbeiter rc. binnen acht Tagen „mit hindann tragendem Sack und Pack" abziehen. Dieselbe Bestimmung trifft alle in landesherrlichem Dienste, beim Berg- und Hüttenbau rc., beschäftigten Personen, deren Besoldung am Tage der Veröffentlichung des Edicts aufhört. Alle Bürger und Meister verlieren das Bürger- und Meisterrecht, die Bauern und andere Besitzer von unbeweglichen Gütern sollen aus besonderer fürstlicher Gnade, jenachdem sie 150, 500 oder noch mehr Gulden versteuern, ein, zwei oder drei Monate Zeit haben, das Ihrige so gut sie können zu verkaufen, dann aber bei Leib- und Lebensstrafe das Land verlassen. Alle diese gnädigen Bestimmungen kommen aber nur den Augsburgischen Confessionsverwandten zu gute, gegen andere Ketzer (und wer dazu gehört, entscheidet natürlich der Erzbischof) bleibt die wohlverdiente

[1]) Vollständig abgedruckt in der salzburgischen Chronik X. 193.

Strafe vorbehalten. Dies der wesentliche Inhalt des Edicts.

Die unangesessenen Arbeiter hielten die ihnen gestellte Frist von acht Tagen für eine bloße Drohung, weil sie sich nicht denken konnten, daß man den Bauern für die denselben gestattete Zwischenzeit von zwei bis drei Monaten ihre Knechte und Mägde fortnehmen und ihnen so jede ländliche Arbeit unmöglich machen könnte. Deshalb hatten auch die wenigsten von ihnen sich ernstlich zur Auswanderung vorbereitet, als plötzlich am 30. November eine Schaar Soldaten in ihren Thälern erschien und neunhundert von ihnen, wie sie gingen und standen, aus den Häusern und vom freien Felde fortschleppten. Viele der Unglücklichen waren kaum mit der nöthigsten Kleidung versehen, fast Niemand hatte seine Sachen zusammengepackt. Halbnackt wurden die Vertriebenen der Hauptstadt zugeführt unter dem Hohn und den Mißhandlungen der katholischen Bevölkerung. In Salzburg mußten sie hungernd und frierend wochenlang auf ihre Auswanderungspässe warten, bis man sie endlich um die Mitte des Dezember der bayrischen Grenze zuführte. Hier gab es neuen Aufenthalt, weil der Kurfürst erst wegen der Transportkosten mit Salzburg unterhandelte und es überhaupt sehr ungern sah, daß seine gläubigen Unterthanen mit diesen Ketzern in Berührung kämen. Endlich führte man die von der grimmigen Kälte

Gequälten weiter, durch eine ihnen feindlich gesinnte Bevölkerung. Ihre Leiden hatten erst ein Ende, als sie Kaufbeuren erreichten, die erste Stadt mit katholisch und protestantisch gemischter Bevölkerung. Hier wurden sie von ihren Glaubensgenossen freundlich aufgenommen und bewirthet. Mehr als hundert von den Fremden traten in der Stadt und deren Umgegend dauernd in Dienste. Von nun an geleitete sie ein freundliches Schicksal auf der ferneren Pilgerfahrt. Die gesammte protestantische Welt war in unerhörter Weise durch die salzburger Vorgänge in Aufregung versetzt. Man betrachtete die Vertriebenen wie Märtyrer, fast wie Heilige. In den Städten suchten Magistrat, Bürgerschaft und Zünfte einander in liebevollem Bezeigen gegen die Glaubensgenossen zu überbieten. Augsburg, Nürnberg, Coburg, Leipzig, Halle und Wittenberg zeichneten sich durch fromme Gastlichkeit aus. Man zog ihnen schaarenweise entgegen, geleitete sie in die Kirchen, wo für sie gepredigt wurde, und reichte ihnen jede Art von leiblicher Speise und geistlichem Trost. Die Geldgeschenke, welche die Vertriebenen unterwegs empfingen, betrugen gering gerechnet mehr als 80,000 Thaler. In Leipzig allein wurden 6000 Thaler unter sie vertheilt. Man bekleidete Erwachsene und Kinder und überhäufte die Kleinen mit Naschwerk und Spielwaaren. Die Salzburger Frauen, von denen viele ihre Kinder in einer Art von Reisewiege auf dem Rücken trugen, erregten

die allgemeinste Theilnahme. In jedem Hause war Mittags und Abends für die Unglücklichen offne Tafel, bei der fast immer die angesehensten Bürger der Stadt selbst die Speisen auftrugen [1]) und herumreichten, z. B. in Halle, wo viele Professoren diesen Liebesdienst verrichteten. Es schienen die Tage der ersten Christen wiedergekehrt. Mit einer Art von Verwunderung erzählen die gleichzeitigen Berichte, daß auch Juden überall ihr Schärflein beitrugen, und daß in Halberstadt der Rabbiner in der Synagoge bekannt machte, es solle sich Niemand unterstehen, im Handel mit den Salzburgern den geringsten Profit zu nehmen.

Ueberall behielt man eine Anzahl der Gäste zurück, und obgleich die Meisten sich nicht von den Gefährten trennen wollten, so kamen doch gar viele nach Württemberg und sogar nach Holland. Die übrigen setzten ihren Weg unter dem Geleit von vier Theologen, welche der Gründer des Waisenhauses in Halle ihnen von dort mitgab, nach Berlin fort. Sie begannen jeden Tag mit Gebet und Gesang, wie sie denn überhaupt der langentbehrten freien Religionsübung mit größter Begierde sich hingaben. In den Kirchen der Städte empfingen sie das heilige Abendmahl mit so brünstiger Andacht, daß die Zuschauer in Thränen zerflossen.

In Potsdam empfing der König die Ankommenden

---

1) Salzburger Chronik l. c. p. 475.

persönlich, redete mit den Einzelnen und reichte ihnen die Hand zum Kusse. Sie wurden auf seine Kosten bewirthet und in Berlin alsdann von der königlichen Familie und der ganzen Einwohnerschaft ebenso reichlich und liebevoll aufgenommen und bewirthet wie überall.

Diese erste Colonne der Unangesessenen bildete aber nur den Vortrab des großen Zuges, denn die bäuerlichen Wirthe mit ihren Familien, über 20,000 an Zahl, hatten bis Georgi (23. April 1732) Nachfrist erhalten, weil der Erzbischof, durch den allgemeinen Schrei der Entrüstung über seine Unmenschlichkeit erschreckt, doch nicht mehr wagte, auch diese Schaaren in die Winterkälte hinauszustoßen. Diese Zwischenzeit benutzte König Friedrich Wilhelm I., um durch feierliches Patent vom 2. Februar 1732 [1]) die gesammte vertriebene Bevölkerung, die Ackerbauer und Handwerker, in seine Staaten einzuladen. Aus christköniglichem Erbarmen und herzlichem Mitleid gegen die bedrängten Glaubensgenossen bietet er ihnen seine mildreiche Hand. Den Erzbischof ersucht er freundlichst um reichsconstitutionsmäßige freie Entlassung seiner evangelischen Unterthanen, wobei jedoch die Drohung von Repressalien für den Fall der Weigerung deutlich genug durchblickt. Diejenigen, welche sich in des Königs Länder begeben wollen,

---

[1]) Vollständig u. a. in der Salzburger Chronik l. c. p. 287 abgedruckt.

sollen schon in Folge dieses Entschlusses als preußische Unterthanen betrachtet werden. Er bittet alle Fürsten um Gestattung freien Durchzuges für dieselben und schickt ihnen Reisecommissarien entgegen, welche die einzelnen Abtheilungen an ihre Bestimmungsörter führen und jedem Manne vier, jeder Frau drei, den Kindern zwei gute Groschen tägliches Reisegeld zahlen sollen.

Außer den bereits oben mitgetheilten Verheißungen, die der König allgemein für alle Einwanderer erlassen hatte, wurde den Salzburgern, welche die wüsten Höfe in Preußen und Litthauen annehmen würden, noch die vollständige erste Einrichtung an Vieh, Ackergeräth und Saatgetreide kostenfrei versprochen und die Versicherung gegeben, daß ihnen nach Bedürfniß Kirchen erbaut und Seelsorger angestellt werden sollten.

Das hatte denn zur Folge, daß die bei weitem größte Zahl der Auswanderer sich nach Preußen wandte (nicht weniger als 15—16,000 kamen im Frühjahr 1732 dahin), während einige Tausend andere dem Rufe der Könige von England und Dänemark und der Generalstaaten folgten.

Die Marschcommissarien führten die Abtheilungen auf verschiedenen Wegen ihrer Bestimmung zu, um nicht die dazwischenliegenden Orte durch zu häufig wiederkehrende Durchzüge zu belästigen. Solche Vorsicht wäre indessen kaum nöthig gewesen, da die Begeisterung für die Verbannten sich mit jeder neuen Schaar

von Ankömmlingen wo möglich noch steigerte. Die Caravanen nahmen sich übrigens jetzt schon viel stattlicher aus, als das erste Mal. Die Bauern führten zum Theil Wagen, Pferde und beträchtliche Habe mit, und viele von ihnen hatten das baare Kaufgeld für ihre Besitzungen bei sich, wie sehr auch der Betrag durch die habgierigen Bedrückungen der salzburger Beamten geschmälert war. In Nürnberg kamen in der Zeit vom 4. April bis zum 28. Juli allein 7428 Personen in acht verschiedenen Abtheilungen an. Alle wurden gleich liebevoll und freigebig aufgenommen [1]), und durchweg wiederholten sich auf der ganzen Reise nach Berlin die vorigen Auftritte in noch größerem Maßstabe. Das Volk stimmte in die frommen Gesänge der Pilger mit ein und hörte andächtig dem aus dem Herzen kommenden Glaubensbekenntnisse zu, welches die Salzburger vor der Geistlichkeit in den Kirchen ablegten. Ihre eigenthümliche Redeweise und die malerische Tracht der Vertriebenen gab den Aufzügen noch einen besonderen Reiz.

Abbildungen von ihnen wurden in Kupfer gestochen und fanden weite Verbreitung. Es sind mehr als

[1]) Unter den vielen gleichzeitigen Beschreibungen dieser Vorgänge ist wegen der beigegebenen Abbildungen besonders interessant: Der salzburgischen Emigranten Wanderschaft (von Baum) Nürnberg 1732.

14 Medaillen bekannt, welche sich auf diese salzburgische Religionsverfolgung beziehen.

In Berlin bezeigte besonders die Königin große Theilnahme für die Vertriebenen, von denen sie wiederholt mehrere Hunderte in ihrem Schlosse Monbijou festlich bewirthete und mit Geld und Bibeln beschenkte. Sie ließ ein besonders anmuthiges Mädchen aus Salzburg von dem berühmten Pesne für ihre Sammlung malen. Es lag in der Art der Berliner, daß die fremden Gäste förmlich in die Mode kamen, so daß die Damen spitze salzburger Hütchen trugen und allerlei Putzgegenstände nach den Ausgewanderten benannten [1]).

Wenn auf diese Weise bis jetzt die Pilgerfahrt der Vertriebenen mehr oder weniger den Charakter einer erhebenden Festlichkeit angenommen hatte, so sollte nunmehr, wo die Ankömmlinge ihrer eigentlichen Bestimmung zugeführt wurden, auch der trockene Ernst nicht fehlen.

Schon unterweges hatte es sich gezeigt, daß der König von dem Augenblicke an, wo seine Reichscommissarien die einzelnen Züge übernahmen, im strengsten Sinne des Wortes die Salzburger wie seine Unterthanen und sich selbst als ihren Herrn und Gebieter betrachtete. Die Selbstbestimmung der Einzelnen hatte

[1]) Königs Berlin p. 218.

vollständig aufgehört, so daß z. B. ein junges salzburgisches Mädchen, welches man in einer Leipziger Familie sehr gern an Kindes statt angenommen hätte, unter keiner Bedingung die Erlaubniß erhalten konnte, daselbst zu bleiben [1]). Dagegen hielt man das Versprechen, wonach sie ihren Aufenthaltsort innerhalb der preußischen Staaten frei wählen durften, und wie gern der König auch einen Theil der Ankömmlinge im Magdeburgischen und Halberstädtischen angesiedelt hätte, so mußte er ihnen doch nachgeben, als sie bei einander zu bleiben verlangten und darauf bestanden, sämmtlich nach Preußen und Litthauen geführt zu werden.

Auf verschiedenen Straßen, theils zur See, theils zu Lande wurden sie demgemäß dahin gebracht und dem Minister von Görne untergeordnet, welcher Befehl hatte, für ihre neue Niederlassungen zu sorgen. Da fehlte es denn gar bald nicht an allerlei Klagen und Beschwerden, weil die ganz neue Arbeit und Beköstigung ihnen nicht zusagte und das Heimweh nach den Bergen erwachte, auf denen sie umherzuschlendern gewohnt waren. Auch über die zu leistenden Dienste gab es Streitigkeiten, weil sie über die Bedeutung der ihnen bewilligten Freijahre sich zu günstige Vorstellungen gemacht hatten.

Es war ihnen zu wissen gethan, daß je nach der

---

1) Salzburger Chronik l. c. 294.

Güte des den Einzelnen zugetheilten Bodens ein für alle Mal ein gewisser Theil der Ernte statt aller andern Lasten und Abgaben an den König abgeführt werden sollte. Allein man verlangte nun noch allerlei auf den Gütern haftende persönliche Leistungen, z. B. Botengänge und Spanndienste, von denen die Fremden Nichts gewußt hatten. Ferner war für die Handwerker, welche sich in den Städten auf wüsten Stellen Häuser bauen würden, die Befreiung der Abgaben nur in Bezug auf solche Steuern ausgesprochen, die nicht in die königlichen Kassen fließen, was ebenfalls zu Streitigkeiten und Unzufriedenheiten über die Auslegung dieser Bestimmung führte. Dazu kam die Mißgunst, welche die alten Einwohner den bevorzugten Colonisten entgegentrugen, an denen ihnen vieles Fremdartige nicht gefiel, und deren Gebirgskröpfe ihren Spott und Ekel erregten; — mit einem Wort, es fehlte auch hier neben so vielem Lichte nicht an Schatten, und manches Jahr mußte vergehen, bis diese Mißverhältnisse sich ausgleichen und die Salzburger in ihren neuen nordischen Wohnsitzen heimisch werden konnten.

Der König wurde seiner Gewohnheit nach nicht müde, bis in's Einzelnste für das Gedeihen seiner Schöpfung Sorge zu tragen. Als Görne ihm vortrug, wie schwierig sich im Anfange Alles einrichten ließ, und wie die ganze Sache erst alsdann eine bessere Gestalt gewinnen würde, wenn die Ansiedler sich einge=

wöhnt hätten, bis wohin das Publikum „Einen haben müßte, auf den es losgehen könnte,“ da schrieb Friedrich Wilhelm an den Rand der Vorstellung: „losgehn? es geht auf mir los, Ich übernehme alles!“

Da hatte er denn nicht blos die Klagen der Emigranten, sondern auch die ärgsten Verleumdungen von katholischer Seite zu erdulden, wo man schamlose Lügen über allerlei Unfälle verbreitete, die den Wanderern unterweges zugestoßen, und über Bedrückungen, die sie in der neuen Heimath zn ertragen hätten. Der König ließ durch ein Patent vom 4. October 1733 das Alles gründlich widerlegen und wurde deshalb in seiner Sorgfalt für die Colonisten nicht irre gemacht. Er baute ihnen Kirchen, stellte Prediger an und verschaffte ihnen durch sein festes und beharrliches Auftreten gegen den Erzbischof ziemlich ausreichenden Ersatz für die Verluste, welche den Auswanderern durch den übereilten Verkauf von beinahe 2000 Bauergütern erwachsen waren. Der brandenburgische Gesandte in Regensburg, Baron Plotho, war ganz der Mann dazu, um bei einem hartnäckigen Kirchenfürsten Etwas durchzusetzen und seinem Könige Nichts zu vergeben, wie wir das bei einer viel späteren Gelegenheit wiederholt erfahren werden. An vier Millionen Gulden mußte der Erzbischof seinen vertriebenen Unterthanen noch nachsenden, unerachtet er für sich selbst fast zwanzig Procent Abzugsgeld zurückbehielt.

Bei der Ansiedelung in Preußen erwuchs ein Hauptübelstand daraus, daß der König jedem Bauer zwei Hufen Land, die Hufe zu 30 Morgen, hatte zutheilen lassen, während der Viehstand und die Bespannung, welche er ihnen gewährte, nur für eine Hufe ausreichend war, und die Bauern also die Hälfte wüst lassen mußten. Als nun ihre drei Freijahre abgelaufen waren, trieb man die Steuern auch von dem unbebauten Lande mit größter Härte von ihnen ein, was viel Mißvergnügen und sogar wirkliche Noth und Verarmung bei Einzelnen zur Folge hatte [1]). Ferner machte sich, wie überall in Preußen, so auch bei den Auswanderern, der Uebermuth der Werbeofficiere in lästigster Weise geltend. Denn in den wenigsten Fällen kehrten diese Menschen sich daran, daß der König den Salzburgern feierlichst Befreiung von der Rekrutirung zugesagt hatte; sie schleppten die großgewachsenen Männer mit List und Gewalt weg, und der König, bis zu welchem die Klagen der Gepreßten nur selten durchdringen konnten, war bekanntlich nicht geneigt, die Uebergriffe seiner Werber zu bestrafen.

Indessen traf das doch nur Einzelne. Im Großen und Ganzen dagegen hatte die Ansiedelung den glänzendsten Erfolg, und die noch vor Kurzem so verödete Provinz nahm mit jedem Jahre an Wohlstand zu, und

[1]) Baczko. Gesch. Preußens VI. 421.

die Zahl der Einwohner vermehrte sich. Unter des Königs Aufsicht und nach seinen überall bis in's Einzelnste gehenden Anordnungen entstanden nicht weniger als sechs Städte und 322 Dörfer, die theils neu erbaut wurden, theils auf den Ruinen früherer verlassener Wohnstätten sich erhoben. Insterburg und Gumbinnen erlangten bald solche Bedeutung, daß daselbst Kriegs- und Domainenkammern errichtet wurden, und elf neue Kirchspiele mit den erforderlichen Kirchen und Pfarrhäusern verdankten dem unermüdlichen Eifer des Monarchen ihre Entstehung. Auf sechs Millionen berechnet man die Kosten, welche der König für die Hebung von Preußen und Litthauen verwendete, aber das Geld war wohl angelegt, wie bei allen von dem „großen Wirthe" geleiteten volkswirthschaftlichen Unternehmungen, und noch bei seinen Lebzeiten erntete er reichliche Zinsen von diesem Kapital. So stieg unter andern der Ertrag der Accise in Königsberg allein im Jahre 1736 auf 140,000 Thaler, d. h. 40,000 Thaler mehr als dieselbe 1728 eingetragen [1]).

Als mehrere Jahre später Friedrich der Große diese Gegenden bereiste, erfüllte der Anblick der blühenden Gefilde ihn mit tiefer Ehrfurcht vor der Wirksamkeit seines Vaters. Es schien ihm, schreibt er an Voltaire [2]), etwas Erhabenes und Poetisches in dem

---

[1]) Ranke neun Bücher I. 474. [2]) 27. Juli 1739.

Gedanken, daß nach dem Winke Eines Mannes auf diesen einst so verödeten Quadratmeilen jetzt Hunderttausende von denkenden Wesen in Glück und Wohlstand leben durften.

Friedrich Wilhelm I. hatte sehr wohl begriffen, daß den Wohlthaten, welche er bei jeder Gelegenheit seinen bedrückten Glaubensgenossen erwies, der Lohn auf dem Fuße nachfolgte. Die dünnbevölkerten Provinzen des Staates konnten nur gewinnen, wenn er aus aller Herren Länder so viel wie möglich die gewerbfleißigen, wegen ihrer Religion verfolgten Menschen an sich zog. Schon 1727 hatte er eine Colonie böhmischer Brüder angesiedelt und denselben die heut noch bestehende böhmische Kirche in der Friedrichsstadt erbaut. Sehr gern hätte er ganze Schaaren von böhmischen Protestanten, die durch eine Deputation seinen Schutz erbaten, noch nachkommen lassen, wenn er nicht aus Ehrfurcht vor dem Kaiser Anstand genommen hätte, die Unterthanen desselben zum Ungehorsam zu verleiten [1]). Aber auch wo es ihm keinen unmittelbaren Vortheil brachte, verwandte der König mit größtem, oft wahrhaft rührendem Eifer sich für seine Glaubensgenossen. In Polen zumal, wo der Fanatismus der Jesuiten ganz besonders gegen die Protestanten wüthete, hatte er dazu reichliche Gelegenheit. Schon 1715 war der Starost v. Unruh

---

[1]) Förster Fr. W. I. Bd. III. p. 308.

als Flüchtling in Berlin erschienen, weil man ihn wegen einer die Mängel der Kirche darlegenden Schrift zur grausamsten Todesstrafe verurtheilt hatte[1]. Friedrich Wilhelm sandte denselben nach England, um die Fürsprache der dortigen Regierung für die Dissidenten zu erlangen. Neun Jahre später hatten die Jesuiten in der fast ganz evangelischen Stadt Thorn durch ihre öffentlichen Aufzüge Unruhen veranlaßt. Man ergriff dies als günstige Gelegenheit, um der Stadt ihre religiösen und communalen Freiheiten zu nehmen. Mit Militairgewalt wurden katholische Magistratsmitglieder eingesetzt und eine Menge unschuldiger Menschen grausam hingerichtet. Den König schmerzte es tief, daß er solche Unthaten nicht hindern konnte. Schon während des Laufes dieser Vorgänge hatte er die nachdrücklichsten Vorstellungen erlassen, ohne Etwas auszurichten. Auch seine später an den Kaiser gerichteten Beschwerden halfen zu Nichts. Der König von Polen entschuldigte sich damit, daß ihm kein Begnadigungsrecht zustehe.

Wie sehr Friedrich Wilhelm's Gemüth durch dergleichen Ungerechtigkeiten ergriffen wurde, das trat recht

---

[1]) Förster II. 821. Als einem Gotteslästerer sollte ihm die rechte Hand abgehauen, die Zunge zum Nacken herausgerissen, der Kopf abgeschlagen und seine Güter confiscirt werden.

deutlich bei einer andern ähnlichen Angelegenheit zu Tage: Der große Erfolg, den Franke in Halle mit der Stiftung des Waisenhauses gehabt, regte gute Menschen in allen Ländern zur Nachahmung an. Das Publikum, welches für solche Zwecke zum ersten Male eine freie Lebensäußerung wagen durfte, war unerschöpflich in milden Beiträgen. So hatte ein Gutsbesitzer von Kessel in der Nähe von Oels in Schlesien mit fürstlicher Erlaubniß unter Leitung zweier Franke'scher Schüler ein Waisen- und Krankenhaus errichtet, in welchem bereits 1727 mehr als hundert Personen versorgt wurden. Die katholische Geistlichkeit durfte eine solche Pflanzstätte evangelischer Tugend nicht dulden. Von Breslau aus veranlaßte man einen kaiserlichen Befehl, demgemäß die Anstalt im Winter 1727 geschlossen, die Lehrer Landes verwiesen und die Waisen und Kranken in die Winterkälte hinausgestoßen wurden[1]). Die Gebäude der Anstalt confiscirte man, und Kessel sollte außerdem 1000 Dukaten Strafe zahlen. August Hermann-Franke flehte um des Königs Vermittelung. Dieser schrieb sofort eigenhändig deshalb an Seckendorf und zwar in solcher Hast und Aufregung, daß der General den Brief nicht entziffern konnte, son-

---

[1]) Stenzel III. 490 giebt eine ausführliche Erzählung nach Fuchs Kirchengeschichte von Oels.

dern erst von Grumbkow eine Abschrift anfertigen lassen mußte [1]). „— — ich deklarire hiemit, daß ich in keine domestica von große Herren ich mich meliren thue, absonderlich von Ihro Kaiserl. Maj. Sachen, da ich zu großen Respect davor habe, aber dieweil es eine gewissenhafte Sache ist, stille zu schweigen, da ich darum ersuchet bin (durch das Schreiben von Franke nämlich, welches der König beilegte) also überschicke ich diese Bitte an den ꝛc. Grafen Seckendorf es umb Jesu willen zu recommandiren, daß Sr. Kaiserl. Majestät Gnade und Barmherzigkeit haben. So Majestät intencion bin persuadirt, ist guht. Aber die Jesuiten sind zuwider, die Vögels, die dem Satan Raum geben, und sein Reich vermehren wollen. Gott gebe seinen Segen und lenke seiner Kaiserl. Majestät Herzen."

Seckendorf's Fürsprache konnte nur erwirken, daß dem Kessel die Geldstrafe erlassen und die Gebäude zurückgegeben wurden. Die Anstalt selbst aber durfte nicht wieder hergestellt werden.

Durch die Geringfügigkeit dieser Erfolge ließ sich aber der König keineswegs davon abschrecken, sein Wort für unterdrückte Protestanten überall von Neuem ein-

---

1) Förster Fr. W. I. Bd. III. 249. Grumbkow antwortete: Quel diable de Galimathias, cela nous fera crever la cervelle. So verhandelten über den König die beiden Männer, denen er sein ganzes Herz vertraute.

zulegen, wo es Noth that. Bei dem Könige von Sardinien verwandte er sich für die Waldenser, bei dem deutschen Orden für einen zu Unrecht abgesetzten Prediger, und im letzteren Falle mit mehr Glück, weil er es hier in der Hand hatte, gegen verschiedene innerhalb seiner Staaten belegene Besitzungen des Ordens Repressalien zu brauchen. Als dagegen in Ungarn sich die Bedrückungen gegen die Evangelischen erneuten, konnte Friedrich Wilhelm, wegen der Scheu, die er empfand, dem Kaiser ernstlich gegenüber zu treten, Nichts thun, als seine Vorstellungen wiederholen, ohne dieselben beachtet zu sehen.

Sechszehntes Kapitel.

Finanzen. Landescultur. Bauten. Gewerbe.

Durch Errichtung seines General-Ober-Finanz-Kriegs- und Domainen-Directoriums hatte der König die Regelung der Ackerbau-, Gewerbe- und Verkehrs-Verhältnisse des Landes in seine Hand genommen. Er bediente sich dieser Behörde ganz so wie die großen Gutsbesitzer heutzutage sich ihrer Kameralämter bedienen. Es war Niemand da, der ihm dreinreden konnte. Die Landstände waren zu Kassenbehörden herabgesunken.

Auch die Städte kamen bald in vollständige Abhängigkeit von den königlichen Behörden. Steuerräthe, jetzt Kriegsräthe genannt, führten die Oberaufsicht über das Kämmereivermögen. Aus dem Stadtsäckel durfte für Gemeindezwecke nur dasjenige verwendet werden, was der König nicht für seine eigenen Bedürfnisse in Anspruch nahm. Die Bürgermeister- und Kämmereiposten wurden im Interesse der Rekrutenkasse dem Meistbietenden zugeschlagen. Von irgend welcher Selbstständigkeit der Communen war nicht mehr die Rede, sie versanken in engherziges Spießbürgerthum und ließen ohne Widerrede selbst das Schimpflichste über sich ergehen. So hatte der König einst die Beschwerden des Buchbinders Reichardt über den Berliner Magistrat sich vortragen lassen. Er beschloß, denselben, der von den dort obwaltenden Mißbräuchen Kenntniß zu haben schien, als Aufpasser über diese Behörde zu brauchen und ernannte ihn ohne Weiteres zum Rathmann mit Sitz und Stimme im Collegium. Er wurde auch eingeführt, brachte aber keine Denunciationen vor. Als der König ihn nach einiger Zeit deshalb zur Rede stellte, sagte er, man sehe die Sachen mit andern Augen an, wenn man selbst am grünen Tische sitze. Es gehe Alles in bester Ordnung her. Der König lachte und sagte: „Lauf Schuft, du hängst den Mantel nach dem Winde.“ Damit war die Sache abgethan.

Wo es irgend anging, wurden den Kämmereien die

Kosten aufgebürdet, die der König zu bezahlen keine Lust hatte. Er schrieb dann unter die Vorstellungen ganz kurz: „Kemerey", oder „Kemrey ist gut, soll zahlen." Vor allen Dingen war es aber die Verbrauchs-Accise, durch welche er verstand, sich die Städte nutzbar zu machen. Diese Abgabe und noch viel mehr die beschwerliche Art, wie man dieselbe erhob, wurde überall im Lande sehr übel empfunden. Eigentlich neue Steuern hat der König während seiner ganzen Regierungszeit nicht ausgeschrieben, was auch bei dem Steuerdruck, welcher seit dem großen Kurfürsten auf den Unterthanen lastete, kaum möglich war. Es wurde sogar die Perrücken- und die Carossensteuer aufgehoben, die, seit der Luxus so sehr beschränkt worden, nicht mehr die Erhebungskosten deckten. Dagegen gelang es ihm, durch verbesserte Bewirthschaftung der Domainen und durch Hebung jeder Art von Gewerbsthätigkeit seine eignen Einkünfte und den Wohlstand des Landes von Jahr zu Jahr in Aufschwung zu bringen und im Verhältniß damit dann auch die Sätze zu erhöhen, nach welchen die Accise erhoben wurde. Gleich nach dem Regierungsantritt war eine Acciseordnung für die Mark Brandenburg erlassen und dieselbe nach Beendigung des pommerschen Feldzuges auch in den westlichen Provinzen [1]) eingeführt, was den dortigen, daran nicht

[1]) Mit Ausnahme von Geldern, welches durch seine bei der Uebernahme gewährleistete Verfassung davor geschützt blieb.

gewöhnten Unterthanen so drückend erschien, daß umfangreiche Auswanderungen erfolgten. Dadurch ließ sich der König nicht irre machen, vielmehr wollte er dem ganzen Lande zu erkennen geben, wie ernst er es mit seiner Accise zu halten gedenke, indem er sich selbst und seine königliche Familie der Abgabe unterwarf[1]) und alle Waaren und Lebensmittel, welche im Schlosse verbraucht wurden, an den Thoren zu besteuern befahl. Jeder königliche Küchenwagen sollte visitirt und die verschwiegenen steuerbaren Waaren confiscirt werden. So wollte er den Unterthanen das Beispiel geben, wie man sich dem Gesetze zu unterwerfen hätte.

In der That wurde das Publicum von den Steuerbeamten in unerträglicher Weise belästigt. An jedem Stadtthore hatte der Einpassirende dieselben widerwärtigen und zeitraubenden Durchsuchungen zu bestehen, welche uns noch heutzutage an den Landesgrenzen oft zur Verzweiflung bringen. Die Frachtwagen wurden in jeder Stadt durchsucht, alle Waarenballen und Kisten entweder geöffnet oder versiegelt, um auf den Packhof gebracht zu werden. Bei schwerer Strafe durfte dann nur in Gegenwart der Visitatoren ausgepackt werden.

Außerdem waren alle mit Lebensmitteln handelnden Personen, Bäcker, Fleischer, Höker ꝛc. wöchentlich,

---

[1]) Verordnung vom 20. Mai 1713. Mylius IV. III. 2. No. 48.

die Müller sogar täglich, einer Durchsuchung der Vorräthe auf ihren Speichern unterworfen. Die Zahl der Zugthiere an den Bauerwagen mußte controlirt und bescheinigt werden, damit nicht etwa ein Pferd oder Ochs unversteuert in der Stadt bliebe[1]). Außer den härtesten persönlichen Strafen traf den Defraudanten Verlust der eingeschwärzten Waare nicht nur, sondern auch des Gespanns und der Pferde. Um alle „Durchstechereien und Gevatterschaften" zu vermeiden, sollten die Thorschreiber nicht nur oft von einem Thor an's andere, sondern auch von einer Stadt in die andere versetzt werden.

Obgleich der König, nach Ausweis der bei Mylius abgedruckten Tarife, die Abgaben für verschiedene Waaren seit 1713 immer wieder erhöht, einige verdoppelt, andere vervierfacht, selbst verzwölffacht hatte, so nahm er es doch sehr übel, wenn man sagte, er erhöhe die Accisesätze. Durch mehrfache Verordnungen bedrohte er mit harter Strafe Denjenigen, der solche Verleumdungen ausspräche. Kein Verkäufer sollte sich unterstehen, die Preise der Waaren unter dem Vorwande gesteigerter Accisesätze in die Höhe zu treiben. Gesinde, welches bei Einkäufen etwa die Accise zum Vorwande für ihre Unterschleife gebrauchte, sollte an den Pranger

---

[1]) Instruction vor die Visitatores bei der Accise. Mylius daselbst No. 51.

gestellt werden. Wer Gegenstände, die überhaupt nach den Tarifen nicht eingeführt werden durften, dennoch in's Land brachte (und das waren fast alle Waaren, die in den einheimischen Fabriken verfertigt wurden), sollte Leibes= selbst Lebensstrafe erdulden. Nur Geistliche und Schulbediente waren in den Städten und auf dem Lande für ihre persönlichen Bedürfnisse, nicht aber für das, was zum Verkauf an den Markt kam, befreit. Das Spionirsystem, zu welchem die Steuerbeamten angewiesen waren, wurde zu einer förmlichen Landplage. Widersetzlichkeiten und Gewaltthaten gegen die verhaßten Aufpasser wiederholten sich täglich. Die stets von Neuem geschärften Strafmandate dagegen blieben ohne Wirkung.

Dem Ertrag der Accise selbst that das Alles keinen Abbruch. Fast in jeder einzelnen Stadt wuchsen die Einnahmen von Jahr zu Jahr. Zwar sind die Zahlen der darüber angefertigten Tabellen noch nirgends vollständig veröffentlicht [1]), doch wissen wir z. B. aus Baczko's Mittheilungen, daß in Königsberg von 1728 bis 1738 die Accise von 104,000 auf 129,000 Thaler stieg. In Berlin betrug die Zunahme in demselben Zeitraume 84,000 Thaler. Wenn man ferner erfährt, daß die Einwohnerzahl in Berlin während dieser Re=

---

[1]) Nach Ranke, 9 Bücher I. p. 475, stieg die Accise in Halberstadt von 8,400 auf 18,000, in Cleve von 28,000 auf 40,000 Thlr.

gierung von 61,000 auf 98,000 stieg, die Gesammtzahl der Unterthanen aber 1740 etwa 2,400,000 betrug, und daß der König zuletzt im Stande war, eine Million für die Armee mehr als im Anfange auszugeben, so kann man aus diesen Zahlen sich eine ungefähre Vorstellung von den Verhältnissen bilden. Den Gesammtertrag der Accise schlägt man für 1740 auf etwa anderthalb Millionen an. In gleicher Art wie die Accise wurde auch das Flußzollwesen geordnet und in die Höhe geschraubt. Mit Recht aber hatte der König nächst diesen indirecten Steuern die Verbesserung der königl. Güter ganz besonders im Auge, weil er wußte, daß hier eine sehr erhebliche Mehreinnahme zu erzielen sei. Für das Domainenwesen war es von der nachhaltigsten Wichtigkeit, daß der König gleich nach seinem Regierungsantritt ein neues Hausgesetz erließ[1]), nach welchem die zum preußischen Staate gehörigen Länder, und welche noch hinzukommen möchten, mit einem ewigen Fideicommiß belegt und der Krone auf ewige Zeiten einverleibt sein sollten. Keiner der Nachfolger durfte, unter welchem Vorwande es auch sein möchte, dieselben verkaufen, verpfänden oder verschulden. Der Unterschied zwischen Chatull- und ordinairen Kammergütern hörte auf. Es giebt fortan nur königliche Domainen, und Alles, was

---

[1]) Vom 13. August 1713. Förster, Fr. W. I, Band 2 p. 168.

dieser Verordnung zuwider vorgenommen wird, soll null und nichtig sein.

Die unter der vorigen Regierung planlos angestellten Versuche, den Ertrag der Domainen zu erhöhen, hatten nun ein Ende. 1716 hob der König überall die Erbpacht auf und führte Zeitpacht ein. Er beaufsichtigte und regelte nunmehr die Bewirthschaftung und die Erträge ganz im Sinne eines großen Gutsherrn, der die Felder von dem Thurm des Schlosses aus übersehen kann und keine Gelegenheit vorübergehen läßt, um seinen Besitz zu verbessern und zu vergrößern. Der Minister von Görne leistete auf diesem Gebiete seit 1720 vortreffliche Dienste. Die Güter wurden genau vermessen und nach der Bodengüte veranschlagt. Was irgend verpachtet werden konnte, wurde, und zwar meist auf sechs Jahre, verpachtet. Man schrieb gewöhnlich Licitationen aus, und da sich die Ertragsfähigkeit der Güter unter der strengen Controle des Königs fortwährend steigerte, so wuchs auch das Pachtgeld in gleichem Maße. Während 1724 die Domainenkasse noch nicht drei Millionen erreichte, schloß dieselbe 1727 schon mit mehr als vier Millionen ab. Das konnte nur durch große Strenge gegen die Pächter erreicht werden. Durch Commissarien des Generaldirectoriums wurden sie beaufsichtigt, ob auch die Bauten im Stande, die Felder in gehöriger Düngung, das Vieh in der vorgeschriebenen Zahl und Güte gehalten würde. Auf

Nachsicht war selbst bei Unglücksfällen nur selten zu rechnen. Der König schrieb unter solche Gesuche: „Abweisen, ein ander Jahr ist wieder Plus.“ — Dann ein Mal, als gemeldet wurde, der Pächter in Pyrehne habe durch Viehseuche 70 Stück Vieh verloren, wofür ihm 403 Thaler zu vergütigen, erfolgte die Resolution: „200 Thaler. Der Kerrel hellet mehr pecus als zum Mist nötig, hofft beim Viehsterben zu profitiren.“ Galt es Verbesserungen einzuführen, so kamen bis in's Kleinste die uns bekannten Grundsätze des Königs zur Anwendung, wonach nur solches Geld ausgegeben werden durfte, welches ganz sicher gute Zinsen versprach. War das der Fall, so standen allezeit die nöthigen Summen zur Verfügung. Außerdem verging kein Jahr, wo der König nicht das Fideicommiß der Krone vergrößerte, oder zum Besten der nachgebornen Söhne des Hauses Güter erwarb. Nur umfangreiche Ländereien aber durften ihm zum Ankauf vorgeschlagen werden. Sonst schrieb er darunter: „Ich verlabbre nicht mein Geld durch kleinen Kauf.“ 1717 und 1718 hat er allein für 600,000 Thaler Güter erworben und während seiner ganzen Regierung viele Millionen auf diese Art angelegt.

Obgleich der König auf diese Weise unablässig bemüht war, den Grundbesitz der Krone zu vermehren, so betrachtete er eigentlich doch den ganzen Staat wie seine Domaine und erstreckte, entsprechend dem ihm

angebornen Sinn für Landescultur und Wirthschaftssachen, seine Sorgfalt bis auf's Einzelnste und Kleinste. Wie er durch Herbeiziehung von Einwanderern aus allen Ländern darauf bedacht war, die Gegenden wieder zu bevölkern, welche Krieg und Krankheit seit hundert Jahren verödet hatten, ist erzählt worden. Gleiche Sorgfalt wendete er auf die Urbarmachung wüstliegender Stellen und sumpfiger Gegenden. In allen Provinzen wies er große Summen für diese Zwecke an. Preußen und Litthauen hatten sich seiner besonderen Sorgfalt in dieser Beziehung zu erfreuen, und bis auf den heutigen Tag sind die Arbeiten berühmt, durch welche es gelang, das sogenannte Luch im Havellande, eine sieben Meilen lange und zwei Meilen breite Sumpfstrecke zwischen Havel und Rhin, mittelst zweier großer Haupt- und vieler Nebenkanäle zu entwässern und in fruchtbares Ackerland zu verwandeln, auf dem Tausende von Menschen Arbeit und Unterhalt gewannen.

Mit wahrer Leidenschaft betrieb er ferner die Ansetzung von Bauern, Büdnern und Kossäten auf den Stellen, die durch den Krieg herrenlos geworden. Nach seiner hastigen Art befahl er 1714, daß binnen sechs Monaten alle solche Stellen wieder ausgethan sein müßten. Als das nicht durchzuführen war, setzte er eine neue kurze Frist und ließ von allen Kanzeln verkünden, daß Jeder, der sich meldete, sofort einen wüsten Hof erhalten könnte. Die alten Kataster aus der Zeit vor dem

Kriege wurden hervorgesucht. Jedes Dorf sollte wieder so viel Einwohner haben wie vor 1624[1]), jeder Ansiedler so viel Acker, womöglich auch Wiese und Garten erhalten, daß er davon leben und alle Abgaben zahlen könnte. Den Adligen wurde zwar gestattet, wenn es die Verhältnisse nöthig machten, einige Hufen selbst unter den Pflug zu nehmen, doch mußten sie davon die bäuerlichen Lasten und Abgaben tragen, alles Uebrige aber mit ländlichen Wirthen neu besetzen. Gleichen Eifer wandte er dem Wiederaufbau der Häuser zu, welche der Krieg in den Städten zerstört hatte, wohl wissend, daß auf den leeren Stellen alsdann sich fleißige Menschen einrichten und zur Vergrößerung und Bereicherung des Staates beitragen würden. Unverhältnißmäßig große Summen wies er selbst den kleinsten Städten zu solchem Behufe an, z. B. wie Buchholz erzählt, 26,000 Thaler für Lichen, 30,000 Thaler für Templin in der Mark. Stendal, welches so arg mitgenommen war, daß beinah 400 Häuser in Asche lagen, hatte sich seiner besonderen Sorgfalt zu erfreuen. Wer dort wieder baute, erhielt außer freiem Material und baarer Unterstützung noch Ehrentitel. Die Bürger wurden zu Bürgermeistern, Räthen u. s. w. ernannt.

---

[1]) Die Verordnung bei Faßmann II. 198 athmete den rührigen Geist des Königs und zeigt in ihrer prägnanten Ausdrucksweise, wie ernst es ihm um die Sache zu thun war.

Bauen war überhaupt des Königs Leidenschaft, der er im vollsten Maße in seinen Residenzstädten Berlin und Potsdam sich hingab. In Berlin lag ihm besonders die Vollendung der Friedrichsstadt am Herzen. Die von seinem Vater und Großvater dort begonnenen Anlagen hatten keinen rechten Fortgang gehabt, weil das sumpfige Terrain sehr schlechten Baugrund abgab. Hier griff er mit der härtesten Willkür durch. Obrist von Derschau wurde zum Oberaufseher des Stadttheils ernannt. Er mußte dem Könige eine Liste aller Einwohner vorlegen, die Geld zum Bauen hätten. Wer auf dieser Liste stand, mußte ein Haus bauen. Keine Entschuldigung wurde angenommen, viele Menschen kamen darüber an den Bettelstab.

Ein Beispiel statt vieler wird diese Dinge anschaulich machen:

Der spätere Geheimrath v. Nüßler hatte dem Könige in der hannöverschen Erbschaftsangelegenheit nicht unbeträchtliche Dienste geleistet, ohne dafür entschädigt worden zu sein. Er erhielt eine Stelle als Kammergerichtsrath, doch keine Besoldung. Dessenungeachtet wurde ihm nebst sieben andern Personen ein großer tiefer Sumpf in der Friedrichsstraße angewiesen, wo sie Häuser bauen sollten [1]. Er stellte dem Obrist Derschau vor, daß er in des Königs Dienst sein Vermögen zuge-

---

[1]) Büsching's Beiträge I. 322.

setzt hätte und außer Stande wäre ein Haus zu bauen, am wenigsten in einem Sumpfe oder Moraste. Der Obrist antwortete kurz: „Der König will gebaut haben, wird auch, wenn Sie es verlangen, einen Befehl an Ihren Schwiegervater ausfertigen lassen, daß er Ihnen einige tausend Thaler zum Hausbau geben soll.“ Als Nüßler bemerkte, daß ein solcher Befehl ihm die Feindschaft seines Schwiegervaters zuziehen würde, antwortete der Obrist: „Nun, so bauen Sie auf Ihre Kosten,“ und ließ ihn stehen. Vergebens wandte Nüßler sich an die Königin, welche zwar ihm zu helfen versuchte, aber Nichts ausrichtete. Als letzten Versuch richtete der geängstigte Mann ein Schreiben an den König, dem er vorstellte, wie er nicht nur viele Jahre umsonst gedient, sondern auch seine Güter bereits verzehrt habe, mit der Bitte, ihn mit dem kostbaren Hausbau zu verschonen. Er erhielt zum Bescheide die Resolution, daß er sonder Raisonniren auf der ihm angewiesenen Stelle ein Haus bauen oder aber Sr. königl. Majestät allerhöchste Ungnade gewärtigen solle. Mit Hilfe guter Freunde gelang es alsdann die Mittel zum Bau zusammenzubringen. Die ihm angewiesene Stelle war ein Fischteich, aus welchem noch während des Rammens große Karpfen herausgezogen wurden. Sechszig Fuß lange Bäume mußten eingerammt werden, deren jeder über 20 Thaler kostete. Das ganze Haus, das nach seiner Vollendung damals kaum den Werth von 2000 Thalern

hatte, kostete 12,000 Thaler. Nüßler bewohnte es eine Zeit lang selbst, dann stand es viele Jahre leer.

Während auf diese Art mit dem Ruin einer großen Anzahl von Menschen die Friedrichsstadt sich erhob, verschonte der König auch seine Günstlinge nicht mit der Verpflichtung zum Bauen, doch erleichterte er denselben die Last gar sehr, indem sie alles Material, einige sogar die Fensterscheiben, geliefert erhielten. Dafür mußten sie aber nach prächtigen, von italienischen Meistern gefertigten Rissen bauen, und auf diese Art entstand eine Reihe von Palästen in der Wilhelmsstraße und am Wilhelmsplatz, welche durch ihre gefälligen Formen und durch die stattliche Reihe großer prachtvoller Zimmer, die sie enthielten, gar sehr von den häßlichen Bauten abstachen, welche der König mit größter Sparsamkeit für öffentliche Zwecke errichten ließ. Ueber tausend neue Häuser wurden unter dieser Regierung allein in der Friedrichsstadt gebaut. Aehnlich wurde in Potsdam verfahren. Dies in einer Sumpfgegend gelegene Dorf wuchs, seitdem der König sein Leibregiment dorthin verlegt hatte, zu einem stattlichen Wohnplatz heran und zählte beim Ende seiner Regierung beinahe 20,000 Einwohner. Für Kirchenbauten gab der König sehr gern das Geld her. Er war überzeugt, damit ein Gott wohlgefälliges Werk zu thun, wofür der Lohn nicht ausbleibe. Außer einer sehr großen Zahl von Dorfkirchen in allen Provinzen, namentlich in

Preußen, ließ er auch z. B. in Königsberg für die französische Gemeinde ein Gotteshaus bauen. In Berlin verdanken die sogenannte Parochial- und die Garnisonkirche ihm ihre Entstehung, auch hatte er sich vorgesetzt, die Petrikirche daselbst mit einem Thurm zu zieren, welcher höher werden sollte als alle Thürme in der Welt. Ueber diesem Bau schien aber ein eigenes Verhängniß zu walten. Denn im Jahre 1730, als der Thurm fast vollendet war, das Gerüst aber noch stand, schlug der Blitz in dasselbe ein, die Kirche brannte nieder und zertrümmerte durch ihren Einsturz mehr als vierzig Häuser. Der König befahl den Neubau sogleich wieder zu beginnen und bewilligte große Summen zur Unterstützung der Abgebrannten. Obgleich der mit der Herstellung des Gebäudes beauftragte Baumeister auf's Dringendste vorstellte, daß das Fundament zu schwach sei den Thurm zu tragen, so wies der König diese Bedenken immer wieder, zuletzt auf die gröbste Weise, zurück. Der Bau wurde demgemäß 1733 vollendet, und der König wohnte mit dem ganzen Hofe der feierlichen Einweihung bei. Schon im nächsten Jahr aber stürzte der Thurm, zum Glück während der Nacht, zusammen. Nur ein Nachtwächter, den noch dazu die Schildwache gewarnt hatte, kam um's Leben. Der König war grade von Berlin abwesend, und keiner seiner Begleiter traute sich, ihm die Nachricht von dem Unfall zu melden. Als dies endlich dennoch geschehen

mußte, weil auf den Gesichtern der Adjutanten zu lesen war, daß irgend ein Unglück passirt wäre, hörte der König den Bericht schweigend an und sprach dann tief aufathmend: „Ich dachte Wunder was es wäre, ich glaubte schon der Flügelmann von Glasenapp wäre todt."

Die Kirche wurde nun nochmals aufgebaut, der Thurm aber nicht wieder hergestellt[1]).

Die Freigebigkeit, welche der König in Bezug auf die Kirchen an den Tag legte, erstreckte sich keineswegs auf sonstige den Staatskassen zur Last fallende Bauten. Namentlich war er äußerst schwer dahin zu bringen, Gelder für die nothwendigsten Dienstlocale der Beamten anzuweisen. Als ihm der Anschlag zu einem Thorschreiberhaus in Crossen vorgelegt wurde, welches 613 Thlr. 2 Sgr. 6 Pf. kosten sollte, schrieb er darunter: „In Potsdam kann ich so ein Haus vor 80 Thlr. bauen, ich habe jetzt kein Geld, aber 50 Thlr. gebe ich. Dafür sollen sie was bauen, mit Lehm geklebet."[2]) Zur nothwendigen Reparatur des Zollhauses in Frankfurt waren 315 Thlr. veranschlagt. Der Bescheid lautete: „Ist es ein Schloß? Reparatio 24 Thlr."

---

[1]) Auch diese neue Kirche ist bekanntlich 1810 wieder abgebrannt, der Gertraudenplatz, auf dem sie gestanden, blieb fast 50 Jahre lang frei, bis er in unseren Tagen durch Aufführung einer neuen Petrikirche wieder verengt wurde.

[2]) Förster, Urkundenbuch I. 60.

Nicht besser ging es den Festungsbauten. Nur für Wesel und Stettin wurden große Summen verwendet. Dagegen erhielt der Gouverneur von Küstrin auf die Meldung, daß die Bollwerke daselbst schadhaft wären, zum Bescheide: „Ich habe es gesehen, es kann wohl noch dreißig Jahre stehen, wo aber darauf geschossen wird, hält es nit die Attaque, ist aber nit Gefahr an diesem Ort."

Ueberall, wo kein unmittelbarer Nutzen ersichtlich war, verweigerte er das geforderte Geld. Freigebig dagegen war er mit den zur Hebung der Gewerbe und Fabriken erforderlichen Ausgaben. Diese schienen ihm allezeit zweckmäßig, weil dadurch ein doppelter Gewinn erzielt wurde. Einmal zog die Blüthe der Handwerksthätigkeit fleißige, besteuerungsfähige Leute in's Land, und zweitens wurde dadurch der Abfluß des Geldes verhütet, welches für solche Waaren, die man daheim nicht herstellen konnte, über die Grenze ging[1]).

Fernhalten fremder Handwerks- und Kunsterzeugnisse und vorzüglich gute Herstellung derselben im eigenen Lande galt damals, und wahrlich nicht mit Unrecht, für die höchste Aufgabe der Staatswirthschaft. Allein während man jetzt der Ueberzeugung ist, daß die größt-

---

[1]) Sehr schätzenswerthe Mittheilungen über diese Angelegenheiten, namentlich über die Woll- und Tabaks-Industrie, enthält der erste Band der Rödenbeck'schen Beiträge.

mögliche Freiheit des Handels von selbst zu diesem Resultate führt, hielt man im achtzehnten Jahrhundert daran fest, daß ein Fürst nur zwischen zwei Wegen die Wahl habe: Entweder die Industrie soweit zu heben, daß man alsdann in der Lage wäre, die Einfuhr der ausländischen Fabrikate zu verbieten, oder mit diesem Verbote zu beginnen und dadurch die Unterthanen zu zwingen, für ihre Bedürfnisse durch eigene Arbeit zu sorgen. Friedrich Wilhelm schlug, nachdem er lange mit sich gekämpft hatte, auf's Entschiedenste das letztere Verfahren ein. Dem General-Directorium hatte er die Aufgabe gestellt, den alleräußersten Fleiß darauf zu verwenden, daß „so viel nur möglich alle Gattungen von Wollen-, Eisen-, Holz- und Ledermanufacturen, die noch nicht im Lande vorhanden, eingerichtet würden." Von diesen verschiedenen Erwerbszweigen wollte er vor allen anderen die Wollmanufactur, die vor Alters in der Mark zu hoher Blüthe gediehen, während des dreißigjährigen Krieges aber in Verfall gerathen war, wieder gehoben wissen. Die Aufsicht über diese Angelegenheit übertrug er dem Geheimenrath Kraut, einem der tüchtigsten und fleißigsten Geschäftsleute seiner Zeit[1]), der ursprünglich gelernter Kaufmann war. Kraut wollte die Fabrik für eigene Rechnung übernehmen, und der König überwies ihm 1713 dazu das noch heute soge-

---

[1]) König's Berlin zum Jahre 1714, p. 22.

nannte Lagerhaus in der Klosterstraße[1]). Hier hatte die älteste kurfürstliche Burg gestanden. Nach Erbauung des Schlosses an der Spree kamen die Gebäude in den Lehnbesitz der Familie Waldenfels, fielen später an die Kurfürsten zurück und wurden von Friedrich I. für seine Ritteracademie bestimmt, die Friedrich Wilhelm alsbald auflöste. Eine Untersuchungs-Commission, welche der König ernannt hatte, berichtete die traurigsten Dinge über den Zustand der Wollweberei in den Marken. Als Ursache des Verfalls wurde theils die Ausfuhr der Wolle, theils der Umstand angeführt, daß sehr viele Wollweber aus Furcht vor den Werbern die Flucht ergriffen hätten. Zu einem durchgreifenden Verbot der Ausfuhr konnte der König sich erst 1718 entschließen, dagegen wurden schon vorher die Weber vom Kriegsdienste befreit. Kraut griff die Sache mit vielem Eifer an, so daß seine Fabrik sehr bald eine große Menge der verschiedensten Woll- und Tuchwaaren lieferte, und zwar in solchem Umfange, daß die Vorräthe schon 1714 hinreichten, die ganze Armee mit dem für die Beinkleider und die bunten Rockaufschläge der Officiere und Soldaten erforderlichen Tuche zu versorgen, und den Regimentern nur noch gestattet wurde, das Zeug zu den

[1]) Krünitz Encyclopädie: Lagerhaus. 1792. Die Notizen in König's Berlin erschienen 1796. Vergleiche Stenzel p. 432. Note 3.

Röcken in den Städten anzukaufen, die innerhalb ihrer Cantonbezirke lagen. Man überzeugte sich indessen bald, daß das Unternehmen nur dann Gewinn bringen könnte, wenn es mit einem weit größeren Kapital fortgeführt würde. Kraut hatte in den ersten Jahren 50,000 Thlr. von seinem eigenen Gelde zugesetzt. Man traf nun die Uebereinkunft, daß er noch 100,000 Thaler aus seinem Vermögen in dem Geschäfte ließ, während die kurmärkische Landschaft gezwungen wurde, ebensoviel einzuschießen. Der König garantirte die Sicherheit des Kapitals, während der Gewinn zwischen Kraut (als dieser 1723 starb, dessen Erben) und der Ritterschaft getheilt werden sollte. Später übernahm das Potsdamsche Militairwaisenhaus durch Cession den gesammten Betriebsfonds, wofür die Anstalt von den Unternehmern 5½ Procent Zinsen erhielt.

Kraut überzeugte sich bald, daß die Ausfuhr der Wolle den Preis derselben so in die Höhe trieb, daß die Fabrik nicht bestehen konnte. Man stellte das dem Könige vor. Er begriff es sogleich, fürchtete aber den Landadel durch ein Ausfuhrverbot zu ruiniren. Erst nach heftigem Kampfe mit sich selbst entschloß er sich [1]), und nachdem man vorher in einzelnen Districten Ver-

[1]) Mylius VII. p. 320, 321. Wie nahe ihm das ging, ersieht man aus seinen eigenhändigen Randbemerkungen zu dem von den Ministern Ilgen, Grumbkow und Kreuz erstatteten Berichte:

suche gemacht und günstige Wirkungen erzielt hatte, wurde ein am 24. Mai 1719 erlassenes Edict von allen Kanzeln verlesen, wonach Niemand bei Verlust der Wolle, des Wagens, der Pferde und des Geschirrs, nebst einer Strafe von 1 Thaler für jedes Pfund, Wolle in's Ausland verkaufen, Wollhändler und Juden aber außerdem im Betretungsfalle selbst Leibes- und Lebensstrafe ohne alle Gnade verwirkt haben sollten.

Mit derselben Strenge ward die Einfuhr fremder Tuche verpönt. Für jede Elle mußte der Einführende 10 Thaler Strafe zahlen, ein Schneider, der fremdes Tuch verarbeitete, sogar für jede Elle 25 Thaler. Im Wiederholungsfalle wurde er aus der Innung gestoßen. Dies Verbot dehnte man dann auf alle aus Wolle verfertigten Gegenstände, Hüte, Bänder, Knöpfe u. s. w. aus. Gleichzeitig erschien eine große Anzahl von königlichen Verordnungen zur Verbesserung der Schafzucht. Auch hier wurde gewaltsam bis in die kleinsten Details durchgegriffen. Alle schwarzen, braunen und „grisen" Schafe sollten binnen kürzester Frist aus der Heerde verschwinden. Kämen ja noch dergleichen vor, sollte ihre Wolle besonders aufbewahrt, nicht verwebt, sondern von den Schäfern zu Strümpfen verstrickt

---

„Ich mache mir ein Gewissen," schreibt er, „meinem getreuen kurmärkischen Adel das Messer am Halse zu setzen. Ist mein Wille. Fr. W. König's Berlin IV. 2. p. 191."

werden [1]). Schaumeister wurden eingesetzt, um die Waare zu prüfen. Kein schlecht gearbeitetes oder zu kurzes Stück durfte passiren. Es war genau befohlen, wie viel Ellen aus so und so viel Pfund Wolle zu wirken waren. Der König übte nach seiner Art über die gesammte Gewerbthätigkeit eine ebenso scharfe Controle, wie wir sie heutzutage noch den Apothekern gegenüber mit Recht in Anwendung finden. Diese Maßregeln hatten den gewünschten Erfolg. Die Geschäfte des Lagerhauses nahmen nicht nur von Jahr zu Jahr an Umfang zu, sondern die Tuche gelangten unter dem Einfluß der Färber und Weber, welche der König aus Holland und andern Orten kommen ließ, zu solcher Vortrefflichkeit, daß sie weit und breit im Auslande begehrt wurden. Die Anstalt war für die gesammten Erwerbsverhältnisse der Hauptstadt und des ganzen Landes von günstigstem Einfluß, da durch den guten Erfolg derselben nun auch viele Privatleute zur Anlegung von Fabriken ermuthigt wurden. Wie ein Bericht vom 5. April 1738 ausweist, hatte der König gegen das Ende seiner Regierung die Freude, zu hören, daß durch das Lagerhaus 4730 Arbeiter mit ihren Familien auskömmliche Nahrung und Beschäftigung erhielten.

Vom königlichen Baurath Erasmi war bereits 1731

---

[1]) Mylius V. II. p. 333.

in Berlin und Potsdam eine Zusammenstellung aller die Wollmanufactur betreffenden Verordnungen herausgegeben, deren Titelkupfer für die Zeit bezeichnend genug ist: Dasselbe stellte ein Zollhaus dar, vor dem ein Wagen mit Wolle angehalten wird, auf dem ein Jude sitzt. Aus dem Munde desselben hängt ein Zettel mit den Worten: „Ich habe Landwolle." Der Zollbediente antwortet darauf mittelst eines ähnlichen Zettels: „Wo du sie aus dem Lande bringst, so ist die Waare, Pferd und Wagen verloren und du mußt überdem von jedes Pfund 1 Thaler Strafe geben, und mußt Zeit Lebens zum Karren nach die Vestung spazieren."

Der König, durch den Erfolg seiner Maßregeln ermuthigt, schritt nun auf demselben Wege immer weiter. Um den im Lande fabricirten Waaren immer größere Verbreitung zu verschaffen, verbot er durch Edict vom 18. November 1721 fast alle Arten von Baumwollenwaaren mit solcher Härte, daß nicht nur keine Frau sich der Kleidungsstücke von Zitz, Kattun und Ginghan bedienen durfte, sondern sogar die Möbelüberzüge, Gardinen, Bettdecken u. dergl. binnen acht Monaten aus allen Häusern gänzlich verschwunden sein mußten. Der Uebertreter hatte für jeden einzelnen Fall 100 Thaler Strafe zu zahlen, oder sollte drei Tage im Halseisen stehen. Mit der größten Strenge wurde das durchgesetzt. Ein Spionirsystem ohne Gleichen entwickelte

sich, und ganze Familien kamen in's Unglück, wenn irgendwo in einer vergessenen Bodenkammer ein altes Stück Baumwollenzeug entdeckt wurde.

Den Bürger- und Bauerfrauen ließ er die kattunenen und die ebenso streng verpönten halbseidenen Kleider auf offener Straße vom Leibe schneiden, und weil immer noch die Besorgniß vorhanden war, es würden sich nicht Hände genug finden, um die sämmtliche nunmehr im Lande bleibende Wolle zu verarbeiten, ergingen wiederholte, ebenso ernstlich gemeinte, als ernstlich in Ausführung gebrachte Verordnungen, wonach alle Hökerfrauen und Verkäuferinnen bei Polizeistrafe angehalten wurden, täglich eine bestimmte Menge Wolle zu spinnen und abzuliefern.

Mit Rücksicht auf die Wollmanufactur ließ er sogar die Spinn- und Arbeitshäuser, besonders in Spandau, beträchtlich erweitern und die Sträflinge zum Arbeiten anhalten. Bei der Ueberfüllung dieser Anstalten war der Ertrag von dort sehr bedeutend. Die Arbeit in den einzelnen Strafanstalten wurde damals, ganz ähnlich wie es heut geschieht, an Privatpersonen in Entreprise gegeben.

Von den 8000 Stück Tuch, welche jährlich für die Armee gebraucht wurden, lieferte das Lagerhaus 1738 allein 5500 Stück. Nur 3236 Stück, meist weißes Tuch, wurde aus den kleineren Städten bezogen, aber in Berlin geschoren und zugerichtet. Der König schrieb,

als ihm das gemeldet wurde, darunter: „Das ist eben, was nicht recht ist. Diese 3236 Stück sollen sie auch in Berlin machen lassen, so wird das Klagen über Brodmangel aufhören, denn das Lagerhaus ist deswegen, daß es Berlin mit unterhalten soll."

Nicht weniger regen Eifer wandte der König allen andern Arten der Erwerbsthätigkeit zu. Schon unter dem großen Kurfürsten war die Armee zum großen Theile aus der Grafschaft Mark mit Waffen versehen worden. Die Fabrik von Engels war vor allen berühmt. Friedrich Wilhelm entnahm aus derselben die Arbeiter zur Errichtung der großen Gewehrfabrik in Spandau, welche bald in Flor kam und einen großen Theil der Armee mit Waffen versehen konnte. Säbelklingen und Bayonette, welche man bisher aus der Engels'schen Fabrik bezogen hatte, wurden nunmehr in einer neuen, von den bekannten Kaufleuten Splittgerber [1]) und Daum geleiteten Anstalt verfertigt. Der König hatte den tüchtigen Verstand, die Umsicht und den Fleiß dieser Männer kennen gelernt und bei verschiedenen ihnen übertragenen Geldgeschäften bewährt gefunden. Er unterhielt sich oft mit ihnen, wenn sie auf dem Paradeplatz erschienen, und setzte sie durch ein großes, aus der

---

[1]) Das berühmte große Pariser und Berliner Handlungshaus Schickler ist eine Fortsetzung des Splittgerber'schen Geschäfts. In Berlin heißt noch heut eine Straße nach dem Begründer desselben.

kronprinzlichen Kasse ihnen unverzinslich auf ein Jahr gegebenes Darlehn in den Stand, umfangreiche Fabriken, Kupfer- und Messinghämmer und die ihrer Zeit weltberühmte Spiegelmanufactur in Neustadt an der Dosse zu gründen. Den geltenden Grundsätzen der Staatswirthschaft gemäß suchte man diese neuen Anlagen sofort durch das Verbot der Einfuhr fremder Fabrikate und der Ausfuhr der Rohstoffe zu heben. Alle vorhandenen Messing- und Kupferwaaren mußten binnen sechs Wochen bei 200 Thaler Strafe mit einem Stempel versehen werden. Ebenso wurde alles fremde Glas verboten, doch verfuhr der König bei diesen Gegenständen nicht mit derselben Strenge wie bei den Baumwollenwaaren, denn die Besitzer ausländischer Metall- und Glassachen waren nicht gezwungen, sich derselben zu entäußern.

Weniger gute Geschäfte, wie bei Begünstigung der erwähnten Erwerbszweige, machte der König mit dem Tabak [1]).

Trotz allen Widerstandes der geistlichen und weltlichen Macht hatte sich bekanntlich die Gewohnheit Tabak zu rauchen und zu schnupfen mit beispielloser Schnelligkeit in den europäischen Ländern verbreitet, seitdem in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts die Tabakspflanze zuerst aus Amerika herüber-

---

[1]) Rödenbeck's Beiträge I. p. 218.

gebracht war. In Deutschland galt der Gebrauch dieses wunderbaren Krautes lange für unanständig. Besonders verdachte man der Geistlichkeit das Rauchen, so daß noch 1723 ein braunschweigischer Consistorialerlaß darauf hinwies, daß absonderlich bei Bauern und gemeinen Leuten der priesterliche Respect sehr verkleinert würde, wenn sie sähen, daß der Prediger nicht nur in seinem Hause die Zeit mit Tabakschmauchen zubrächte, sondern sogar bei Hochzeiten und Kindtaufen sich öfters mit der Tabakspfeife finden und antreffen ließe.

Sobald sich indessen herausstellte, daß der Tabak für die Regierungen eine ergiebige Einnahmequelle gewähre, nahm der Widerwille gegen denselben ab, und man ermunterte sogar von Staatswegen überall den Anbau der Pflanze.

Der große Kurfürst ertheilte bereits 1676 an ein Paar Juden die ausschließliche Concession zum Tabaksbau in der Mark. Zehn Jahre später wurde dasselbe wieder aufgehoben und einer Gesellschaft von „Interessenten" ein neues Privileginm auf 20 Jahre ertheilt. Nur die Bewohner der Residenzstädte sollten ihren Bedarf auch von Leipzig und Hamburg beziehen dürfen.

Das Pfund Tabak wurde durchschnittlich mit einem Groschen versteuert. Dabei blieb es bis zum Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's I. Dieser erhöhte sofort die Steuer auf das Doppelte und 1719 fast durch-

gängig auf das Dreifache. 1739 mußte sogar aller fremder Rauch- und Schnupftabak 5 Groschen für das Pfund entrichten.

Gegen Zahlung von 2000 Thaler jährlich an die Rekrutenkasse hatten 1719 die Oberhof- und Kriegsfactoren Moses und Elias, Gevetter Gompert, die alleinige Concession zur Fabricirung der bisher vom Auslande bezogenen Tabake erhalten. Sie mußten sich verpflichten, die Waare zu demselben Preise und von derselben Güte zu liefern, wie sie bisher gewesen, und außerdem noch einen großen Grenadier stellen, der 1300 Thaler kostete.

Nachdem die Gompert das Geschäft vier Jahre lang geführt, wurden sie vorstellig, daß sie bei demselben Schaden hätten, daß sie aber nachweisen wollten, wie der König, wenn er die Sache selbst in die Hand nähme, dabei jährlich 12 bis 20,000 Thaler gewinnen könnte. Das General-Directorium wurde angewiesen, die Sache zu prüfen. Eine eigens niedergesetzte Commission ließ sich die Bücher der Gompert vorlegen, konnte aber über den wirklichen Gewinn oder Verlust, den schlauen Unternehmern gegenüber, nicht in's Klare kommen. Dagegen stellte man dem Könige vor, daß alle Monopole schädlich wären, indem durch dieselben viele hundert Menschen ihren Erwerb zu Gunsten eines Einzigen verlören, der durch schlechte Waare und hohen Preis die Unterthanen übervortheilte. Die königlichen Kassen

würden nicht darunter leiden, wenn man den Handel freigäbe und auf den fremden Tabak eine erhöhte Eingangssteuer legte. Demgemäß wurde denn auch verfahren, und die Tabaksfabrication hat sich seitdem fortwährend gehoben, ungeachtet ein Hauptzweig derselben, die Verfertigung des Schnupftabaks, erst gegen Ende der Regierung 1736 von Samuel Schock aus Straßburg eingeführt war, der eine Fabrik in Potsdam anlegte und bald eine ansehnliche Menge seiner Erzeugnisse in's Ausland verkaufte. Obgleich nun verschiedene Erzeugnisse des brandenburgisch-preußischen Gewerbfleißes Gegenstand des Exporthandels wurden, wie denn auch die Tücher des Lagerhauses ihren Weg bis nach Rußland fanden, so mußten die engherzigen Rücksichten, welche den freien Handel und Verkehr beschränkten, doch nothwendig zur Folge haben, daß der Binnenhandel den Vertrieb nach und von der Fremde bei Weitem überwog. Es ist leicht begreiflich, daß die Nachbarn des Königs Ein- und Ausfuhrverbote mit gleichen und noch strengeren erwiderten. So sperrte man sich gegenseitig ab und unterband die Adern, welche den Volks-Reichthum in belebendem Kreislauf durch die Länder führen. Es ist das ein Zeichen von der Beschränktheit der Zeitansichten, welche naturgemäß bei allen Finanzoperationen des Königs durchblicken. Man lebte in gewisser Hinsicht doch eigentlich aus der Hand in den Mund. Des Königs Lieblingswort: „Plusmachen"

ist dafür bezeichnend. Der augenblickliche Vortheil wurde überall wahrgenommen und Mehreinnahme blieb das Entscheidende, wenn es sich um Verbesserung irgend einer Staatseinrichtung handelte. Dabei konnte dann allerdings nicht gänzlich übersehen werden, daß auf vielen Gebieten nur durch wahrhaft zweckmäßige und gute Einrichtungen eine wirkliche Geldquelle zu eröffnen wäre, und dieser Einsicht verdankte der Staat nicht nur wesentliche Verbesserungen in dem Bereiche der Ackerbau- und Gewerbthätigkeit, sondern auch die räumlichen Verkehrsverhältnisse hatten den Vortheil davon. So wurde z. B. das Postwesen hauptsächlich durch das Verdienst des Postrath Grabe vielfach verbessert. Es entstanden die bis dahin noch nicht gebräuchlichen Extraposten. Den Postillionen wurde Pünktlichkeit zur Pflicht gemacht und auch das Innehalten der Zeit vorgeschrieben, soweit das bei dem erbärmlichen Zustande der Landstraßen anging. Die Beförderung der Packete und Personen entzog man soviel wie möglich den Privatunternehmern und suchte die Einnahmen dafür in die königlichen Kassen zu leiten. Das bis auf unsere Tage in Kraft gebliebene Verbot, Packete unter 20 Pfund auf anderem Wege als durch die Post zu versenden, stammt aus dem Jahre 1719[1]). Die Bequemlichkeit der Reisenden wurde wenig berücksichtigt. Auf

---

[1]) Mylius IV. I. 3. No. 126.

offenen, stolpernden Karren lud man Gepäck und Passagiere durcheinander. Nachts lagen die Posten still. Das Umpacken auf den Stationen wurde mit entsetzlicher Langsamkeit betrieben. So war es aber damals in der ganzen Welt. Der berühmte Moser reiste mit seiner Frau von Wien nach Regensburg der größeren Bequemlichkeit wegen zu Schiffe und war 26 Tage und ebensoviel Nächte unterwegs. Man zog überhaupt jede Art zu reisen den Postfahrten vor, schon um der berüchtigten Grobheit der Postbediensteten zu entgehen. Zwar wurden gegen dies Uebel vielfache Verordnungen erlassen, allein (so heißt es in dem Rescript vom 25. April 1729[1]) „nachdem verlauten will, daß solches Alles bis daher von schlechtem Effect gewesen und die Passagiere seit einiger Zeit von Neuem theils über der Postmeister schlechte Begegnung, theils über der Postillionen brutale Aufführung dergestalt fast in allen Gesellschaften sich beschweren, daß diese Beschwerden bis an Sr. Majestät höchste Person kommen dürften u. s. w.“ Man sieht, es war nur die Furcht vor dem König, nicht aber Humanität gegen die Reisenden, welche die Postbedienten zur Höflichkeit bewegen sollte. Davon ließ sich allerdings kein Erfolg erwarten.

Jenes Plusmachen war denn auch Schuld, daß der König gar oft den schlimmsten Projectenmachern

---

[1]) Daselbst Nr. 157.

sein Ohr lieh, wenn sie im Stande waren, ihm einen beträchtlichen Gewinn vorzuspiegeln. In dieser Beziehung hat sich besonders ein gewisser Eckart berüchtigt gemacht. Dieser abenteuerliche Mensch[1]) (er soll Fasanenwärter in Braunschweig, Kapaunenstopfer in Baireuth, dann Blaufärber in Cöthen gewesen sein) hatte allerlei Versuche und Erfindungen auf dem Gebiete der häuslichen Einrichtungen gemacht und ein Buch veröffentlicht, welches er Experimental-Oekonomie nannte. Namentlich wollte er ein Mittel entdeckt haben, bei großer Holzersparniß zugleich das Rauchen der Oefen zu verhindern. Der König wurde auf den Verfasser aufmerksam und ließ an den Kaminen im Schlosse Veränderungen nach seiner Angabe vornehmen, die guten Erfolg hatten. Dadurch faßte er solches Zutrauen zu demselben, daß er auch auf seine anderweiten Projecte einging, die eine Vermehrung der Staatseinkünfte bei den verschiedensten Verwaltungszweigen in Aussicht stellten. Zunächst wurde die Feuerung in der königlichen Bierbrauerei, ebenfalls mit gutem Erfolge, nach Eckart's Angaben verbessert, und nun erhielt derselbe, unter Ernennung zum Kriegs- und Domainenrath, den Auftrag, die sämmtlichen Domainen zu bereisen, überall seine neue Erfindung anzubringen und überhaupt „Plus zu

---

[1]) König's Berlin I. 295. Charakterzüge III. 58. IX. 103.

machen," wo es anginge. Eckart zog sofort im Lande umher, steigerte überall, im königlichen Auftrage, die Abgaben der Brauer und Brenner, mischte sich in die Verwaltungsangelegenheiten und erlangte, durch seine auf unrichtige thatsächliche Voraussetzungen gegründeten Berichte, stets die allerhöchste Genehmigung[1]). So sehr wußte er sich in des Königs Gunst zu befestigen, daß er zum Geheimenrath ernannt, mit dem Orden de la generosité geschmückt, 1738 sogar in den Freiherrnstand erhoben wurde. Der König entwarf selbst das Wappen für ihn und schenkte ihm noch überdies ein prachtvoll erbautes neu eingerichtetes Haus am Gensdarmenmarkt in Berlin, dasselbe, welches jetzt der Seehandlung gehört. Eckart brachte nicht blos die Pächter der Domainen, sondern besonders auch die Magisträte der Städte zur Verzweiflung, indem er die Rechnungen derselben durchsah und dem Könige anzeigte, wie viel er von den Kämmerei-Einkünften alljährlich an sich ziehen könnte, wenn den Städten nur dasjenige bliebe, dessen sie zu ihrem Bestehen unbedingt bedürften. Der letzte Rest von Selbstständigkeit der Communen ging dadurch zu Grunde, und der König,

---

1) Die Beschwerden der Beamten, darunter der Oberpräsidenten von Pommern und Preußen, und die königlichen Antworten in König's Berlin p. 295 bis 308.

wie sehr er sich auch über die ihm zufließenden Gelder freute, fühlte wohl heraus, daß er sich bei diesen Operationen zum Schaden der Unterthanen bereicherte. Er schrieb deshalb auch unter einen Eckart'schen Bericht eigenhändig die Worte: „Gehet grade, und thut was recht ist, und nehmet auch nicht zu viel plus." In der Sache selbst wurde aber Nichts gebessert. Der kühne Projectenmacher schaltete nach wie vor mit dem Eigenthum der Leute, war unerträglich hochfahrend und grob gegen Jedermann und wurde überall mit dem größten Abscheu wie eine wahre Landplage verflucht. Man machte Spottgedichte auf ihn, nannte ihn allgemein den Kaminrath und den Plusmacher, mußte aber erdulden, was man nicht hindern konnte, bis Friedrich der Große bei seinem Regierungsantritt der Herrlichkeit des neuen Barons ein Ende machte, ihm seine Titel, seine Orden und sein schönes Haus wieder abnahm und zu großer Freude aller Welt, namentlich der Berliner, den Plagegeist über die Grenze schaffen ließ. Er soll auf einer kleinen Pachtung im Anhaltischen gestorben sein.

Trotz aller Sonderbarkeiten und Fehler bewiesen sich dennoch die gesammten Finanzmaßregeln Friedrich Wilhelm's I. in der Hauptsache durchaus erfolgreich. Die Staatseinahmen stiegen von Jahr zu Jahr und erreichten zuletzt eine Höhe von mehr als 7,000,000 Thaler. In gleichem Verhältniß wuchs die Einwohnerzahl des

Landes bis auf 2,240,000 [1]). Wie viel in einzelnen Provinzen mehr eingenommen als ausgegeben wurde, zeigt z. B. die in König's Berlin enthaltene Angabe, wonach in der Kurmark 1731 allein ein Ueberschuß von 662,862 Thalern verblieb.

Obgleich nun von den Gesammteinkünften mehr als $\frac{2}{3}$ von der Armee verschlungen wurden, und der König nicht nur für viele Millionen Güter ankaufte, sondern an Meliorationskosten so große Summen verwendete, daß von 1722—1727 allein nach Preußen mehr als 3 Millionen verschickt wurden, so machte er es dennoch durch genaue Sparsamkeit im Einzelnen möglich, einen Schatz von 7 Millionen anzusammeln, was einer ganzen Jahreseinnahme gleichkam. Der Ruf seines Verwaltungstalentes und des durch dasselbe angehäuften Geldes verbreitete sich durch ganz Europa. Das Gerücht vergrößerte natürlich die Summen, und mit Erstaunen und Neid hörten die übrigen Fürsten

---

1) Ranke neun Bücher p. 473 giebt folgende Zahlen: Im Jahre 1724 schließt die General-Domainenkasse mit nahe 3 Millionen, 1726 mit mehr als viertehalb, 1727 mit etwas über 4 Millionen ab. Die General-Kriegskasse 1724 mit 3,800,000, 1726 mit 4,200,000 und 1727 mit 4,600,000 Thalern. In diesen Summen sind jedoch theils Vorschüsse, theils Rückstände aus vergangenen Jahren mit inbegriffen, so daß die wirkliche Gesammteinnahme nicht über 7 Millionen beträgt.

durch ihre Gesandten, daß in den Kellern des Berliner Schlosses mehr als 20 Millionen blanker Thalerstücke aufgehäuft lägen, während fernere Millionen in Form silberner Geräthschaften und Gefäße die Säle des Palastes erfüllten. Man hatte ein Vorgefühl davon, daß der Tag nicht ferne wäre, wo diese Mittel einst einem großen Zwecke dienen würden.

Siebzehntes Kapitel.

Wissenschaft. Kunst. Universitäten. Schulen.

Daß ein König, der seine Hofnarren zu Präsidenten der Akademie und zu Kanzlern an den Universitäten ernannte, keine besondere Hochachtung vor Kunst und Wissenschaft empfand, ist klar. Alle Gelehrsamkeit, die nicht unmittelbar mit den Bedürfnissen des Lebens in Verbindung stand, verwarf er. Die schönen Künste rechnete er zu den Luxusartikeln, die unter seines Vaters Regierung das Land ruinirt hatten. Außer der Bibel und Kreuzberger's Morgenandachten las er höchstens gelegentlich eine gedruckte Predigt. Aus den Berichten

seiner Gesandten und den Rechnungen der Behörden erfuhr er Alles, was ihm zu wissen nöthig war. Weshalb für die königliche Bibliothek 1000 Thaler jährlich etatirt waren, begriff er nicht. Nur ungern bewilligte er 60 Thaler für einen Diener, der die Bücher abstäubte. Jene 1000 Thaler aber überwies er dem General Glasenapp zum Geschenk. 1734 wurden für 4 Thaler, 1735 für 5 Thaler Bücher für die königliche Bibliothek gekauft. In vielen andern Jahren gar keine. Die Kosten für Heizung des Lese- und Arbeitszimmers mußte man durch Verkauf von Doubletten sich verschaffen [1]).

Die Gemälde, welche der große Kurfürst und Friedrich I. angesammelt hatten, ließ er abschätzen und freute sich, als er vernahm, dieselben seien eine Tonne Goldes werth. Sonst kümmerte er sich nicht darum. Aus der oranischen Erbschaft hätte er sich die herrlichsten Meisterwerke der Niederländer zueignen können, er nahm aber nur die Portraits des Königs und der Königin von England und ein Bild von Rubens, auf dem der Gott Mars abgebildet war. Seine eigenen malerischen Beschäftigungen hatten, wie bereits erwähnt wurde, mit der Kunst Nichts gemein. Es war ein rein mechanischer Zeitvertreib, mit dem er sich die Stunden seiner Krank-

---

[1]) Stenzel p. 500. Vergleiche auch Faßmann I. 1028.

heit verkürzte. Dennoch war der berühmte Pesne der einzige Berliner Künstler, dem seine Pension nicht gestrichen wurde. Er brauchte denselben, um sich und seine Gemahlin und Kinder oftmals, theils zum Geschenk für fremde Fürstlichkeiten, theils zu eigenem Gebrauch von ihm portraitiren zu lassen. Daneben beschäftigte er den damals beliebten Weidemann, der die langen Grenadiere abmalen mußte. Ein gewisser Merk hatte die Jagdhunde und besonders große vom Könige erlegte Hirsche und Schweine abzuconterfeien, während der Schlachtenmaler Degen die Kriegsthaten des großen Kurfürsten darstellen mußte.

Bildhauer beschäftigte er selbstständig gar nicht, nur soweit die Verzierung einer Kirche es etwa erheischte, kamen sie in Thätigkeit. Von der Musik haben wir bei den Vergnügungen des Königs gesprochen.

So waren denn die Musen von dem preußischen Hofe fast gänzlich verbannt und fanden kaum eine verstohlene Zuflucht in den Gemächern, wo der Kronprinz und seine Schwester den feineren geistigen Genüssen, in beständiger Angst vom Vater überrascht zu werden, sich hingaben.

Von den drei Universitäten Königsberg, Halle und Frankfurt a. d. Oder war die erste am günstigsten gestellt, weil sie unantastbare Fonds besaß, aus denen sie ihre Bedürfnisse bestritt und die Lehrer besoldete. — Für

Halle waren im Ganzen 7000 Thaler jährlich bestimmt. Der König nahm überhaupt nur an der theologischen und medizinischen Facultät einiges Interesse, soweit es ihn kein Geld kostete. Er verlieh den Professoren mitunter den Geheimrathstitel, doch waren dieselben bei dem spärlichen Gehalte darauf angewiesen, durch Gutachten und aus den Promotionsgebühren sich Etwas zu erwerben. Die Juristenfacultäten hatten als Spruchcollegien für die kleineren Länder, welche keine Appellations- und Oberappellationsgerichte besaßen, ziemlich lohnende Beschäftigung, dagegen wurden die Vorlesungen der Juristen [1]) aus dem Grunde sehr schlecht besucht, weil man bei Anstellungen im Staatsdienste nicht sowohl auf die Kenntnisse des Bewerbers, als darauf sah, wer das Meiste an die Rekrutenkasse bot. Obwohl der König diese Mißstände selbst verschuldete, so ärgerte ihn doch der Mangel an Disciplin, der die Folge davon war. Er schärfte den Professoren nachdrücklich ein, ihre Vorlesungen, auch wenn nur Ein Zuhörer erscheine, regelmäßig zu halten. Für jede versäumte Stunde wurden sie in Geldstrafe genommen. Den Genuß der Stipendien machte er von einem jährlichen Examen abhängig und verordnete (hauptsächlich wohl im Inter-

---

[1]) Selbstbiographie J. J. Moser's I. 157 u. folgende.

esse der Accise), daß der mehrjährige Besuch einer preußischen Universität nachgewiesen würde, bevor Jemand Anstellung im Staatsdienste erhielte.

Frankfurt an der Oder hatte es unter dieser Regierung am schlimmsten, obgleich der König schon als Kronprinz zum Rector dieser Universität ernannt war. Von dem von alten Zeiten her für diese Hochschule bestimmten Fonds wurden wiederholentlich große Summen gestrichen und zu andern Zwecken angewiesen. Die Professuren waren theils mit ganz unfähigen, theils mit altersschwachen Leuten besetzt, wie man aus den sehr interessanten Schilderungen ersieht, welche Johann Jakob Moser in seiner Selbstbiographie, obgleich sehr vorsichtig mittheilt.

Die Bibliothek befand sich in der größten Verwirrung. Die neuangeschafften Bücher behielt der Bibliothekar in seiner Wohnung und trug sie nicht in den Catalog ein u. s. w., mit einem Worte: „Die Universität war in agone, und nicht abzusehen, wie ihr aufzuhelfen.“ Dazu war allerdings nicht das Mittel, daß der König halbverrückte Leute, weil er sie als Hofnarren nicht brauchen konnte, zu Professoren ernannte, z. B. einen kleinen gelehrten Dr. Bartholdy, der von Wusterhausen entlief, zurückgeholt und durch ein in possenhafter Weise zusammengesetztes Kriegsgericht verurtheilt war, in den Schloßgraben getaucht zu werden. Die Sentenz wurde vollstreckt. Der König ließ darauf dem

Manne, den er Herr Pandectarum nannte, eine Perrücke aufsetzen, die ihm bis auf die Füße herabhing, und schickte ihn so nach Frankfurt, um, allen Vorstellungen der Facultät ungeachtet, daselbst Pandecten zu lehren. Nachdem derselbe dort allen möglichen Unfug getrieben, verfiel er endlich in Tobsucht und endete in einem Irrenhause zu Berlin, wo er mit Ketten an einen Pfahl geschlossen war [1]). Ein zweites Subject dieser Art hieß Dobrslaw. Er war ein entlaufener Mönch, der in Berlin evangelisch geworden. Der König ernannte ihn zum Hofrath und Professor in Frankfurt. Als daselbst aber seine vollständige Unwissenheit an den Tag kam, wurde er als Freischüler auf dem Joachimsthal'schen Gymnasium untergebracht und war in Berlin unter dem Namen „Herr Hofrath und Gymnasiast" bekannt.

Nach diesen Vorgängen wird es nicht Wunder nehmen, daß der König sich den Spaß machen wollte, seinen ernannten Kanzler Morgenstern mittelst einer feierlichen Disputation der Universität vorzustellen. Das sollte am 12. November 1737 vor sich gehen [2]). Der König kam am 10. mit seinem Sohne, dem Prinzen Wilhelm, in einem Jagdwagen, neben welchem Morgenstern ritt. Er wurde vom Magistrat und einer

---

1) Faßmann I. 1022.

2) Moser l. c. p. 168. Charakterzüge VIII. 56.

Deputation der Universität empfangen. Am 11. ward die Messe besehen [1]), dem Könige von den Studenten eine Abendmusik gebracht und ein Carmen überreicht. Hierauf befahl Se. Majestät, daß die Studenten ihre Hieber auf den Steinen wetzen und dabei das ganze königliche Haus, die Armee und den Kanzler Morgenstern hoch leben lassen mußten. Nachdem dies geschehen, entfernte sich der Zug unter Fackelbegleitung.

Dienstag den 12. früh sollte die Disputation vor sich gehen. Morgenstern erschien in einem lächerlichen Hofnarrenanzuge, aus lauter solchen Kleidungsstücken zusammengesetzt, die der König verächtlich machen wollte. Er trug einen blausammtnen Rock mit Stickerei und großen rothen Aufschlägen, eine rothe Weste und lange Allongenperrücke. Knopflöcher und Taschen waren mit silbernen Hasen verziert, statt des Degens führte er einen Fuchsschwanz.

Morgenstern hatte eine Abhandlung verfaßt: „Vernünftige Gedanken von der Narrheit." Dieselbe sollte er vom Katheder herab vertheidigen, während die Professoren opponirten.

Schon um 8 Uhr erschien der König im Saale. Da von den Professoren noch Niemand anwesend war, wurden mehrere derselben durch Unterofficiere herbei-

---

[1]) Ein großer Reifrock fiel dem König auf. Als er hörte, daß derselbe neun Ellen weit wäre, lachte er unmäßig.

geholt. Die Professoren Roloff und Fleischer mußten nun, wohl oder übel, die von Morgenstern aufgestellte Thesis, daß die alten Scribenten Salbader und Narren gewesen, angreifen, was sie ganz ernsthaft thaten, zu großer Belustigung des Königs. Derselbe hörte eine ganze Stunde lang zu, erhob sich dann, machte eine tiefe Reverenz gegen seinen närrischen Vicekanzler, pfiff und klatschte in die Hände. Das ganze aus vielen Hunderten bestehende Publikum ahmte das nach. Es wurde ein Heidenlärm. Der König unterhielt sich dann noch mit mehreren Professoren, besonders auch mit dem berühmten Moser, welcher nur mit Mühe vom General Camas dahin gebracht war, sich zu mäßigen und den Ingrimm zu verbergen, welchen die Verhöhnung einer Anstalt, der er zur größten Zierde gereichte, ihm verursachen mußte. Die uns aufbehaltenen Aeußerungen des Königs sind seltsam genug. Morgenstern, sagte er, wäre klüger als alle diese Professoren zusammen genommen. Ein Quentchen Mutterwitz ist mehr werth, als ein Centner Universitätsweisheit. Moser wurde gefragt, was er von dem Philosophen Wolff halte. Der König war sehr verwundert, als er hörte, der berühmte Jurist habe dessen Schriften nicht gelesen. Das gab folgende Unterredung: Der König: „Ihr des Wolffen's Schriften nicht gelesen?" Moser: „Als ich studirte, war Wolff noch ein kleines Licht. Nachher habe ich zuviel Anderes zu thun gehabt." Der König: „Ei wenn Ihr nicht Zeit

habt, so müßt Ihr Euch von Andern daraus referiren lassen." Als Moser nachher den Ausdruck Simultaneum gebrauchte, fragte der König: „Was ist Simultaneum?" Nachdem ihm das erklärt worden, fuhr er fort: „Was docirt Ihr?" Moser: „Hauptsächlich das jus publicum." Der König: „Jus publicum und Philosophie seind nützliche Studia, aber die Pandekten machen solche Leute, welche andern Leuten das Geld aus dem Beutel spielen." Schon vorher, als er gehört hatte, [daß Moser sich durchaus weigere zu opponiren, hatte er gesagt: „Ja, ja, das ist auch so ein Heuchler! Wann ich keinen Wein trinken will, muß ich nicht lang dagegen protestiren, sondern eben nicht trinken. Was ist es dann? Ein Jeder hat seinen Narren: Ich habe den Soldatennarren, ein Anderer (dabei deutete er auf Moser) hat den geistlichen Hochmuthsnarren. Es ist ja nur ein erlaubter Spaß und Scherz." Moser hatte die Kühnheit darauf zu erwiedern, daß solche Scherze und Narretheien eines Christen unwürdig seien, und daß geschrieben stehe, man müsse für jedes unnütze Wort einmal Rechenschaft geben. Der König hörte das ruhig mit an und antwortete: „Gehe er nur nach Berlin zu dem Probst Roloff, der wird ihm diesen Spruch anders erklären."

Die Narrendisputation hatte weiter keine Folgen, doch kam der König während seines Aufenthaltes in Frankfurt auf den Gedanken, die sämmtlichen Güter der

Universität einzuziehen und die Professoren aus seiner Kasse zu besolden. Das erregte allgemeinen Aufruhr unter den gelehrten Herren. Es kam zu Parteiungen und Streitigkeiten, die man dem Könige vortrug, der aber antwortete, er verstehe von den gelehrten Dingen Nichts und werde die Sache durch eine Commission untersuchen lassen. Das geschah denn auch. Ein seltsames Licht wirft es auf die Art und Weise, wie die Regierung das Universitätswesen ansah, wenn wir erfahren, daß die Professoren dafür verantwortlich gemacht wurden, wenn durch Abnahme der Hochschule die Acciseeinnahmen litten. Moser antwortete darauf sehr passend, man hätte ihm bei seiner Vocation sagen sollen, daß er für den Ertrag der Accise responsabel sei, dann würde er sich für die Stelle gar sehr bedankt haben.

Es ist oben erwähnt worden, daß der König das Studium der philosophischen Schriften von Christian Wolff mit großer Wärme den ihm vorgestellten Professoren anempfahl. Damit hatte es eine besondere Bewandtniß [1]).

Christian Wolff, seit 1706 Professor der Mathematik und Philosophie in Halle, galt seiner Zeit für den größten Weltweisen. Er unternahm es, die Logik, Methaphysik, das Naturrecht und fast alle philosophischen

---

1) Sehr ausführlich ist diese Wolff'sche Angelegenheit behandelt in Büsching's Beiträgen Bd. I. p. 1—138.

Wissenschaften nach Art der mathematischen Sätze zu beweisen. Obgleich seine Werke an Weitschweifigkeit und Geschmacklosigkeit Alles übertreffen, wovon wir uns heutzutage eine Vorstellung machen können, so gelangte er doch zu fast ebenso großem Ansehn, wie Leibniz vor ihm und Kant nach ihm genossen. In Halle gerieth er bald mit der pietistischen Partei in Streit, welcher offen ausbrach, als Wolff im Jahre 1721 bei seiner Rectoratsrede über die Moral der Chinesen sich einer Nichtachtung der christlichen Sittenlehre schuldig gemacht haben sollte. Besonders erbittert war der Theologe Lange gegen ihn, weil die Studenten aus seinen Vorlesungen fortblieben und Wolff's Auditorium füllten. Auch Hermann Franke, damals Dekan, gehörte zu den Widersachern der Philosophie. Beide veranlaßten, daß die theologische Facultät dem Könige unmittelbar eine Beschwerdeschrift gegen Wolff einreichte, in welcher die Gefährlichkeit seiner Lehren auseinandergesetzt wurde.

Der König war natürlich weit entfernt davon, diese gelehrten Händel selbst entscheiden zu wollen, indessen ruhte der boshafte Lange nicht mit seinen Denunciationen, wie das bei den frömmelnden Parteien aller Zeiten gebräuchlich war [1]). Er stellte vor, daß den Studenten

---

[1]) Seine Briefe an den König sind abgedruckt in König's Berlin II. 137.

durch die Wolff'schen Vorlesungen ein Ekel gegen Gottes Wort beigebracht würde, und dergleichen mehr. Zufällig kamen um dieselbe Zeit die Generale Natzmer und Löben von Halle nach Berlin. Diese erzählten dem Könige, daß Wolff die sogenannte prästabilirte Harmonie zwischen Leib und Seele nach der Leibniz'schen Idee in seinen Schriften und Vorlesungen vertheidige, nach welcher die Freiheit des menschlichen Willen in der Art geleugnet werde, daß Niemand für seine Handlungen verantwortlich sei, daß also selbst einer von des Königs Leibgrenadieren, wenn er davon liefe, sich mit dieser prästabilirten Harmonie entschuldigen könnte. Natürlich gerieth der König in vollste Wuth über solche ketzerische Lehren, und obgleich Wolff inzwischen eine sehr bündige Vertheidigung gegen die Angriffe seiner Feinde eingereicht hatte, so erging dennoch unter dem 8. November 1723 eine Cabinetsordre an die Universität, mit dem Befehl, demselben die Vorlesungen sofort zu untersagen, und folgendem Schlußsatze: „Wie ihr denn auch gedachtem Wolff anzudeuten habt, daß er 48 Stunden nach Empfang dieser Ordre die Stadt Halle und alle Unsere übrigen königlichen Lande bei Strafe des Stranges räumen soll." Wie alle Machtsprüche des Königs mußte auch dieser ohne Widerrede befolgt werden. Wolff verließ in der Winterkälte mit seiner in gesegneten Umständen sich befindenden Frau das Land, fand aber sehr bald eine Anstellung als

Professor in Marburg, wo der Landgraf Karl von Hessen sich glücklich schätzte, den hochberühmten Mann, der durch die eben erlittene ungerechte Verfolgung eine doppelte Anziehungskraft für die Studenten besaß, seiner Hochschule zu erwerben. Die Pietisten triumphirten. Selbst Franke soll, was übrigens nicht erwiesen ist, von der Kanzel herab verkündet haben, daß der Fluch, der nach der Schrift die Schwangern und Säugenden im Winter treffen soll, an Wolff's Gattin in Erfüllung gehe. Sicher ist, daß die Feinde des Philosophen noch im Jahre 1727 einen königlichen Befehl erwirkten, wonach alle Schriften Wolff's verboten, dagegen den Kirchengemeinden aufgegeben wurde, aus eignen Mitteln die dicken Bände der jämmerlichen theologischen Schriften Lange's anzuschaffen [1]).

Der Streit war dadurch natürlich nicht beendet. Beide Parteien führten denselben mit großer Heftigkeit in rasch auf einander folgenden Druckschriften weiter, durch welche sich das Unrecht, welches Wolff erlitten, immer klarer herausstellte. In Berlin traten für den Philosophen besonders der treffliche Superintendent Reinbeck und Graf Manteuffel auf. Es ist dies derselbe ehemals sächsische Minister, dessen Schilderung von dem Besuche in Schartau wir gelesen haben. Er hatte eine Gesellschaft unter dem Namen der Wahrheitsfreunde

[1]) Lange's Dankschreiben an den König, daselbst p. 139.

um sich versammelt, zu der auch Reinbeck gehörte. Die Königin nahm Interesse an den Bestrebungen derselben, und da es gelang, den Minister Cocceji, später sogar Grumbkow und den Fürsten von Dessau für die Wolff'sche Angelegenheit günstig zu stimmen, so brachte der Einfluß dieser Männer es dahin, daß der König seine Uebereilung einsah. Er befahl einer aus vier der geachtetsten Berliner Geistlichen bestehenden Commission unter Cocceji's Vorsitz zu untersuchen, ob die Schriften des Philosophen mit der Lehre der christlichen Religion in Widerspruch ständen. Der Bericht fiel so günstig aus, daß der König sich fortan auf alle Weise bemühte, sein Unrecht wieder gut zu machen und den Verbannten unter den ehrenvollsten Bedingungen zur Rückkehr in seine Staaten zu bewegen. Es wurde ihm freigestellt, nach Frankfurt oder nach Halle zu gehen, er sollte den Geheimrathstitel und 2000 Thaler Gehalt bekommen. Allein Wolff traute dem Frieden nicht und erklärte unter allerlei Vorwänden, daß es ihm unmöglich wäre, Marburg zu verlassen.

Friedrich Wilhelm, durch diesen Widerstand gereizt, wurde immer dringender. Er sandte Morgenstern, den er für einen großen Gelehrten hielt, nach Marburg, aber auch das hatte keinen Erfolg. Wolff blieb im Auslande, bis er durch eine der ersten Regierungshandlungen des großen Friedrich zurückberufen wurde.

Auf den König hatten diese gelehrten Händel die

wunderliche Wirkung, daß er beschloß, sich selbst mit der Wolff'schen Philosophie bekannt zu machen. Er nahm einen von Gottsched verfaßten Auszug aus Wolff's Werken vor und ging mit so großem Eifer an das Studium desselben, daß er sich die logische Terminologie theilweise fest einprägte und zum Erstaunen seiner Umgebungen, wie Morgenstern erzählt, dieselbe im Gespräche anzubringen liebte. Noch im September 1739 befahl er dem Hofrath von Jarriges einen kurzen Auszug aus der lateinisch geschriebenen Theologia naturalis für ihn anfertigen zu lassen. Reinbeck gab an, wie man dabei verfahren sollte. Die Arbeit selbst zu unternehmen, fehlte es ihm an Zeit. Man übertrug dieselbe einem Rector Corpow in Weimar, doch scheint es nicht, daß der Auszug noch bei Lebzeiten des Königs fertig geworden, der bis an's Ende ein eben so eifriger Verehrer Wolff's geblieben ist, wie er ihn früher verfolgt hatte. Allerdings ließen sich auch mit Leichtigkeit, namentlich aus demjenigen der Wolff'schen Werke, in welchem er seine Ansichten über Staat und Staatswirthschaft am kürzesten zusammengefaßt hat [1]), viele Aussprüche zusammenstellen, welche ganz und gar den Grundsätzen des Königs entsprachen. Vor Allem wird, wenn

---

[1]) Vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen &c., von welchem Buche die Ausgaben rasch auf einander folgten; schon 1740 erschien die fünfte. — Mehrere der oben an-

gleich mit andern Worten, daselbst der Lieblingssatz wiederholt: Daß das Geld im Lande bleibe, ist der lapis philosophorum. Alle Gewerbe, die Gold und Silber verzehren, sind verderblich. Man muß möglichst viele Fabrikate aus Rohstoffen in's Ausland führen. Fremde wohlhabende Leute in's Land zü ziehen ist u. A. auch Sache berühmter Universitätslehrer. Davon gab Halle ein glänzendes Beispiel, wo die Accise 12,000 Thaler abwarf, während der König nur 7000 für Besoldungen u. s. w. zu zahlen hatte. Wolf hielt ferner die Leibeigenschaft aufrecht, als eine Wohlthat für arme Leute. Er verwirft allen Luxus und fordert Beibehaltung der Kleider- und Tischordnungen, streng nach Standesverhältnissen abgestuft. Bettelei ist nicht zu dulden. Hofämter sollen nur mit Adligen besetzt werden u. s. w. Ein Mann, der solche Grundsätze aussprach, mußte sich des Königs Hochachtung erwerben, um so mehr, als Wolff's Freunde sich wohl hüteten, die daneben sich findenden demokratischen Ansichten desselben zur Kenntniß des arglosen Monarchen zu bringen. Seine Umgebungen wußten hier, wie überall, wo die Kenntnisse des Königs nicht ausreichten, denselben

---

geführten Sätze sind auch aus dem kolossalen, an wäßriger Breite ohne Gleichen dastehenden Naturrecht. — Vergleiche den Aufsatz von Roscher im ersten Heft des 14. Jahrganges der preußischen Jahrbücher.

dahin zu leiten, wohin sie ihn haben wollten, ohne das Selbstherrscherbewußtsein Friedrich Wilhelm's zu beleidigen, der nach wie vor überzeugt blieb, nur der eignen freien Einsicht gefolgt zu sein.

Wunderlich und kläglich, wie unter solchen Umständen die Verhältnisse der preußischen Universitäten sich gestalten mußten, hinderte das doch mehrere der berühmtesten damaligen Gelehrten nicht, längere oder kürzere Zeit in Halle, Frankfurt und Königsberg auszuhalten. Heineccius, Ludwig, Moser, der berühmte Arzt Hoffmann und mehrere andere Namen von gleich gutem Klange zierten die Lehrerverzeichnisse, obgleich auch ihnen wahrlich „kein Augustisch Alter blühte.“

Fast ebenso gleichgiltig wie die Universitätsstudien ließ den König die gelehrte Bildung auf den Gymnasien. Er that sehr wenig für dieselben. Daß unter seiner Regierung die stattliche Front des Joachimsthal'schen Gymnasiums zu Berlin auferbaut wurde, kostete ihn Nichts, weil die Anstalt aus den kurfürstlichen Stiftungen das nöthige Geld besaß. Das Cölnische Gymnasium war beim Brande der Petrikirche mit eingeäschert worden und mußte sich in sehr beschränkten Räumen auf dem Rathhause behelfen. Man bat um einen Zuschuß von 3000 Thalern zum Neubau, der König überwies der Anstalt aber nur einen wüsten Platz, so daß die Wiederherstellung der Anstalt nicht erfolgen konnte. Unter den Schülern, die in den beengten Klassen-

räumen zusammengepfercht waren, befand sich seit 1735 der berühmte Winkelmann. Von unbestimmtem Wissenschaftsdrange erfüllt, suchte der arme Schuhmachersohn aus Stendal sich hier in der Kenntniß der griechischen Sprache zu vervollkommnen. Er fand liebreiche Unterstützung bei demselben Prediger Kühze, welchen wir als bestellten theologischen Censor der Puppencomödien kennen gelernt haben. Winkelmann mußte, wie einst Luther gethan, durch Singen auf der Straße und vor den Fenstern des Schlosses theilweise seinen Unterhalt erwerben. Hätte man dem Könige voraussagen können, durch welche Forschungen einst dieser arme Knabe die Welt mit seinem Ruhme erfüllen sollte, er würde von allen unbegreiflichen Thorheiten, die er verlachte, diese für die unbegreiflichste erklärt haben.

Mit ganz andern Augen als den Gelehrtenstand und die Vorbildungsanstalten zu demselben betrachtete der König das eigentliche Volksschulwesen. Seit der Reformation galt der Volksunterricht bei den Protestanten gewissermaßen für eine kirchliche Angelegenheit. Den Fürsten wurde es als religiöse Pflicht auferlegt, dafür zu sorgen, daß auch der Aermste und Geringste im Stande wäre, Bibel und Katechismus zu lesen. Friedrich Wilhelm I. war von dieser seiner Regentenpflicht durchdrungen, uud er sorgte überall, ganz vorzüglich aber in den östlichen Provinzen, wo es am

meisten Noth that, für Errichtung von Volksschulen. Daß er dabei möglichst ökonomisch verfuhr, versteht sich von selbst, und wo es anging, wurden die Gutsherrschaften gezwungen, die Einrichtungskosten und die Besoldung der Lehrer zu tragen. Zu den neuen Schulhäusern, welche auf Staatskosten hergestellt werden mußten, ließ er Holz, Steine und Kalk unentgeltlich anweisen. Die Anfuhre fiel den Gemeinden zur Last. Bei Ausführung des Baues selbst kam oft das Princip zur Anwendung, welches wir bei Gelegenheit der Amtswohnungen von Steuerbeamten kennen lernten: „Man soll Etwas aus Lehm zusammenkleben." Daraus folgte allerdings, daß viele von diesen neuen Schulhäusern schon vor des Königs Tode wieder eingestürzt oder baufällig waren. Indessen werden dadurch seine Verdienste in dieser Angelegenheit nicht geschmälert. Es war ihm wirklich Herzenssache, nur handelte er hier wie überall nach seiner Eigenthümlichkeit. Auch waren die ihm obliegenden Leistungen sehr groß, weil er den sämmtlichen Einwanderern, namentlich den Tausenden von Salzburgern, die er in Preußen und Litthauen ansiedelte, den Bau von Kirchen und Schulen zugesichert hatte. Das mußte nun geschehen, ohne die Etats zu überschreiten, die er mit Recht für die festen unerschütterlichen Säulen seiner ganzen Staatswirthschaft ansah. Der Unterricht in diesen Schulen beschränkte sich wesent-

lich auf Lesen und Schreiben, etwas Rechnen und hauptsächlich Katechismuslehre. Besonders wurden diejenigen Aussprüche der heiligen Schrift eingeprägt, welche die Unterthanen zum Gehorsam gegen die Obrigkeit ermahnen und die Autorität derselben als von Gott verordnet darstellen.

Schon durch ein Generaledict vom 23. October 1717 war verordnet, daß die Eltern, besonders auf dem Lande, ihre Kinder im Winter täglich, im Sommer wenigstens ein oder zwei Mal in der Woche zur Schule schicken sollten. 1736 wurde dieser Befehl erneuert [1]), das Schulgeld auf 6 Pfennige die Woche festgesetzt, in der Art, daß auch die Eltern, welche ihre Kinder nicht schickten, dasselbe bezahlen mußten, während für die Unvermögenden die Ortsarmenkasse aufzukommen hatte. Eigene Commissionen bereisten die Provinzen, um das Bedürfniß überall festzustellen, wobei mit großer Sorgfalt verfahren wurde, so daß die Berichte derselben sich wenig von denen unterscheiden, welche man heutzutage bei

---

[1]) Mylius I. II. No. 139.

[2]) Töppen, die Einrichtung der Schulen im Ortelsburger Hauptamte unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I., im 3. Jahrgang der altpreußischen Monatsschrift von Reicke und Wichert p. 302.

ähnlicher Veranlassung einreichen würde [1]). Die Rathschläge des großen Pädagogen Franke und des Königsberger Dr. Lysius waren dabei benutzt worden.

Den unverhältnißmäßig größten Gewinn von diesen Bestrebungen hatten, entsprechend dem daselbst herrschenden Bedürfniß, die Provinzen Preußen und Litthauen, wo bis 1738 allein 1160 neue Dorfschulen entstanden waren. Ein Bericht des Hofpredigers Schulz zu Königsberg [1]) verbreitet sich, allerdings in etwas schwunghafter Art, über die Wohlthaten, welche der König den Armen durch diese Schulen erzeigt hat. „In hiesigen Armenschulen, sagt er, werden 1300 Kinder durch 65 Studiosos Theologiä sonder Beschwerung Ew. Maj. Cassa täglich im Christenthum unterrichtet. Die armen Leute, welche ehedem bei hunderten auf den Gassen bettelten, werden nicht nur mit nöthigem Unterhalt versorgt, sondern auch über 800 derselben im Christenthum in den Kirchen unterrichtet. Seit zwei Jahren ist Niemand ohne nöthigen Unterricht im Lesen confirmirt worden. Allein binnen drei Jahren sind 40,000 Exemplare des Gesangbuches unter die Leute gebracht u. s. w."

In dem großen Militairwaisenhause zu Potsdam, für dessen Einrichtung und Verwaltung der König mit dem ihm eigenen praktischen Verstande bis in's Kleinste

---

[1]) Vom 30. Juli 1736 bei König II. 132.

Sorge trug[1]), wurden bei der Eröffnung im Jahre 1724 bereits 500 Kinder erzogen und unterrichtet, die Zahl derselben war aber 1740 schon auf 1400 gestiegen.

Achtzehntes Kapitel.

Die Armee.

Der Denkungsweise des Königs gemäß konnten wir die Besprechung der inneren Angelegenheiten passend dem von der Armee handelnden Kapitel vorausschicken, weil der gesammte Staat von ihm als das Fundament angesehen wurde, auf welchem die Kriegsmacht beruhte.

Friedrich Wilhelm's Leidenschaft für alles Soldatische war bei ihm von Jugend auf in stetem Wachsen begriffen.

Wir finden bei allen Fürsten diese Passion in höherem oder geringerem Maße, weil auf keinem andern Felde die Lust am Befehlen sich so leicht befriedigen läßt, als in einem Stande, zu dessen Wesen der unbedingte

---

[1]) Eigenhändig hatte der König bei der Instruction u. a. vermerkt: Eine Frau bei den krätzigen und läusigten, die sie reinigt, ihnen Essen und Trinken zubringt, die Stuben heizet und weiter nichts zu schaffen hat. Förster II. 345.

Gehorsam gehört. In Preußen indessen war die Sache doch noch von tieferer Bedeutung. Das aus den verschiedenartigsten Stücken allmählich erwachsene Reich hatte in seiner zerrissenen Lage so ausgedehnte Grenzen, daß die Linien, welche einem feindlichen Angriffe ausgesetzt waren, mit dem Flächeninhalte des Landgebietes im ungünstigsten Verhältniß standen. Preußen mußte, um überhaupt bestehen zu können, darauf bedacht sein, die Lücken zwischen den vereinzelten Besitzungen auszufüllen, und das Streben, sich zu arrondiren, welches für viele andere Regenten mehr Sache des Ehrgeizes und der Eitelkeit war, bildete für die Hohenzollern gradezu eine Lebensbedingung. Sie waren durch die äußerste Nothwendigkeit von selbst auf eine Erwerbungspolitik hingewiesen, durch welche der Staat zu der hervorragenden Stellung gelangte, welche Preußen dereinst in Deutschland einzunehmen bestimmt war.

Das Bestehen und die weitere Entwickelung des Protestantismus und aller geistigen Bildung in Deutschland hing davon ab, daß eine gewaltige Macht zum Schutze dieser höchsten Güter bereit war, und wenn, wie oben gezeigt worden, von allen protestantischen deutschen Fürsten die Brandenburger allein fähig blieben, nach einer solchen Macht zu streben, so konnte ihr von Hause aus armes und wenig fruchtbares Land nur durch äußerste Anspannung aller geistigen und materiellen Kräfte zu dieser Höhe emporsteigen. Lediglich

das Ernste und Wesentliche durfte man im Auge behalten und mußte vorläufig Alles bei Seite lassen, was Friedrich Wilhelm I. Possen und blauen Dunst nannte. Auf solchem Wege allein konnte der Staat von Jahr zu Jahr an Macht und Reichthum zunehmen, während andere von der Natur unendlich besser bedachte deutsche Länder, deren Regentenhäuser den nüchternen sparsamen Sinn der Hohenzollern entbehrten, niemals dahin gelangten, eine Rolle in Europa zu spielen.

Daß man in Preußen Höheres im Auge hatte, zeigte sich in dem mit so großem Erfolg gekrönten Bestreben, eine dem Auslande Achtung gebietende Kriegsmacht zu besitzen. Denn wie sollte ein Staat von nicht mehr als drittehalb Millionen Einwohnern sich neben Frankreich, England und Oesterreich nur die geringste Beachtung verschaffen, wenn nicht durch eine Armee, deren Stärke von den andern Mächten bei einem allgemeinen Kriege mit in Rechnung gezogen werden mußte.

Friedrich Wilhelm I. hatte das sehr wohl erkannt. Dessenungeachtet darf man nicht behaupten, daß seine Soldatenliebe allein aus dieser staatsmännischen Ueberzeugung entsprungen wäre. Des Königs ganzes Wesen war, wie wir erfahren haben, grade dadurch so günstig für das Gedeihen des Staates angelegt, daß seine Lieblingspassionen mit dem wahren Besten des Landes übereinstimmten. Die militairischen Beschäftigungen des Königs, auch nachdem sie zum großen Theil in

Soldatenspielerei ausgeartet, sich bis zu einer an Wahnsinn grenzenden Leidenschaft gesteigert hatten, bewirkten doch zuletzt, daß bei seinem Tode ein Kriegsheer geschaffen war, welches gar bald die Bewunderung der Welt auf sich zog und durch die Mittel erhalten werden konnte, welche Friedrich Wilhelm's oft belachter und oft wahrhaft lächerlicher Geiz in den Gewölben des Berliner Schlosses angehäuft hatte.

Bei seiner Thronbesteigung fand er nur 30,000 Mann regulairer Truppen vor, außer der zu jedem Felddienste untauglichen, etwa 5000 Mann starken Landesmiliz. In der Mitte seiner Regierung war die Stärke des Heeres verdoppelt und am Ende derselben verdreifacht. Die Armee zählte fast 90,000 Mann, darunter 18,500 Berittene. Rechnet man die zur Besatzung der Festungen nothwendige Mannschaft ab, so konnten 72,000 Mann in jedem Augenblicke zu Felde ziehen.

Nun kann ein Staat von drittehalb Millionen Menschen überhaupt nicht bestehen, wenn von den Einwohnern mehr als 50,000 unter Waffen sein müssen, weil alsdann nicht so viel kräftige Hände übrig bleiben, wie der Ackerbau und die Gewerbe unumgänglich erfordern. Es ergab sich also von selbst die Nothwendigkeit, mindestens die Hälfte des so vermehrten Heeres durch Ausländer zusammenzusetzen. — Für diese fremdländischen Werbungen kam dem Könige ein altes Gesetz des

deutschen Reiches zu statten, welches den sämmtlichen Kurfürsten, und also auch dem brandenburgischen gestattete, sich aus den damals sehr zahlreichen freien Reichsstädten ihre Mannschaften zu holen. Von diesem Rechte machte Friedrich Wilhelm I. den weitesten Gebrauch und war seit 1728 unablässig bemüht, sich auch in den übrigen deutschen Territorien und im Auslande die Werbegerechtigkeit zu verschaffen. Mehr als tausend Personen, zum großen Theil Officiere, waren beständiß unterwegs, um Rekruten zur Vergrößerung der Armee in's Land zu führen.

Inzwischen hatte sich auch herausgestellt, daß die im Lande selbst betriebene Aushebungsart zu den größten Beschwerden Anlaß gab. Die Obristen der Regimenter mußten dafür sorgen, daß ihre Mannschaften stets vollzählig beisammen waren. Sie übertrugen die Verantwortlichkeit dafür zum großen Theile auf die Anführer der Compagnien des Fußvolks und der Schwadronen bei der Reiterei. Diese kamen dabei einander fortwährend in's Gehege, weil zwar im Allgemeinen nach einem alten Herkommen die Rekrutirung für jedes Regiment innerhalb gewisser Districte stattfinden sollte, jedoch größtentheils die Officiere sich daran nicht kehrten, sondern die Leute nahmen, wo sie ihrer habhaft werden konnten. Es gehörte zu den gewöhnlichen Vorkommenheiten, daß man ganz untüchtige, schwache und kränkliche Personen aushob, die sich alsdann durch große Summen

loskaufen mußten, was aber nicht verhinderte, daß sie sogleich einem zweiten, sogar einem dritten Officier in die Hände fielen, denen sie auf's Neue so lange zahlen mußten, bis sie gänzlich verarmt waren. Man begnügte sich ferner nicht, auf die waffenfähige junge Mannschaft Beschlag zu legen, sondern, um auch für künftige Jahre der nothwendigen Zahl von Rekruten sicher zu sein, verpflichtete man ganz junge Burschen, ja die Kinder in den Schulen für den Kriegsdienst und gab denselben zum Abzeichen eine rothe Halsbinde, durch welche sie als künftige Mitglieder des Heeres erkennbar wurden.

Während unter König Friedrich I. die Anfertigung der Aushebungslisten fast allein in den Händen der Civilbehörden lag, übertrug Friedrich Wilhelm gleich nach seinem Regierungsantritt das Geschäft den Officieren, die sich der Landräthe und Steuercommissarien nur zu ihrer Unterstützung bedienten und dabei mit solcher Willkür verfuhren, daß das ganze Land in Furcht und Schrecken gerieth, und Tausende junger Leute, namentlich aus dem Handwerkerstande, sich der Gefahr, in die Regimenter gesteckt zu werden, durch die Flucht entzogen. Daß der König mittelst Edicts vom 17. October 1713 befahl, solche Austreter wie Deserteurs zu behandeln und am Leben zu strafen, hatte keine Wirkung. Eine allgemeine Auswanderung schien das Land entvölkern zu wollen. Da wurden 1714 die gewaltsamen Aushebungen verboten und die Rekrutirung auf

solche Personen beschränkt, die sich gegen ein Handgeld freiwillig stellten. Wider ihren Willen sollten künftig nur ungehorsame und liederliche Leute und Gesinde, welches bei seiner Herrschaft nicht gut thun wollte, den Regimentern überliefert werden, wodurch die Armee Gefahr lief, statt eines volksthümlichen Staatsorgans vielmehr eine Strafanstalt zu werden.

Um solchen Mißständen ein Ende zu machen und die Anwerbung der Inländer vollständig zu regeln, führte der König 1733[1]) das Cantonsystem ein, welches bis auf den heutigen Tag die Grundlage für die Zusammensetzung der Armee geblieben ist. Durch dieses System wurden die Feuerstellen des ganzen Landes in kleine Bezirke getheilt und den einzelnen Hauptleuten behufs der Werbung überwiesen. Allerdings war schon durch Verordnung vom 10. September 1708 unter der vorigen Regierung etwas Aehnliches versucht worden[2]), doch brachte erst Friedrich Wilhelm eine feste Ordnung in das Verfahren.

Es sollte fortan die ganze männliche Bevölkerung von Jugend auf in die Regimentslisten des betreffenden Districts eingetragen werden. Der wirklichen Aushebung blieben sie vom 18. bis zum 40. Jahre unter-

---

[1]) Abgedruckt bei de l'Homme de Courbière, Geschichte der brandenburgisch-preußischen Heeresverfassung. p. 89.

[2]) Mylius III. 1. p. 260.

worfen. Bürger- und Bauernsöhne waren im Allgemeinen thatsächlich gezwungen, dem Hauptmann zu folgen, der sie für seine Compagnie verlangte. Außer den Einwanderern, welchen für sich und ihre Kinder die Militairpflicht durch königliche Patente erlassen war, blieben von der Cantonpflichtigkeit nur befreit die Söhne der Edelleute und solcher Bürgerlichen, welche ein Vermögen von mindestens 6000 Thalern nachweisen konnten. Mit Grundeigenthum angesessene Leute und deren einzige Söhne sollten gar nicht enrollirt werden. Bei Vermeidung der schwersten königlichen Ungnade und Verlust von Ehre und Reputation schärfte das Cantonreglement diese für das Gedeihen des Bauernstandes nothwendige Beschränkung der Officiere ein. Ferner sollten die Predigersöhne, welche Theologie studirten, und von den übrigen Theologen diejenigen befreit sein, welche nicht über 5 Fuß 9 Zoll groß waren. Bei der Leidenschaft des Königs für große Rekruten waren aber auch die Predigersöhne, wenn sie das Unglück hatten, groß gewachsen zu sein, vor den Werbern nicht sicher. Gleich im Jahre nach Erlaß der befreienden Verordnung wurde eines Berliner Geistlichen stattlicher Sohn, der Jura studirte, mit Gewalt zum Soldaten gemacht, und keine Bitten und Vorstellungen vermochten ihn zu befreien. Die Königin selbst verwandte sich vergeblich bei ihrem Gemahl deshalb. Da die Officiere wußten, daß der Anblick eines großen Rekruten den König gegen

alle Einwendungen wegen der Ungesetzlichkeiten, die bei Enrollirung desselben vorgefallen waren, taub machte, so übten sie, aller wiederholten Verordnungen und Strafandrohungen ungeachtet, die größte Willkür. Selbst als in Madeburg ein förmlicher Aufruhr entstand, weil die Werber einen reichen sechszigjährigen Kaufmann weggeschleppt hatten, um ein Loskaufungsgeld zu erpressen, wurden nur die Tumultuirenden, nicht aber die Werber ernstlich gestraft. Man kann sich denken, daß die Gewaltthätigkeiten, welche die preußischen Werber im Auslande verübten, noch weit schlimmerer Art waren. Oesterreich und Rußland ließen sich das noch am leichtesten gefallen, weil dem deutschen Kaiser viel daran gelegen war, den König durch kleine Gunstbezeigungen bei Laune zu erhalten, wenn er wegen der Jülich'schen Erbschafts-Angelegenheit ungeduldig wurde[1]). Der Czar Peter aber, und nach ihm Katharina I., verstanden

---

[1]) Ein Brief Seckendorf's an den Prinzen Eugen vom 26. November 1726 (bei Förster, Urkundenbuch II. 189) gewährt einen Einblick in diese Verhältnisse: „— — Daß Seine kaiserliche Majestät die Herbeischaffung 20 großer Kerle allergnädigst accordirt, dafür statte allerunterthänigsten Dank ab. — — Ich muß aber offenherzig gestehen, daß ich dem Könige Hoffnung gemacht, er werde nach geschlossenen Tractacten deren 24 vom kaiserlichen Hofe zum Präsent bekommen, weil mich mein guter Freund avertiret, daß dergleichen, und zwar in größerer Zahl, von dem moskowitischen Hofe und nach der Hand von Frankreich, England,

ihren Vortheil sehr gut zu wahren, indem sie für ganze Schaaren von riesigen Leibeigenen, die sie alljährlich nach Preußen lieferten, sich als Gegengeschenk geschickte Handwerker und Künstler erbaten, die dann auch mit Güte oder Gewalt ohne Weiteres nach Rußland transportirt wurden. Die russischen Rekruten wuchsen durch diesen Tauschhandel, namentlich bei des Königs Leibregiment zu solcher Zahl an, daß für dieselben ein eigener Gottesdienst eingerichtet wurde.

Nicht so glatt verlief aber die Sache bei den übrigen fremden Fürsten. Daß es mit Hannover wegen der Werbeexcesse beinahe zum Kriege gekommen wäre, haben wir gesehen. Ebenso wollte König August von Polen trotz aller Freundschaft, die zwischen ihm und Friedrich Wilhelm bestand, dennoch seine Unterthanen nicht in die preußischen Regimenter stecken lassen, und ein Hauptmann Natzmer, der sein Werbegeschäft in Dresden betrieb, wurde gefangen und zum Tode ver-

---

Dänemark und Schweden geschehen. — — Eins muß ich wider Willen nochmals bitten, daß man mir wenigstens noch 12 Kerle, jedoch nicht eben von der excessiven Größe mit den andern 20 anzuwerben erlaube, damit ich diejenigen Officiere, welche sich als Freunde declariret, und deren Freundschaft ich nicht entbehren kann, contentiren möge. Denn diese Leute capable sind ein Präsent von 100 bis 1000 Ducaten auszuschlagen, hingegen mit größter Freude etliche große Kerle bei ihren Compagnien annehmen, weil sie sonst solche anderwärts zu finden nicht im Stande u. s. w."

urtheilt, wodurch der König in solche Wuth gerieth, daß er drohte, den sächsischen Gesandten Suhm in Berlin aufhängen zu lassen. Suhm entfloh. Da indessen der König seine Uebereilung schnell genug bereute, so wurde die Sache beigelegt. Suhm kehrte zurück und Natzmer wurde freigegeben.

Allein die Werbeexcesse nahmen deshalb kein Ende, und die allgemeine Erbitterung gegen den König, von dem man wußte, daß er stillschweigend jedes noch so ungerechte Mittel billigte, wodurch ihm „lange Kerle," wie er sie nannte, verschafft wurden, wuchs in dem Maße, daß auf Anstiften König Georg's II. von England eine große Coalition der deutschen Staaten und der Niederlande gegen die preußischen Gewaltthätigkeiten geplant wurde. Mit Holland namentlich konnte der förmliche Bruch kaum vermieden werden, weil die preußischen Werber sich nicht scheuten, die Soldaten der Republik zu offener Desertion zu verleiten. Ein Lieutenant Wollschläger, welcher unklug genug war, sich bei einem solchen Versuch ertappen zu lassen, wurde endlich in Holland hingerichtet. Der König raste, als er dies erfuhr. Zur Wiedervergeltung befahl er alle holländischen Officiere und Soldaten, die sich in seinem Lande betreten ließen, festzunehmen und auf die Festungen zu bringen, was auch bei drei Officieren und zwanzig Soldaten wirklich zur Ausführung kam. Nur mit Mühe konnte der Graf Seckendorf den König

bewegen, die Gefangenen wieder frei zu lassen und den Generalstaaten eine Art von entschuldigender Erklärung zu geben[1]). Das machte ihn aber nur noch ergrimmter, und wirklich ließ er bald nachher zwei holländische Unterofficiere, die sich über die Grenze gewagt hatten, um einen von preußischen Werbern verführten Deserteur zurückzuführen, unter dem Vorwande, daß sie seine Unterthanen zu fremdem Kriegsdienst hätten anwerben wollen, ohne Weiteres aufknüpfen. Als darauf die Republik später durch ihren Gesandten bitten ließ, dem berühmten Juristen Heineccius, der erst in Halle, dann in Frankfurt a. O. Professor war, die Uebersiedelung an eine holländische Universität zu gestatten, schlug er das mit den Worten ab: „Wollen sie mich keine Flügelmänner werben lassen, so habe ich auch keine Professoren für sie." Diese Leidenschaft des Königs für lange Kerle war sogar stärker als sein Geiz. Denn während er sonst wegen jedes unnütz verausgabten Groschens mit nachsichtslosester Strenge gegen sich selbst und gegen Andere verfuhr, so wurde ihm nachgerechnet, daß er nur an Werbegeldern für die langen Rekruten zu seinem Leibregimente mehr als zwölf Millionen Thaler ausgegeben hat, ohne die großen Jahrgelder und sonstigem Geschenke zu rechnen, die er den einzelnen von ihnen außerdem bewilligte. General von Schmettau

[1]) Förster, Fr. W. I., Bd. II. p. 304.

erhielt einmal für einen Flügelmann 5000 Thaler und eine Stiftstelle für seine Schwester. Die Auslagen, welche der Gesandte in London berechnete, um des langen Irländers Kirkland habhaft zu werden und denselben nach Potsdam zu schaffen, beliefen sich auf mehr als 8000 Thaler, wobei allein 5841 Thaler als Präsent für den Mann, der mit Leib- und Lebensgefahr den Kerl geschaffet[1]).

Die seltsame Liebhaberei für große Soldaten hatte sich bei Friedrich Wilhelm schon sehr früh gezeigt. Durch den Widerspruch, den sein Vater ihm entgegensetzte, vor dem er seine langen Kerle zu Wusterhausen in Kellern und auf Böden verstecken mußte, steigerte sich diese Passion in dem Maße, daß es in der That bei dem Könige zur fixen Idee geworden war, daß ihm auf jeden über 6 Fuß großen Mann ein Eigenthumsanspruch zustehe, möge der Riese sein eigener oder ein fremder Unterthan sein. Er allein, sagte er, wisse Etwas mit ihnen anzufangen. Und warum sollte einem Fürsten nicht ebenso gut ein ausschließliches Recht zustehen, lange Kerle einzufangen, wie es ein angeborenes Recht der Fürsten war, daß sie allein Hirsche und Wildschweine erlegen durften? Kleiner als 5 Fuß 6 Zoll durfte überhaupt kein Soldat in der Armee sein. Bereits im

[1]) Die sehr merkwürdige specificirte Rechnung in König's Berlin V. p. 35—36.

Jahre 1714 begann er aus diesen Riesen sein Leibregiment in Potsdam zusammenzusetzen. Außer den ihm durch die Werber zugeführten Rekruten ergänzte er die Schaar bei den jedesmaligen Revuen dadurch, daß er aus den ihm vorgeführten Regimentern die schönsten und größten Männer herausnahm und die Obristen und Hauptleute dann reichlich für die aufgewandten Werbekosten entschädigte. Oft zahlte er 100, auch 200 Thaler für Leute, die nur 1 oder 2 Thaler Handgeld empfangen hatten. Unter den 58 Mann, die er z. B. 1731 im Lager von Wehlau aussuchte, war Einer, für den er 1000 Thaler zahlte, für drei andere gab er 2440 Thaler, und außerdem waren acht, von denen jeder 500 bis 600 Thaler kostete. Ein andermal kaufte der König bei einer Revue für 145,000 Thaler 60 Mann, die nur 97,000 Thaler als Handgeld bekommen hatten. Er war außerdem bemüht, das Geschlecht dieser Riesen durch Verheirathung derselben mit langgewachsenen Frauenzimmern fortzupflanzen, die in solchen Fällen gegen den allerhöchsten Befehl keine Einwendung machen durften[1]). Bekannt ist es, daß eins der Mädchen den vom Könige ihr schriftlich übergebenen Trauungs-

---

[1]) Die Erzielung eines langen Menschengeschlechts betrieb der König mit einem fast wissenschaftlichen Interesse. Als er hörte, daß die Frau eines Grenadiers in Cleve einen riesigen, 5/4 Ellen langen Jungen zur Welt gebracht hätte, befahl er Mutter und

befehl nicht selbst bestellte, sondern durch ein altes Weib zum Commandanten von Potsdam hintragen ließ, der alsdann die Ueberbringerin mit einem hübschen jungen Grenadier copuliren ließ, ohne auf dessen Verzweiflung Rücksicht zu nehmen. Der König erklärte Tags darauf diese durch Mißverständniß geschlossene Ehe aus eigener Machtvollkommenheit für nichtig.

Das große Leibregiment bestand aus 2400 Mann, von denen zwei Drittel in Potsdam, die übrigen achthundert, die Unrangirten, in Brandenburg standen, wo sie völlig einexercirt wurden und dann in die Potsdamer Bataillone eintraten. Der König kannte jeden Mann aus dieser Schaar persönlich. Viele von ihnen hatten bedeutende Zulage, zum Theil von einem Gulden, selbst einem Thaler täglich.

Außerdem war ihnen gestattet, mancherlei Gewerbe zu betreiben, sie hielten Bier- und Weinstuben und hatten eine bedeutende Nebeneinnahme dadurch, daß das Publikum sich ihrer bediente, um durch sie dem Könige Bittschriften überreichen zu lassen, deren Gewährung von dem durch den Anblick eines Riesen stets günstig gestimmten Monarchen dann fast immer erfolgte. Das führte zu den größten Mißbräuchen, und

---

Kind sogleich zu seiner Ansicht nach Potsdam zu bringen. Eigenhändig schrieb er unter die Ordre: Pressiret, weil jetzo das Wetter gut geworden. Charakterzüge VIII. p. 30.

da der König seine eigene Schwäche in diesem Punkte kannte, so befahl er jeden Advocaten, der sich unterstehen würde, in einer Prozeßsache ein Gesuch durch einen Leibgardisten überreichen zu lassen, auf's Strengste zu bestrafen. Der Vortragende fragte den König, der grade an der Staffelei saß, welche Strafe angedroht werden sollte. Da malte er einen Galgen hin, an dem ein Advocat und ein Hund hing, und in der That erging eine königliche Verordnung, daß der Sachwalter, der dies verpönte Verfahren sich zu Schulden kommen ließe, mit einem Hunde zugleich an den Galgen gehängt werden sollte. Dies wurde als Gesetz publicirt. Doch kam es nie zur Anwendung und ist auch nicht in die Edictsammlung aufgenommen.

Bei aller Nachsicht gegen seine Leibgrenadiere wurden dieselben aber im Dienste zur strengsten und pünktlichsten Pflichterfüllung angehalten. Der König betrachtete sich als den eigentlichen Obristen dieser Riesen und war auf diese Stellung so stolz, daß er sie in manchen Fällen fast für höher als seine königliche Würde zu halten schien.

Der große Kurfürst hatte bereits[1]) die vollständige Trennung des Officiercorps als eines besonderen Standes den Unterofficieren und Soldaten der Armee gegenüber angebahnt, so daß fortan der Officier nicht

---

[1]) Courbière l. c. p. 81.

blos durch seinen Rang über die Subalternen erhoben sein, sondern eine ganz andere, höhere, von jenen geschiedene Menschenklasse bilden sollte. Diesen Gedanken nun führte Friedrich Wilhelm durch, indem er den Adelstand mit dem Officierstande so ziemlich identisch machte[1]) und sich selbst diesem Stande angehörig erklärte, wie denn er zuerst unter den europäischen Monarchen beständig in die Uniform seines Regiments gekleidet war. Die jungen Adligen wurden inne, daß nur im Officierstande Beförderung und königliche Gnadenbezeigungen ihrer warteten. Deshalb gehörte es bald zu den Ausnahmen, wenn ein junger Cavalier, den nicht etwa körperliche Gebrechen zum Kriegsdienst untüchtig machten, einen anderen Beruf als den Soldatenstand erwählte. So hoch war die Achtung des Königs vor dem Waffenhandwerk, daß er im Grunde einen jeden Edelmann, der seine Dienstinstruction und das Exercier-

---

[1]) Der König war in diesem Punkte übrigens keineswegs consequent. Nicht nur wurden die Söhne aus den gebildeten Familien der französischen Colonie unter seiner und auch unter der folgenden Regierung dem Adel ziemlich gleich gestellt und deshalb zu Officieren befördert, sondern es kam auch vor, daß aus einer nicht ersichtlichen Veranlassung, z. B. an den Herzog von Holstein, am 19. Februar 1727, die Ordre erging, zehn bürgerliche Unterofficiere aus seinem Regiment zu Officierstellen vorzuschlagen. Dieselben sollten aber nicht zu jung und auch keine Brandweinsäufer sein. Charakterzüge XII. p. 30.

Reglement auswendig konnte, dadurch befähigt hielt, mit den schwierigsten Aufträgen in jedem Zweige des Staatsdienstes betraut zu werden. Ja er liebte es gar nicht, wenn ein Officier sich mit wissenschaftlichen Dingen oder mit Büchern beschäftigte. Viele der damaligen Generale konnten kaum ihre Namen richtig schreiben, und wenn sie in der gedruckten Bibel nothdürftig lesen konnten, so war das ein genügender Beweis von der einem Officiere nothwendigen Bildung. Der König, der in seiner Jugend sehr hübsch calligraphisch schreiben gelernt hatte, gab sich späterhin förmlich Mühe, recht grob, schlecht und unleserlich zu schreiben, wie es sich für einen tapferen Kriegsmann schickte. Indem auf diese Weise das Officiercorps zu einem geschlossenen Stande fest verschmolzen ward, der seine eigenthümlichen Begriffe von Bildung, Anstand und Ehre hatte, bewirkte der König, wohl ohne es selbst klar zu begreifen, zu gleicher Zeit, daß er seine zum großen Theil aus zusammengelaufenem und zusammengeraubtem Gesindel bestehende Armee zu einer in der That preußischen und vaterländischen Körperschaft erhob, welche nach und nach von dem patriotischen Geiste ihres Officiercorps durchdrungen wurde. Dieser Geist sollte von dem Könige persönlich ausgehen. Deshalb zog er auch das Recht, die sämmtlichen Officierstellen zu besetzen, welches bisher theilweise den Befehlshabern der einzelnen Regimenter zugestanden hatte, ausschließlich an sich und erfüllte die

Officiere mit dem Bewußtsein, daß sie ihrem Könige und Herrn allein ihr ganzes Geschick zu danken hätten. Treue gegen ihren höchsten Kriegsobristen und Bewahrung der eigenthümlichen Standesehre war so ziemlich Alles, was er von ihnen verlangte. Behielten sie diese Anforderungen beständig im Auge und waren sie pünktlich im Dienst, so ging ihnen fast jede Ausschreitung und jeder Uebermuth straflos hin. Sie bildeten anerkannt den vornehmsten Stand und fühlten und geberdeten sich namentlich in den kleineren Garnisonstädten als die befehlenden Herren der Bürger. Der König fand das in der Ordnung. Als 1730 General v. Dockum meldete[1]), daß es zwischen einem Bürger und einem Lieutenant seines Regiments zu Thätlichkeiten gekommen, schrieb der König darunter: „Er soll den Bürger auf die Hauptwache setzen, 8 Dage bei Wasser und Brod, wann es geschehen, soll er den Officier abbitten, und sagen, daß er ein grober Flegel gewesen wäre und bitt um Pardon, so soll es abgemacht sein." Als aber nachher gemeldet wurde, daß der Officier von dem Bürger geschlagen worden, wodurch die Standesehre verletzt war, cassirte er denselben. Ein andermal hatte der Oberamtmann Ferrari in Cottbus sich beklagt, daß der Hauptmann v. Maltiz gedroht habe, ihm Arme und Beine zu zerschlagen oder in die Karre zu spannen,

---

1) Förster Urkundenbuch I. p. 70.

wenn er nicht zwei Kerls liefere. Der König schrieb darunter: der gantze Ferrary dauget nits, wen er durch Wusterhaussen Passieret, werde das suchen, was Maltiz Ihn tun wohllen. er ist ein Bedrieger. F. W.

Für die große Bevorzugung, welche der König dem Officierstande zu Theil werden ließ, verlangte er alsdann, daß jedes Mitglied desselben sich der Gottesfurcht und eines anständigen und knappen Lebenswandels befleißige. Mit väterlicher Sorgfalt und Strenge wachte er über sie, daß sie sich nicht durch unnützen Aufwand in Schulden stürzten. Keinem sollte es zur Schande gereichen, wenn seine schmalen Einkünfte ihn nöthigten, die Kameraden mit einem Glase Bier statt mit Weine zu bewirthen, und bei schwerer Ungnade durfte keiner darüber spotten. Mit den Livreen der Diener sollten sie keinen Staat machen, sämmtliche Officiersburschen jedes Regiments mußten gleichmäßig und einfach gekleidet sein. Solche und ähnliche Vorschriften wurden stets von Neuem eingeschärft.

Was den Dienst betraf, so verlangte der König die peinlichste Genauigkeit bei Ausführung des Dienstreglements bis in's Einzelnste und ließ keinerlei Entschuldigung gelten. Fand er bei seinen Specialrevuen einen Mann in Reihe und Glied zu tadeln, sei es wegen seiner Körperhaltung, seiner Bewegung beim Exercitium oder wegen Unsauberkeit der Montur, so traf die Strafe den Hauptmann oder den Obersten, abgesehen davon,

daß der Sünder selbst des Königs Faust oder Stock zu fühlen bekam. Dafür war es aber andererseits den Officieren frei gegeben, mit den Soldaten ziemlich nach Belieben umzuspringen. Die grausamen Kriegsartikel schnitten den Untergebenen nicht nur jede Widersetzlichkeit und jeden Widerspruch ab, sondern selbst eine Klage oder Beschwerde war mit äußerster Gefahr verbunden.

Wer mit Worten oder Raisonniren sich den Ober- oder Unterofficieren widersetzte, mußte dreißig Mal Gassen laufen, was der Todesstrafe ziemlich nahe kam. Bei den Uebungen wurden die Leute auf's Grausamste geprügelt und durften während der Execution kein Glied regen. Die meisten eigentlichen Verbrechen waren ohne Weiteres mit Erschießen bedroht. Die schwerste Sünde aber blieb das Davonlaufen, und doch schien bei dem großen Theils mit Gewalt und List aus dem Auswurf der Bevölkerung und des Auslandes zusammengeraubten Gesindel die Schwierigkeit das Desertiren zu verhüten so groß, daß die Vorsichtsmaßregeln, welche der König dagegen anordnete, nicht hinter dem zurückblieben, was man heutzutage bei Sträflingen in den Zuchthäusern nöthig findet. Jeder Bürger oder Bauer sollte bei schwerer Strafe sich von jedem Soldaten, den er auf der Landstraße traf, dessen Urlaubspaß vorzeigen lassen. War in einer Garnison eine Desertion bemerkt, so wurde die Lärmkanone gelöst. Bürger und Bauern mußten ausziehen, des Ent-

flohenen habhaft zu werden. Zeigten sie sich dabei säumig, so sollte das Dorf 100 Thaler, die Stadt 200 Thaler, der Landrath oder Edelmann 100 Dukaten Strafe zahlen. Konnte die Summe nicht beschafft werden, so mußten die zwei vornehmsten Bauern des Dorfes oder die acht vornehmsten Bürger der Stadt zwei Monate lang in Eisen Festungsarbeit thun. Wer wissentlich die Absicht eines Soldaten zu desertiren nicht anzeigte, war mit Leibes- und Lebensstrafe bedroht. Solche Maßregeln lassen von selbst erkennen, daß sie zu gleicher Zeit unausführbar und unzureichend waren.

Geschah es doch sogar bei des Königs eigenem geliebten Leibregiment, daß 1730 eine Schaar von 70 bis 80 Polen, Wallachen und Ungarn, welche, wie Faßmann sagte, „den glückseligen Zustand, worin sie lebten, nicht recht bedachten," mit Gewalt entweichen wollten; der Plan wurde vereitelt, und der König, der sie nicht aus den Reihen seiner Grenadiere verlieren wollte, ließ Einen aufhängen, einem Andern Nase und Ohren abschneiden und die Uebrigen 36 Mal Spießruthen laufen.

Wie das Uniformtragen der Könige durch Friedrich Wilhelm's Beispiel an den europäischen Höfen Sitte wurde, so ist auch die Eigenthümlichkeit der meisten Kriegsfürsten auf ihn zurückzuführen, daß sie um die Einzelheiten der Montur sich mit der Genauigkeit und den Kenntnissen eines Regimentsschneiders bekümmern. Die Truppen wurden jährlich neu gekleidet, das Fuß-

volk blau, die Reiterei weiß, die Husaren roth. Des Königs Vorliebe für die Infanterie war aber, besonders durch den Einfluß des alten Dessauer, so groß, daß er von der Armee im Allgemeinen immer als von seinen lieben „blauen“ Kindern sprach. Konnte bei dem Zuschnitte eines Soldatenrocks auch nur der zwanzigste Theil einer Elle gespart werden, so war allerdings der Gewinn im Ganzen ein sehr bedeutender. Deshalb wurden die Monturen so kurz und eng als irgend möglich eingerichtet. Ein vorschriftsmäßig gekleideter Mann mußte, wie die Markgräfin von Baireuth bemerkt, sich fürchten, daß ihm beim Niedersitzen die Kleider platzten. Einen Officier, an dem der König vom Fenster des Schlosses aus einen etwas zu langen Rock bemerkte, winkte er herauf und schnitt eigenhändig mit der Scheere das überflüssige Tuch ab.

In wie hohem Maße Friedrich Wilhelm I. durch die strengste Controle bei seinen General- und Specialrevuen es dahin brachte, daß auch die in den Provinzen stehenden Regimenter dem Musterregiment zu Potsdam an Schönheit der Erscheinung und Vollendung der maschinenmäßigen Dressur kaum etwas nachgaben, dafür spricht das Zeugniß desselben Seckendorf, der trotz aller Liebe und Verehrung, die er dem Könige allezeit in's Gesicht äußerte, nicht leicht eine Gelegenheit vorbeiließ, wo er denselben hinterrücks tadeln und lächerlich machen konnte. Er schreibt am 27. Juni 1725 von

den im Magdeburgischen garnisonirenden Truppen dem Prinzen Eugen [1]): „Von Schönheit und Ordnung der Truppen — — Mannschaft, Pferden und Gewehr ist sicherlich dem äußerlichen Ansehen nach, nichts auszusetzen, und da ich nun etliche Jahre die Regimenter, so um Berlin herumliegen, gesehen, so muß ich sagen, daß diese obgemeldeten ebenso gut und noch besser. Allein ob die entsetzlich großen Pferde bei schweren Campagnen und Fatiguen es souteniren, und die großen aus lauter neuen Mannschaften bestehenden Leute von allerhand Nationen in ganz Europa so gut als die alten — — nun entlassenen Soldaten thun wird, zweifle fast sehr. Denn ein Officier sich nicht recommandirt, der auf die Conservation der alten Knechte bedacht gewesen, sondern nur diejenigen werden avancirt und vorgezogen, so die mehrsten Recruten angeworben, die einzig und allein nach ihrer Länge und Statur ästimirt werden, — — dergestalt, daß auch von den meisten Subaltern= und Oberofficieren keiner eine Campagne gesehen — — dabei werden Officiere und Gemeine in einer knechtischen Furcht und sehr harten Disciplin gehalten, dergestalt, daß ein Officier, der den Puder in seine Haare nicht streuen wollte, cassirt zu werden Gefahr liefe. — — Auch die Cavallerie muß sich so großer Mannschaften befleißigen, wie die Infan=

---

[1]) Förster, Urkundenbuch II. 38.

terie, daher man bei den Regimentern zu Pferde keine Reflexion macht, ob ein Kerl mit Wartung der Pferde umgehen kann oder nicht, sondern wo er nur von großer Taille ist, so ist es gleichviel — — —."

Diese Bemerkungen Seckendorf's lassen erkennen, daß der König der Cavallerie nicht dieselbe Sorgfalt zuwendete, wie dem Fußvolk. Jedoch wurde auch die Reiterei nichts weniger als vernachlässigt. Dieselbe bestand anfangs nur aus Kürassieren und schweren Dragonern. Der König errichtete später in Berlin zwei Schwadronen Husaren, aus denen die berühmten Ziethen'schen Husaren hervorgingen. Drei Schwadronen, die in Preußen gebildet wurden, gaben den Stamm zu den grünen Husaren ab. Die schwere Cavallerie mußte riesige Pferde haben, welche der Statur ihrer langgewachsenen Reiter entsprachen. Die Remonten waren größtentheils aus Holstein. Sie wurden dem Könige vorgeführt, und er ließ in seiner Gegenwart den Pferden, die ihm zu klein oder zu schwach schienen, ein Stück aus dem Ohr ausschneiden, damit man dieselben bei einer spätern Revue nicht wieder einschmuggeln konnte [1]).

In jedem Jahre pflegte der König auf einer Rundreise durch die Provinzen sich von dem Zustande seiner

---

1) Ueber die Cavallerie enthält das dritte Heft der Charakterzüge ausführliche Nachrichten, auch Abschnitt 33. p. 13 daselbst.

Truppen persönlich zu überzeugen, in der Art, daß er binnen drei Jahren ihre sämmtlichen Standorte inspicirte. Im Mai oder Anfang Juni wurde die Berliner Garnison gemustert. Die Regimenter erschienen in neuer Uniform, die Rekruten mit einem Eichenzweige, dem alten brandenburgischen Feldzeichen geschmückt. War der König mit den Leistungen eines Regiments zufrieden, so pflegte er den Obristen, wohl auch die Majors, zu küssen. Er redete dann einzelne Soldaten an und ließ sich ihre Klagen und Wünsche, wenn er bei Laune war, ausführlich vortragen. In den Provinzen war es ein Zeichen der Gnade, wenn er nach der Revue bei dem Obristen speiste. War er unzufrieden, so nahm er das angebotene Diner nicht an, sondern fuhr wohl auf das nächste Dorf, wo er in einer Scheune oder im Schatten eines Baumes sich mit dem begnügte, was die Bauern herbeischaffen konnten.

Die Besoldung der Officiere war dem Wortlaute nach nicht sehr hoch, doch stiegen die Einkünfte derselben bedeutend dadurch, daß ihnen gestattet war, während eines Theils des Jahres zahlreiche Mannschaften, sobald dieselben völlig einexerciert waren, zu beurlauben und während der Zeit den Sold derselben zu beziehen, von dem sie dann allerdings das Meiste wieder für Werbegelder ausgeben mußten. Nahm ihnen nun, wie das oft geschah, bei den Revuen der König die schönsten Re-

kruten zu weit höherem Preise wieder ab, um sie in sein eigenes Regiment zu stecken, so kam auch das den Officieren bis zum Hauptmann herab sehr zu Hilfe.

Die Gemeinen erhielten außer den Kleidungsstücken, welche der König bezahlte, alle fünf Tage acht Groschen, also monatlich etwas mehr als zwei Thaler. Die Reiterei bis drei Thaler. Waren sie auf dem Marsche, so mußten Dörfer und Städte jedem durchpassirenden Soldaten täglich zwei Pfund Brod auf eigene Kosten liefern.

Für die Unterbringung der Garnisonen baute der König zwar hin und wieder, namentlich in Potsdam und Berlin Kasernen, die aber bei weitem nicht ausreichten, so daß Bürger und Bauern durch Einquartierung äußerst belästigt waren. In Berlin hatte man Baracken an der Stadtmauer gebaut und viele Soldaten darin untergebracht. Als dieselben sich aber über die Unsauberkeit ihres Aufenthaltes beschwerten, wurden sie in die Bürgerhäuser gelegt, und die kleinen Leute, namentlich die Juden, mußten auf des Königs Befehl die schmutzigen Baracken beziehen. Die reichen und vornehmen Leute konnten sich durch Zahlung von jährlichem Servis, welches für einen wirklichen Geheimrath oder General, der Hausbesitzer war, 100 Thaler, für Kaufleute 30 bis 40 Thaler betrug, von der Einquartierung befreien.

Für Invaliden wurde in sehr unvollkommener

Weise gesorgt, und die Verpflegung sogar der erkrankten Soldaten in willkürlicher Weise den Stadtgemeinden aufgebürdet [1]). Die noch arbeitsfähigen erhielten Anstellungen nach Art unserer jetzigen Civilversorgung, und kam es nicht selten vor, daß der König seine Lieblinge aus den Unterofficieren, besonders des Leibregiments, zu Bürgermeistern, Steuerräthen und Mitgliedern der Collegien ernannte [2]). Dagegen kam den Soldatenwaisen die fromme Stimmung zu statten, in welche der König 1734 durch seine ihm wie ein Wunder erscheinende Genesung von schwerer Krankheit versetzt wurde. Neben einer Anzahl anderweitiger wohlthätiger Schenkungen unterzeichnete er im October d. J. die Stiftungsurkunde für das noch heut bestehende große Potsdamische Militairwaisenhaus [3]) für elternlose Soldatenkinder beiderlei Geschlechts, wobei er den Wunsch aussprach, daß sich deren Zahl täglich verstärken und vermehren möchte, damit er recht viel Gutes ausüben könne. Die Urkunde schließt mit den merkwürdigen, die Gesinnung des Königs kennzeichnenden Worten: „Ueber diese Fundation wollen Wir, nicht allein so lange Uns der allerhöchste Gott das Leben fristet, festiglich halten — — sondern es ist auch Unser

---

1) Förster, Urkundenbuch I. 78.

2) Näheres darüber u. A. in König's Berlin IV. 254.

3) Faßmann I. 741.

ernster redlicher und fester Wille, — — daß alle unsre Nachkommen solche ohne alle Mangel, Ausnahme und Fall, vollkommentlich erfüllen, und im allergeringsten nicht dawider handeln oder thun. — Sollte aber Gott — — unsern Stamm dereinst ausgehen und erlöschen, und unser Königreich an einen andern Agnatenstamm gerathen lassen, so ersuchen wir diejenigen, welchen Gott zu solcher Zeit das Scepter überreichen wird — — daß sie nichts thun oder thun lassen, was der Stiftung zum Nachtheil gereichen könnte — — widrigenfalls sie Unseren ernsten Fluch und Gottes schwere Strafgerichte unausbleiblich sich über den Hals ziehen und aufladen."

Für die Kinder der Officiere waren die Kadettenhäuser bestimmt, die der König aus Magdeburg und Kolberg nach Berlin verlegte und dazu ein geräumiges Grundstück an der Spree bestimmte, wo bisher der königliche Hetzgarten sich befunden hatte. Die alte Miliz hob er schon 1713 auf. Sie war ihm so zuwider, daß er selbst ihren Namen nicht hören mochte und wiederholt bei schwerer Strafe verbot, die Soldaten mit dem Ausdruck Miliz oder Militair zu bezeichnen. Als Ersatz für das beseitigte Institut errichtete er 1719 ein Berlinisches und später noch ein Königsbergisches und ein Magdeburgisches Landregiment aus gedienten Leuten, denen hauptsächlich die Besetzung der Wachtposten oblag, wenn die Garnisonen zur Revue ausgerückt waren. Für gewöhnlich befanden sie sich auf

Urlaub in ihrer Heimath, wurden aber jährlich zu einer vierzehntägigen Uebung zusammengezogen. Es nahmen diese Landregimenter, welche von lauter gedienten Officieren befehligt wurden, etwa eine Mittelstellung zwischen der des ersten und zweiten Aufgebots unserer alten Landwehr vor deren Reorganisation ein [1]).

Die Vorliebe des Monarchen für das eigentliche stehende Herr und dessen Einübung in Reih' und Glied war so überwiegend, daß im Vergleiche damit die übrigen militairischen Angelegenheiten zurückstehen mußten.

So sorgte er allerdings für die Instandhaltung und Verbesserung der Landesfestungen, allein er strich fast zwei Drittel der unter der vorigen Regierung für diesen Zweck bestimmt gewesenen Gelder, um dadurch die Mittel für eine stärkere Befestigung von Wesel am Rhein zu gewinnen [2]). Diese Arbeiten leitete der unter der fol=

---

1) Courbière p. 91.

2) Rödenbeck, zur Bereicherung und Erläuterung der Lebensbeschreibung Fr. Wilh. I. Bd. I. p. 121, nennt als befestigte Plätze:

Berlin, Küstrin, Spandau, Driesen, Peitz, Löckenitz, Kolberg, Pillau, Memel, Friedrichsburg, Magdeburg, Regenstein, Minden, Lipstadt und Spremberg. Der König setzte den Etat für dieselben von 42,150 jährlich auf 17,150 herab und schrieb darunter: Bleibet übrig 25,000 Rthlr., soll zum Wehsel'schen Festungsbau sein, ist juste das destinirte Geld ist mein Wille. Fr. W.

genden Regierung wegen Betrügerei cassirte Obrist Walrawe, durch den auch ein Ingenieurcorps organisirt wurde. Bei den übrigen Festungen führte der Herzog von Dessau, der große Kenntnisse im militairischen Baufache besaß, die Oberaufsicht. Waffen und Munition für das Bedürfniß der stets wachsenden Armee beschafften die vom Könige angelegten Pulver- und Gewehrfabriken. Zeughäuser und Magazine wurden gefüllt.

Die Artillerie hatte unter Friedrich I. im Ganzen aus 10 Compagnien bestanden. Dieselben waren mit allen Geschützen in den verschiedenen Festungen untergebracht und konnten daher nicht zusammen einexerciert werden. Friedrich Wilhelm errichtete daneben noch eine Feldartillerie, die nach Berlin kam und an den großen jährlichen Uebungen Antheil nahm. Seit 1715 war General v. Linger Chef des gesammten Geschützwesens und der Artillerie. — So war denn das ganze Heer so geordnet, als sollte am nächsten Tage der Krieg losbrechen, den der König doch fest entschlossen war niemals zu beginnen.

Das hatte den Nachtheil, daß die kleinlichen Dinge, mit welchen der Soldat im Frieden beschäftigt werden muß, damit die bewaffneten Haufen nicht verwildern, nach und nach immer mehr als Hauptaufgabe der Armee betrachtet wurden. Das Kamaschenwesen erreichte allmählich eine solche Höhe, daß Friedrich der Große beim

Antritt seiner Regierung erklärte, die Armee müßte endlich in ernste Thätigkeit kommen, wenn sie nicht zu einem unnützen Spielwerk herabsinken sollte.

An der Stelle, wo von der Errichtung des General-Directoriums gesprochen wurde, sind bereits diejenigen Staatseinkünfte erwähnt worden, welche für die Erhaltung der Armee bestimmt waren. Die hauptsächlichste derselben, die sogenannte Contribution, war dem Wesen nach eine Grundsteuer und wurde in den verschiedenen Provinzen auf verschiedene Art berechnet und erhoben. Der König erhöhte den Betrag derselben dadurch bedeutend, daß er gewisse, nur zu einem vorübergehenden Zwecke für kürzere Zeit auferlegte und unter den vorigen Regierungen von den Ständen bewilligte Abgaben für dauernd erklärte, ohne sich an die ihm dagegen gemachten Vorstellungen zu kehren.

So mußten die Beiträge zu dem Berliner Schloßbau weiter gezahlt werden, nachdem dieser Bau längst beendet war. Auch die Legationsgelder, durch welche Friedrich I. den großen Aufwand decken wollte, den er bei Beschickung des Utrechter Friedenscongresses gemacht, mußten nach wie vor in die Kriegskasse fließen. Allein das Alles reichte nicht aus, um neben den laufenden Kosten für das Kriegsheer auch noch die unverhältnißmäßig großen Summen zu beschaffen, welche das Riesenregiment des Königs verschlang. Zu diesem Ende wurde denn

eine neue sehr ergiebige Geldquelle eröffnet. Der große Kurfürst hatte für seine Marine eine eigne Kasse geschaffen, in welche jeder neu angestellte Staatsbeamte einen Theil seiner ersten Jahresbesoldung abgeben mußte. Friedrich I. ließ diese Kasse bestehen, verwandte die Gelder aber keineswegs für den ursprünglichen Zweck. Auch Friedrich Wilhelm wollte von Erhaltung einer Seemacht Nichts wissen und verkaufte für eine geringe Summe jene Besitzungen an der afrikanischen Küste den Holländern. Die Marinekasse aber ließ er fortbestehen und bestimmte dieselbe, indem er sie Rekrutenkasse nannte, zur Bezahlung der Werbegelder für sein Potsdamsches Leibregiment. Die Beiträge, welche jeder Einzelne in diese Kasse zu zahlen hatte, bestimmte er selbst auf sehr willkürliche Weise. Nicht nur dehnte er die Zahlungspflicht auch auf die städtischen und ländlichen Communalbeamten aus, sondern wer nur irgend eine Beförderung, die Ertheilung eines Privilegiums, oder irgend eine Gnadensache erbat, hatte sich zuvörderst mit dieser Kasse abzufinden. Geistliche und Schullehrer sollten zwar von der Abgabe an die Rekrutenkasse frei sein, indessen wurde „erwartet," daß sie bei Empfang ihrer Bestallung, die sie aus den Händen der Beamten jener Kasse empfingen, ein ansehnliches freiwilliges Geschenk darbrächten. Auch bei Verleihung von bloßen Titeln mußte gezahlt werden, und die große Sucht der

Deutschen, zumal im vorigen Jahrhundert, nach Titeln und äußeren Ehrenzeichen diente ganz besonders zur Füllung der Rekrutenkasse. Kaum minder beträchtlich mögen die Beiträge gewesen sein, welche die Juden zu zahlen hatten, deren keiner bei 1000 Thaler Strafe die Erlaubniß zum Heirathen erhalten sollte, wenn er sich nicht vorher mit der Rekrutenkasse abgefunden hatte. Die Einnahmen derselben überstiegen sehr bald des Königs höchste Erwartungen, wodurch aber seine Begierde nach immer größerem Gewinn nur noch heftiger wurde. Es kam bald soweit, daß fast alle Aemter förmlich den Meistbietenden bei der Rekrutenkasse zugeschlagen wurden, ja es war nichts Seltenes, daß der König gegen Geld die Strafe für Verbrechen erließ, gegen die er sich sonst sehr unnachsichtig zeigte. Dieser Handel mit Anstellungen und Straferlassen nahm allmählich einen so wenig ehrenhaften Charakter an, daß der Kronprinz einst gegen einen seiner Vertrauten äußerte, er könne dereinst solches Geld nicht mit gutem Gewissen von seinem Vater erben [1]).

Einige Beispiele, die Förster in seinem Urkundenbuche mittheilt, werden das klar machen:

1) Der v. Grünberg bittet um Niederschlagung einer fiscalischen Untersuchung, weil er trotz des Verbots Getreide und Vieh auf sein eignes, in Schlesien belege-

[1]) Seckendorf, memoires secrètes p. 91.

nes Gut gebracht hat. Er habe das Verbot nicht gekannt und will 40 Thaler an die Rekrutenkasse zahlen lassen.

Eigenhändige Marginalentscheidung des Königs: sollen Ihn braff in die boxe blasen lassen 500 Thaler.

2) Der Inspector Wreede in Cüstrin bittet, ihm wegen seines Alters seinen Sohn zu adjungiren.

Marginale: soll sich mit Rekrutenkasse abfinden.

3) Schwanhäuser in Reppen bietet 15 Thaler, wenn er zum Rathsmann daselbst ernannt wird.

Marginale: zu 40 Thaler.

4) Ein Zollbeamter ist wegen Veruntreuung abgesetzt und die Untersuchung eingeleitet. Er hat die Defecte ersetzt und bittet um Niederschlagung der Untersuchung gegen 50 Thaler, die er zahlen will.

Marginale: soll 200 Thaler.

5) Ein Anderer hatte 3000 Thaler Defecte. Bittet um Nachsicht, weil er nur 12 Thaler monatlich Gehalt hat, bietet sein Haus und seine Caution als Deckung an.

Marginale: Ich schenke die Schuld, sollen aber aufhangen lassen.

6) Anfrage, ob die Kämmererstelle in Landsberg dem Steinke, der 300 Thaler zahlen will, oder dem Ebert, der bereits Vertreter sei und dafür 100 Thaler bezahlt habe, ertheilt werden solle:

Marginale: Wer das Meiste giebt.

7) Anfrage, wer von den Bewerbern um die Zollcontrolleurstelle in Crossen den Vorzug haben solle.

Marginale: Wer 600 Thaler und mehr zahlt, soll haben.

Ein preußischer Edelmann hatte bei einem ihm auferlegten Eide, den er für Chikane hielt, vor Gericht, statt die Formel nachzusprechen, gesagt: Ich schwöre 2c., daß der Gegner ein Schweinhund ist.

Der König, der in allen mit der Religion in Beziehung stehenden Dingen sonst unerbittlich war, schlug die Untersuchung gegen 1000 Thaler für die Rekrutenkasse nieder.

Eine Frau von Kniphausen, welche im Wittwenstande ein Kind geboren hatte, mußte ohne Urtheil und Recht auf des Königs Befehl nicht weniger als 13,000 Thaler zur Strafe an die Rekrutenkasse zahlen, u. s. w. u. s. w.

Wenn man bedenkt, wie ungeheure Summen auf solche Weise während einer siebenundzwanzigjährigen Regierung in diese Rekrutenkasse fließen mußten, so ist es leicht begreiflich, daß der König mehr als 12 Millionen für seine langen Kerle bezahlen konnte, ohne die festen Etats für die sonstigen Staatsausgaben zu beeinträchtigen.

Der Gewinn aber, der erzielt wurde, verschwindet gegen den schlechten moralischen Einfluß, welchen dieser Handel mit den Aemtern, ja mit der Strafgerechtigkeit

üben mußte, ganz zu schweigen von dem Vorschub, welcher der thörichten Eitelkeit der Menschen dadurch geleistet wurde, daß sie, oft zum Ruin ihres Wohlstandes und ihrer Familie, sich nichtssagende Titel erkaufen konnten. Diese Rekrutenkasse vereinigte eben Alles in sich, um die unwiderstehlichen Leidenschaften des Königs zu befriedigen, welche so oft stärker waren als sein von Hause aus braver und redlicher Wille.

Wir können heutzutage diese Dinge belächeln, wenn wir erwägen, daß mit so seltsamen Mitteln die preußische Armee geschaffen wurde, welche grade jetzt wieder, durch ihre Tapferkeit nicht minder als durch die Bescheidenheit und die sittliche Haltung ihrer Feldherren und Soldaten, die Welt mit Bewunderung erfüllt hat.

Neunzehntes Kapitel.

Der Kronprinz.

Um die Lage der Dinge im Schooße der königlichen Familie, namentlich das Verhältniß König Friedrich Wilhelm's zu seinem ältesten Sohne unparteiisch betrachten und darstellen zu können, müßte man zu vergessen suchen, daß der Kronprinz einst Friedrich der Große geworden ist. Seinem Vater gegenüber war der junge Friedrich eben nur ein Knabe, dessen Nei-

gungen und Eigenthümlichkeiten es sehr fraglich machten, ob derselbe nicht dereinst das große Werk gefährden und zerstören würde, welches der König mit so unermüdlicher Ausdauer und eiserner Willenskraft in's Leben gerufen.

Unzweifelhaft liebte Friedrich Wilhelm von Hause aus den Prinzen so sehr, wie er überhaupt ein Kind lieben konnte. Seine beiden ersten Söhne waren früh verstorben, und mit größtem Jubel wurde die Ankunft des neuen Thronerben begrüßt. Als der König im April 1715 den Schweden Krieg erklärte und sich zur Armee begab, empfahl er dem Geheimrathe die Sorge für den dreijährigen Sohn mit den Worten: „Dieweil ich ein Mensch, und kann sterben oder todtgeschossen werden, so befehle ich sie alle miteinander vor Fritz zu sorgen, da ihnen Gott vor belohnen wird.“ Dies Kind, so hoffte er, sollte einst in seine Fußtapfen treten, ein guter Christ, ein braver Soldat, ein sparsamer Hausvater des Staates werden, die Eitelkeiten der Welt verachten und Alles, was keinen greifbaren Vortheil bringt, für blauen Dunst und Narrenspossen halten. Es war der immer wiederkehrende, in der menschlichen Natur tief wurzelnde Irrthum der Väter, welche die eigene Persönlichkeit in den Söhnen und Enkeln verewigen möchten, — derselbe Irrthum, der einst mächtig genug war, das Kastenwesen der alten Inder und Aegypter in's Leben zu rufen. Einem Manne von so festumschriebenem, scharf ausgeprägtem Charakter wie

Friedrich Wilhelm I. mußte es ganz besonders schwer fallen, der Eigenthümlichkeit seines Kindes ihr Recht einzuräumen, weil er jede von der eigenen Lebensauffassung abweichende Richtung für thöricht, fast für verbrecherisch hielt.

Daß dem jungen Kronprinzen die alte würdige Frau von Roucoules als Gouvernante gegeben wurde, welche schon des Königs erste Jugend überwacht hatte[1]), dient dem eben Gesagten als Bestätigung. Der Thronerbe sollte durch dieselben Mittel, womöglich durch dieselben Personen wie sein Vater erzogen werden. Aber schon hier offenbarte sich das Vergebliche solcher Maßnahmen. Der Kronprinz lernte von seiner Erzieherin

---

[1]) Ueber die Familienverhältnisse dieser Dame findet man das Nähere bei Erman und Reclam III. 125. Zu ihrer Charakteristik genügt folgende Stelle eines Schreibens, welches der Kronprinz am 23. November 1737 an sie richtete: — — Ich nenne Sie Mutter, und hoffe, daß Sie diesen Namen mir erlauben werden. Er gehört Ihnen gewissermaßen in Betracht der Sorge und Mühe, welche Sie auf die Bildung meiner jungen Jahre verwendet haben. Ich versichere, daß ich das nie vergessen werde, denn Sie sind nächst meinen Eltern die Person, gegen welche ich die meiste Verpflichtung fühle. Müchler, Friedrich der Gr. zur richtigen Würdigung seines Herzens rc. Berlin 1834. p. 19. Preuß hat in der bei Decker erschienenen Ausgabe der Werke Friedrich's II. (die wir künftig ein für alle Mal als „Oeuvres" citiren werden, XVI. 187) diesen Brief ebenfalls deutsch. Das französische Original muß also verloren sein.

ausschließlich französisch reden und denken und wurde von ihr mit einer nie verlöschenden Vorliebe für alles Französische erfüllt, welches dem Könige so verhaßt war.

Als der siebenjährige Prinz männlicher Leitung übergeben wurde, fiel die Wahl wiederum auf einen von den Erziehern des Königs selbst, den Grafen Finkenstein[1]), welchem Obrist-Lieutenant von Kalkstein[2]) als zweiter Gouverneur zur Seite stand, ein Mann, der, abweichend von den Gewohnheiten seiner meisten damaligen Standesgenossen, viel Sinn für wissenschaftliche Bildung hatte, sich mit Gelehrten zu unterhalten liebte, und den der König auch deshalb besonders schätzte, weil er ein guter Wirth war. Des Prinzen eigentlicher Lehrer wurde der französische Emigrant Duhan aus Jandun, früher Hofmeister im Hause des General Dohna, aber von soldatischem Wesen und Neigungen, wie er denn dem Könige bei der Belagerung von Stralsund in den Laufgräben begegnete und den Monarchen schnell für sich einnahm.

Duhan hatte sich mit Rechtswissenschaft und Philosophie beschäftigt, besaß aber mehr eine allgemein ästhetische als eine wissenschaftliche Bildung. Er unter-

---

[1]) Derselbe hatte sich bei Malplaquet unter den Augen des Königs durch Tapferkeit hervorgethan. Er starb als Feldmarschall 1739.

[2]) 1759 als Feldmarschall gestorben. Ueber seine Eigenthümlichkeit vergleiche: Charakterzüge V. p. 41.

richtete den jungen Friedrich bis zu dessen fünfzehntem Jahre in Philosophie, Geschichte und französischer Literatur und bestärkte denselben in der Vorliebe für die Sprache, welche des Prinzen zweite Muttersprache geworden war. Daß der König trotz seines Franzosenhasses dem Sohne eine französische Gouvernante und einen französischen Hauslehrer gab, war nach damaligen Begriffen selbstverständlich. Die Deutschen fingen erst an ihre eigene Sprache wieder reden zu lernen, und wie wenig es einem großen Herrn zur Schande gereichte, das Deutsche nicht ohne die gröbsten Fehler schreiben und sprechen zu können, beweist das Beispiel Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's des Großen selbst[1]). In jedem auf Bildung Anspruch machenden Hause mußten die Erzieher Franzosen sein. Am preußischen Hofe verstand sich das um so mehr von selbst, weil die Königin sich ausschließlich der französischen und englischen Sprache

---

[1]) Daß der Letztere auch das Französische unorthographisch schrieb, ist allbekannt, daß er aber die Rechtschreibung nicht etwa erst später vernachlässigt, sondern daß er sie niemals gelernt hat, beweist das oft abgedruckte Briefchen des 15½jährigen Kronprinzen an seinen Lehrer, welches für das dankbare Herz des Zöglings so ehrenvoll ist, daß man darüber die entsetzlichen Schreibfehler gern vergißt: Mon cher Duhan Je vous promais que quand j'aurez mon propre argent en main je Vous donnerez enuellement 1400 ecu par an et je vous aimerais toujour encor un peu plu q'asteure (à cet heure) sil me l'est posible.

bediente und sich mit ihren Kindern nur französisch unterhielt. Besser als mit der Rechtschreibung glückte es mit dem Schönschreibunterricht, welchen der seiner Zeit berühmte Kalligraph Curas dem Kronprinzen ertheilte. Das beweisen die noch vorhandenen Uebungsbücher und die zahlreichen Manuscripte seiner Werke[1]).

Sehr früh offenbarte sich des Prinzen großes musikalisches Talent. Schon zu Weihnachten 1717 erhielt er von seinem Vater das Exemplar der Marot'schen Psalmenmelodien, welches noch vorhanden ist und auf einer leeren Blattseite die Bemerkung trägt, daß der Prinz diejenigen Stücke am liebsten spielte, welche von Kennern für die besten erklärt wurden[2]). Vom Generalbaß erwarb er sich Kenntniß genug, um sich später mit Erfolg an eigene Compositionen zu wagen. Daß Exerciren, Reiten und Fechten nicht vernachlässigt wurden, versteht sich von selbst. Wie der König als Kind eine kleine Cadetten-Compagnie geführt hatte, so wurde eine solche auch für den jungen Friedrich errichtet. Der Lieutenant v. Rentzel[3]) leitete

---

[1]) Wie geschmacklos die Schreibvorschriften ausgewählt wurden, ergiebt ein Heft, in welchem die elfjährige Prinzessin Wilhelmine am 10. September 1720 die Verse Galather V. 5 und 6 mit sauberen Buchstaben nachmalen mußte. Preuß. Friedr. d. Gr. Jugend 13.

[2]) Preuß l. c. p. 13. Küster Officierlesebuch II. 8.

[3]) Gestorben 1788 als Generalmajor.

die Uebungen, und der Kronprinz konnte 1723 die zierliche Schaar seinem Großvater, dem Könige von England, zu dessen großem Ergötzen in Monbijou vorführen. Fechtunterricht ertheilte der Kadettenlehrmeister Panzendorf.

Von großem und nachhaltigem Einfluß auf die Entwickelung des Prinzen ist der Umstand geblieben, daß sein erster Religionsunterricht in einer Weise ertheilt wurde, welcher ihm für immer die christliche Dogmatik verleiden mußte. Der Hofprediger Andreä füllte das wider Willen getreue Gedächtniß des Knaben mit scholastischem Wuste an und prägte demselben namentlich die Lehre von der Gnadenwahl ein, die der König verabscheute, der Prinz aber aus Widerspruchsgeist seinem Vater gegenüber vertheidigte. Andreä wurde in Folge dessen verabschiedet und Noltenius zum Religionslehrer ernannt. Ein angestelltes Examen ergab aber, daß der Prinz „von dessen Information im Christenthume nicht viel profitiret," und es mußten Montag Nachmittags noch besondere Stunden abgehalten werden, um denselben so weit vorzubereiten, daß er am 11. April 1727 in der Domkirche zu Berlin öffentlich sein Glaubensbekenntniß ablegen und das Abendmahl empfangen konnte [1]).

Keine der beiden Richtungen, welche die pro-

---

[1]) Faßmann I. 915.

testantischen Theologen damals verfolgten, war geeignet, das Gemüth des Prinzen mit wahrer Frömmigkeit zu erfüllen. Die schwülstigen Predigten der Eiferer, welche es sich zur Hauptaufgabe machten, jede abweichende Glaubensmeinung zu verketzern und die Zuhörer mit Haß und Verachtung gegen anders Denkende zu erfüllen, erregten den Ekel, oder was noch schlimmer war, die Lachlust des aufgeweckten Jünglings, und diejenigen Geistlichen, welche das Hauptgewicht auf die Besserung und Läuterung des Herzens durch den Glauben legten, hatten damals fast alle eine frömmelnde Form angenommen, welche den Prinzen zurückstoßen mußte. Waren doch durch den Hallenser Franke, als dieser das Gewissen des Königs leitete und alle Lebensfreuden für sündhaft erklärte, den königlichen Kindern die schlimmsten Tage bereitet worden! So ist es begreiflich, daß die Religionsspöttereien, welche der Prinz in seinen geliebten französischen Büchern antraf, und welche der sarkastischen Richtung seines Geistes entsprachen, ihn mehr fesselten, als die Ermahnungen der Religionslehrer; — und doch sind diese unablässigen Bewitzelungen der Glaubensfragen ein Beweis dafür, daß die Lehren der Kirche ihm keine Ruhe ließen, sondern seinen Geist auf's Lebhafteste beschäftigten. Wie dringend sein Wunsch war, über die Frage von der Unsterblichkeit der Seele Gewißheit zu erlangen, ergeben unzählige Briefe

Friedrich's bis in die spätesten Jahre. Da er diesen Wunsch auf dem Wege des Glaubens nicht befriedigen konnte, so las und sammelte er eifrig die Beweise der Philosophen. Unter diesen behauptete Christian Wolff damals die erste Stelle in der Achtung der gelehrten Welt. Seine nüchterne mathematische Lehrart mußte den scharfsinnigen Kronprinzen ansprechen, und er wünschte dringend, sich mit der Wolff'schen Metaphysik gründlich bekannt zu machen. Da er fast nie ein deutsches Buch las, so ließ er sich noch wenige Jahre vor seiner Thronbesteigung das Buch durch den ihm nahe befreundeten sächsischen Gesandten Suhm in's Französische übersetzen. Mit größter Begierde studirte er wiederholt die einzelnen ihm übersendeten Kapitel, und die Correspondenz mit Suhm läßt erkennen, wie gern er sich überredet hätte, nunmehr von der persönlichen Fortdauer nach dem Tode vollständig überzeugt zu sein.

Im Sinne seines Vaters war ein solches Grübeln über Glaubensfragen ganz und gar nicht. Er wollte dem Prinzen lediglich die rechte Liebe und Furcht vor Gott als Grundsäule zeitiger und ewiger Wohlfahrt eingeprägt wissen. Von abweichenden kirchlichen Meinungen in des Sohnes Gegenwart zu reden verbot er den Lehrern desselben so strenge, daß nicht einmal die Namen der ketzerischen Secten demselben bekannt werden sollten, „wie denn ingleichen ihm auch vor die

katholische Religion, als welche mit Fug und Recht unter die schädlichen Sekten gerechnet werden kann, so viel als immer möglich einen Abscheu zu machen."

Für den wissenschaftlichen Unterricht wurden zwar im allgemeinen dieselben Vorschriften beibehalten, welche einst König Friedrich I. für seinen Kronprinzen erlassen hatte[1]), doch fügte Friedrich Wilhelm allerlei zum Theil eigenhändige Zusätze bei, in welchen seine eigenthümliche Anschauungsweise sich auf's Klarste wiederspiegelt. Er wollte seinen Sohn geistig und körperlich recht eigentlich einexercirt wissen. Man solle demselben, befiehlt er, wahre Liebe zum Soldatenstande einflößen, ihm imprimiren, daß Nichts auf der Welt als der Degen im Stande sei, einem Prinzen Ruhm und Ehre zu geben, daß er ein verachteter Mensch sein würde, wenn er in demselben nicht die einzige Gloria suchte. Zu dem Ende schien es angemessen, den königlichen Knaben an jedem Tage vom Augenblick des Erwachens an stets in vorgeschriebenem Tempo sich bewegen zu lassen. Die Stunden des Schlafes waren ihm kurz zugemessen und wurden bei zunehmenden Jahren immer mehr gekürzt. Man sollte ihm nicht gestatten, sich noch einmal im Bett umzuwenden, nachdem er geweckt worden. Seine täglichen Gebete, seine Abwaschungen, seine Spazier=

[1]) Abgedruckt bei Förster, Fr. W. I., B. 1. p. 77 ꝛc. Die Abänderungen Friedrich Wilhelm's daselbst. p. 354.

gänge und Spiele mußten ganz ebenso wie die Lehrstunden mit der vorgeschriebenen Minute beginnen und enden. Nichts sollte ihm beigebracht werden, was nicht unmittelbar in's praktische Leben eingreift und einem kriegerischen Fürsten zu Statten kommt[1]). Der Prinz mußte sich wie im Kriegszelte fühlen. Er sollte sich selbst aus- und anziehen lernen, propre und reinlich und nicht so schmutzig sein. „Er muß machen, daß er hurtig aus und in die Kleider kommt, so viel als menschenmöglich."

Für den Unterricht in der Weltgeschichte hatte Duhan eine Instruction in französischer Sprache entworfen[2]), welche der König ebenfalls mit eigenhändigen Bemerkungen versah. Von den Griechen und Römern braucht der Prinz gar Nichts zu lernen, die Geschichte derselben ist zu Nichts nütze. Desto mehr Gewicht wird auf die neuere Geschichte, besonders des Hauses Brandenburg und der mit demselben verwandten Häuser gelegt, „denn ein domesticum exemplum hat allezeit mehr Kraft als ein auswärtiges." Genealogie fügt der König am Rande ausdrücklich hinzu. Das Auswendiglernen hatte Duhan als geisttödtend verworfen, der König verlangt es, weil es das Gedächtniß stärke. Leider ver-

---

[1]) „Reglement von 1717 wie mein ältesten Sohn Friedrich seine Studien zu Wusterhausen halten soll." — Mehrfach abgedruckt, u. A. bei Preuß, Friedrich der Große I. p. 19.

[2]) Förster, Fr. W. I. Band I p. 360.

hängt er auch als Strafe für den Prinzen oftmaliges Auswendiglernen von Psalmen und anderen Bibelstücken, wodurch die Liebe zur heiligen Schrift eben nicht erhöht wird. Duhan hatte vorgeschlagen, aus dem vielbändigen Zeitungswerke Theatrum Europaeum dem Prinzen die merkwürdigsten Begebenheiten einzuprägen. Der König schrieb an den Rand: „alle Begebenheiten!“

Lateinisch war ganz verpönt, doch scheint es, daß einer der Lehrer die Anfangsgründe dieser Sprache einzuschmuggeln versuchte, bis der König dahinter kam und mit seinem Krückenstocke den classischen Studien ein Ende machte.

Friedrich hat es bis an seinen Tod stets bedauert, daß ihm der Genuß entgehe, die alten Griechen und Römer in der Ursprache zu lesen. Lateinische Ausdrücke und Sprüche, zum Theil sehr falsch, führte er aber in seinen Briefen und Schriften häufig an, wohl in dem Bewußtsein, daß ein Monarch, nach Kaiser Siegismund's Ausspruch, über die Grammatik erhaben sei.

Mit zunehmenden Jahren erhielt der Prinz in allen militairischen Wissenschaften gründliche Unterweisung, damit er einst ein tüchtiger General werde. Wie gut er sich die empfangenen Lehren zu Nutze gemacht, hat die Welt erfahren.

Sehr früh schon fand der König an des Kronprinzen

Wesen und Benehmen Vielerlei auszusetzen. Demselben fehlte die seinem Vater angeborene Liebe zur peinlichsten Sauberkeit und Reinlichkeit. Straffe soldatische Haltung des Leibes war ihm trotz aller Drohungen und Strafen nicht beizubringen. Auch fand der junge Friedrich an ganz anderen Dingen Freude als sein Vater. Die Parforcejagden, bei denen der König bis zur Erschöpfung der eigenen Kräfte und der Kräfte aller Begleiter sich ergötzte, erklärte der Prinz für ein grausames, verwerfliches Vergnügen. So oft es anging, schlich er mit seinen Begleitern zur Seite, um in versteckter Waldesecke ein Buch zu lesen oder Flöte zu blasen, bis er am Ende der Jagd sich wieder einfinden mußte. Der Tabaksqualm, in dem der König mit seinen Officieren sich wohl fühlte, erregte dem Prinzen Uebelkeit; die unaufhörlichen, mehr und mehr das Nebensächliche berücksichtigenden Revuen der Regimenter langweilten ihn ebenso sehr, wie ihn die Rohheit empörte, mit welcher die Soldaten von den Officieren, oft vom Könige selbst, gemißhandelt wurden. Dennoch mußte er täglich und stündlich bei diesen ihm so widerwärtigen Dingen stillschweigender Zuschauer sein.

Sein Geist litt durch den Zwang der beständigen Verstellung, sein Körper durch die ihm zugemutheten unverhältnißmäßigen Anstrengungen. So ist es erklärlich, daß der dreizehnjährige Prinz, wie Seckendorf an

Eugen[1]) berichtet, in seiner ganzen Erscheinung nichts Jugendliches zeigte, sondern einen steifen greisenhaften Eindruck machte. „Man merkt aber," fährt Seckendorf fort, „daß diese Art zu leben wider des Kronprinzen Inclination, und folglich just einen contrairen Effect mit der Zeit haben wird, massen des Kronprinzen Hümeur ohnedem mehr auf Generosität, Gemächlichkeit und Magnificence gerichtet, dabei auch uninteressirt, liberal und barmherzig ist, massen man bei der Reise zwei Proben davon gesehen, da er das von der Stadt Magdeburg ihm angebotene, sonst gewöhnliche Präsent, welches ein Kronprinz, wenn er zum ersten Male dahinkommt, empfängt, nicht eher annehmen wollen, als bis ihn sein Herr Vater dazu obligirt, jedoch dann, als es überbracht wurde, er gesagt, daß er es zwar auf Befehl annehmen müsse, aber doch verwahren wollte, bis er dereinst bei seiner Regierung es den armen, ohnehin mit Abgaben beschwerten Bürgern wieder austheilen lassen könnte. Da auch hernach während der Reise eine gewisse Stadt Staßfurth ihm en passant gleichfalls 200 Dukaten verehren wollen, hat er solche refusirt, und befohlen, den armen Bürgern solches wiederzugeben, auch den bei ihm sitzenden Grafen Fink und Obristen Kalkstein verboten, an seinen Herrn Vater davon etwas

---

[1]) Seckendorf's Bericht vom 27. Juni 1725. Förster, Urkundenbuch II. 43.

zu sagen. — — Wie denn überdies dieser junge Herr sehr viel natürliche Inclination zu allerhand Wissenschaften, sonderlich zur Mathesin und Mechanik hat, auch von freier Hand artig zeichnet und alles anmerkt — — auch es liebt mit Personen, die etwas wissen und gelernt haben, sich zu unterhalten." Natürlich überließ sich der junge Königssohn, so oft er dem mißtrauischen Blicke des Vaters entrinnen konnte, seinen eignen Neigungen. Dann warf er die steife zwängende Uniform von sich, um in der streng verpönten französischen Tracht sich mit seinen Büchern oder mit seiner geliebten Flöte zu beschäftigen. Ueberraschte ihn der Vater bei solchen Gelegenheiten, was trotz der vorsichtig ausgestellten Wachen leicht geschehen konnte, weil der Prinz von Spionen umgeben war, so erfolgten die heftigsten Scenen. Die Bücher wurden verbrannt oder dem Buchhändler zurückgeschickt, der brokatene Schlafrock flog in's Feuer, und es kam zu den gröbsten persönlichen Mißhandlungen. Der aus Dresden heimlich verschriebene Flötenlehrer Quanz hatte einst bei solcher Gelegenheit kaum Zeit, sich in eine Rußkammer zu flüchten und von da aus zitternd dem Strafgerichte zu lauschen.

Geld zu eigener Verfügung scheint der Prinz bis zum siebzehnten Jahre überhaupt nicht erhalten zu haben. Die für seine Person nöthigen Ausgaben durften noch 1729 nicht mehr als 300 Thaler und von da

ab nicht mehr als 600 Thaler jährlich betragen[1]). Ueber diese Summe mußte bis auf den Pfennig Rechnung gelegt werden, die der König mit größter Strenge revidirte.

Daß solche Einschränkungen, verbunden mit dem Zwange, den des Prinzen Neigungen nach allen Seiten hin erfuhren, ganz abgesehen von den persönlichen Mißhandlungen, denen er ausgesetzt war, die Liebe zu dem Könige nicht erhöhen konnten, ist begreiflich. Dessenungeachtet liebte der junge Friedrich seinen Vater in der That und empfand für die guten Eigenschaften desselben wahre Hochachtung, obwohl auch die vielen lächerlichen Seiten in Friedrich Wilhelm's Charakter seiner Spottsucht reiche Nahrung gaben. Verschlimmert wurde die Sache durch den Einfluß der Prinzessin Wilhelmine, die fast noch mehr leiden mußte, als der Bruder. Wir haben gesehen, wie jene unglückseligen Verwickelungen wegen der englischen Doppelheirath die königliche Familie und den ganzen Hof in zwei feindliche Lager spalteten, wo die Königin mit ihren beiden ältesten Kindern das Haupt der hannöver'schen Partei war, während der König, von Grumbkow und Seckendorf geleitet, es mit dem Kaiser hielt. Zwischenträgereien untergeordneter Personen vergifteten das Verhältniß

---

[1]) Preuß, Friedrich der Große I. 16.

von Tag zu Tage immer mehr und steigerten die Wuth des Königs, der seinen Willen nicht durchsetzen konnte, fast zum Wahnsinn. In raschem Wechsel muthete er der Prinzessin Wilhelmine bald diese, bald jene Heirath mit irgend einem kleinen deutschen Prinzen zu, um den englischen Intriguen ein für alle Mal ein Ende zu machen. Dann wieder, wenn günstige Berichte von London kamen, schien er auf die Wünsche der Königin eingehen zu wollen, und die Tochter wurde, wenn sie diesen Launen nicht jedes Mal sich fügte, tagelang bei schmaler Kost eingesperrt, wohl gar mit Schlägen und Fußtritten tractirt, wenn sie hingegen in ihrer Angst Gehorsam versprach, ebenso heftig geliebkost. Dann hatte sie freilich wieder von der Königin die härteste Behandlung zu erwarten. Der Kronprinz durfte sich in dieser Zeit gar nicht vor dem Vater blicken lassen, ohne Aehnliches und noch Schlimmeres zu erfahren. Einmal war Friedrich Wilhelm nahe daran, seinen Sohn mit einer Gardinenschnur zu erwürgen, nur durch herbeieilende Diener wurde das verhindert. Hielt sich dann der Kronprinz so lange wie möglich verborgen, so entstand in der Einsamkeit der Wunsch, den Vater zu versöhnen. Er schrieb an denselben, aber in Ausdrücken, die vielmehr das Gefühl erlittenen Unrechts, als den Vorsatz, seine Lebensweise zu ändern, bekundeten. Das konnte zu keiner Versöhnung führen. Der König ant-

wortete im Tone strengsten Mißfallens[1]: „Sein eigensinniger böser Kopf, der nit seinen Vater liebet, dann wann man nun Alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nit wenn er dabei steht, sondern wenn er nit alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen efeminirten Kerl leiden kann, der keine menschliche Inclinationen hat, der sich schämt, nit reiten noch schießen kann, und dabei mal-propre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisiret und nit verschneidet und ich alles dieses tausend Mal reprimandiret, aber alles umsonst, und keine Besserung in nits ist. Zum andern hoffährtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit welche, und nit populär und affabel ist, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nits meinen Willen thut, als mit der Force angehalten, nits aus Liebe und er alles dazu nits Lust hat, als seinem eigenen Kopfe folgen, sonsten alles nits nütze ist. Dieses ist die Antwort. Fr. W."

Durch solche Correspondenz wurde das Verhältniß nur immer schlimmer. Es gab aber auch Augenblicke, wo der Kronprinz, tief erregt von dem schmerzlichen Gefühle einer so unnatürlichen Entfremdung zwischen Vater und Sohn, sich plötzlich weinend dem Vater in

---

[1]) Förster, Fr. Wilhelm I. Bd. I. p. 363.

die Arme stürzte und um dessen Liebe bat [1]). Der König wurde dadurch mehr verwundert als überzeugt und verhielt sich beruhigend, ablehnend, während die Gehässigen in seiner Umgebung das Gebahren des Prinzen für Heuchelei zu erklärten suchten. So konnten auch solche Scenen keine heilsame Wirkung haben.

Der junge Friedrich hatte das sechszehnte Jahr erreicht, und mit jedem Tage schien ihm der Druck des väterlichen Regiments unerträglicher. Da führte der Zufall einige junge Leute in seine Nähe, welche, voll schwärmerischer Hingebung für den liebenswürdigen und unglücklichen Kronprinzen, sich den größten Gefahren aussetzten, um demselben alle die Genüsse zu verschaffen, denen die Jugend sich um so leidenschaftlicher hinzugeben pflegt, je strenger dieselben versagt werden.

Es scheint übrigens, daß der Prinz mehr aus Widerspruchsgeist und falschem Ehrgeiz, um hinter den Genossen nicht zurückzubleiben, als aus starkem sinnlichen Antriebe sich allerlei Ausschweifungen hingab; doch war jedenfalls auch durch die üppigen Scenen, von denen er bei einem Besuche am Dresdener Hofe Zeuge gewesen, seine Phantasie vergiftet. Friedrich Wilhelm hielt nämlich mit dem galanten August von Sachsen nicht blos aus politischen Gründen gute Freundschaft,

---

1) Ranke, neun Bücher, Bd. I. führt ein solches Beispiel an.

sondern er fühlte sich persönlich zu dem ausschweifenden Fürsten hingezogen, dessen glänzende Eigenschaften von einer ungezügelten Sinnlichkeit und dem leidenschaftlichsten Hange zu jeder Art von Vergnügen verdunkelt wurden.

Denn wenn auch dem strengen despotischen Preußenkönige vor Allem das Bild Peter's des Großen als Ideal vorschwebte, der mit gewaltiger Hand in das Chaos seines wüsten Reiches Ordnung gebracht und den Russen die europäische Cultur eingeprügelt hatte, — wenn ihm der alte Dessauer wegen seiner soldatischen Künste und Wissenschaften imponirte, und Prinz Eugen, der Türkenbezwinger, als unerreichbares Vorbild eines Feldherrn die größte Verehrung einflößte, so blickte Friedrich Wilhelm seltsamer Weise doch auch voll Bewunderung auf August den Starken, wie denn gar oft der Geizige den leichtsinnigen Verschwender mit einer Art von neidischem Staunen betrachtet. Der Glanz der Dresdener Feste wirkte auf den nüchternen Hohenzollern wie ein Zauberrausch der tausend und einen Nacht. Der unerschöpfliche Reichthum, der dort zur Schau getragen wurde, ließ fast glauben, man habe in Sachsen den Stein der Weisen gefunden; und wenn auch die sittlichen Ausschweifungen des Polenkönigs und seines liederlichen Hofes den reinen Sinn Friedrich Wilhelm's beleidigten, so konnte derselbe doch nicht umhin, diese geschmackvollen Ueppigkeiten zu bewundern, während der langweilige,

ebenso kostspielige Pomp am Hofe seines eignen Vaters ihm stets zuwider gewesen, um so mehr, weil dort die Schätze vergeudet wurden, die sein Erbtheil hätten ausmachen sollen. Dennoch beurtheilte August der Starke den König sehr falsch, wenn er hoffte, denselben in seine sinnlichen Ausschweifungen mit hineinzuziehen. Es wäre beinahe zum Bruche gekommen, als einst, noch dazu in Gegenwart des sechszehnjährigen Kronprinzen, ein lebendes Bild gezeigt wurde, welches die unlautern Begierden eines Jünglings zu erregen im höchsten Grade geeignet war. Friedrich Wilhelm drückte sofort seinen Hut vor das Gesicht des Sohnes und entfernte sich mit demselben unter der Drohung, sofort abzureisen, wenn dergleichen Unschicklichkeiten sich wiederholen sollten. Allein das Gift des flüchtigen Augenblicks war nicht unwirksam geblieben. Der Prinz fing an, sich mit geheimen Liebeshändeln zu beschäftigen, und wurde von seinen Umgebungen in dem Wahne bestärkt, daß dergleichen einem jungen Fürsten zur Ehre gereiche. Zwar erfuhr der König nur wenig von dem, was vorging, doch versetzte ihn das, was er hörte, in desto größeren Zorn, weil zugleich hinterbracht wurde, daß der Sohn sich seiner Ausschweifungen wegen in Schulden stürzte. — Es kam zu Tage, daß bei den Kaufleuten Daum und Splittgerber, so wie bei verschiedenen andern Personen Anleihen von mehr als 15,000 Thalern gemacht waren. Der König erließ in seinem Zorn eins jener

Strafgesetze, welche mehr der gereizten Laune des Monarchen als der wahren Gerechtigkeit entsprachen. Am 22. Januar 1730 wurde das Verbot, Darlehen an Minderjährige zu geben, ausdrücklich auf den Kronprinzen und die übrigen Glieder des königlichen Hauses ausgedehnt und den Uebertretern Zuchthaus-, nach Befinden Todesstrafe angedroht.

Der König war ohnehin grade damals auf's Tiefste verstimmt. Der letzte Versuch, die Doppelheirathsangelegenheit gütlich auszugleichen, war gescheitert. Nun sollten diese englischen Intriguen ein für alle Mal aufhören. Unglücklicher Weise kam es zu Tage, daß der Kronprinz auf Anstiften seiner Mutter in's Geheim an die Königin von England geschrieben und auf's Bestimmteste gelobt hatte, sich niemals mit einer andern als einer großbritannischen Prinzessin vermählen zu wollen. Das zog die schwersten Ausbrüche der väterlichen Wuth auf den unglücklichen Jüngling herab. Täglich hatte er Mißhandlungen und höhnische Worte zu erdulden: „Hätte mein Vater," sagte der König, „mich so behandelt, wie ich Dich, ich wäre längst davon gelaufen. Aber Du bist ein Poltron!" Der König faßte allmählich einen förmlichen Haß gegen seinen Sohn bis zu dem Grade, daß er demselben die Thronfolge zu Gunsten des zweiten Prinzen zu entziehen wünschte, dessen Eigenthümlichkeiten dem Vater mehr zusagten. Bei Tafel mußte der jüngere Sohn den Ehrenplatz neben

dem Könige einnehmen, während der Thronerbe häufig an das untere Ende des Tisches verwiesen wurde.

Daß unter solchen Umständen in dem Kronprinzen der Wunsch entstehen mußte, sich der väterlichen Tyrannei durch die Flucht zu entziehen, ist selbstverständlich. Hätte er Erlaubniß bekommen können, eine Zeit lang auf Reisen zu gehen, so wäre es möglich geworden, den Aufenthalt in der Fremde unter allerlei Vorwänden beliebig auszudehnen. Allein der König wollte von Reisen Nichts wissen [1]), und die Gedanken des Prinzen richteten sich seitdem auf heimliche Entweichung. Das war nicht so leicht in's Werk zu setzen. Zwar hatte der englische Gesandte dem Prinzen Hoffnung gemacht, daß derselbe in London Aufnahme finden würde, wenn es gelänge, dorthin zu entfliehen, allein die eigne Mutter und Schwester, so sehr sie ihn bedauerten und aus seiner qualvollen Lage befreit zu sehen wünschten, riethen dringend von dem Versuche ab. Die großen Gefahren des Unternehmens lagen zu Tage. Der Kronprinz war von Spionen umringt. Keines seiner Worte, keine seiner Handlungen konnte geheim bleiben. Zu Vertrauten hatte er einige junge unbesonnene Pagen und Officiere ohne Welterfahrung, und die Vorbereitungen, welche man traf, waren gradezu von der Art, daß sie die Entdeckung des Planes herbeiführen mußten. Bei

---

[1]) Seckendorf an den Kaiser, bei Förster, Fr. W. I. 3. Bd. 1.

Gelegenheit des Mühlberger Lustlagers forderte der Prinz von dem sächsischen Minister Hoym Postpferde für ein Paar Officiere, die incognito reisen wollten. Natürlich wurde das abgeschlagen. Es war ein Glück, daß keine Anzeige an den König erfolgte.

Kaum war man nach Berlin zurückgekehrt, als die Audienz des englischen Gesandten Hotham statt fand, in Folge deren die Unterhandlungen wegen der Doppelheirath ein für alle Mal abgebrochen wurden. Der Gesandschaftssecretair Dickens eröffnete dem Kronprinzen in geheimer Zusammenkunft, daß König Georg von England unter diesen Umständen die Fluchtpläne nicht unterstützen könnte und höchstens sich dazu verstehen würde, die Schulden seines Neffen zu bezahlen. Dessenungeachtet hoffte Friedrich durch sein persönliches Erscheinen in London den Oheim umzustimmen, und er beschloß, über Holland nach England zu entkommen. Eine Reise des Königs von Preußen durch Süddeutschland, auf welcher der Kronprinz mitgenommen wurde, um denselben besser beaufsichtigen zu können (Juli 1730), sollte, so glaubte man, erwünschte Gelegenheit zur Flucht darbieten.

Der König, der durch seine Spione von allen Plänen seines Sohnes Kenntniß hatte, beauftragte drei Militairs, Buddenbrock, Waldow und Rochow, mit der speciellen Beaufsichtigung des Prinzen. Er wollte sich Nichts merken lassen, bis er volle Gewißheit hätte.

Der geheime Zwang, den der aufbrausende Monarch sich deshalb anthun mußte, steigerte seinen Haß gegen den unglücklichen Jüngling von Tag zu Tage. Selbst in Gegenwart fremder Personen unterließ er nicht, den Kronprinzen bei jeder Gelegenheit thätlich zu mißhandeln [1]). In Anspach sollte ein Fluchtversuch gemacht werden, allein der Markgraf verweigerte die Pferde herzugeben. Ebenso mißglückte ein Versuch am 5. August in Steinfurth. Der König erfuhr dies Alles durch den Pagen Keith, welcher in einem Anfall von Gewissensangst ein ausführliches Bekenntniß abgelegt hatte. Aber noch immer hielt Friedrich Wilhelm an sich. Er wollte stärkere Beweise sehen. Doch sagte er am 6. August in Darmstadt zum Prinzen, er wundere sich, ihn noch hier zu sehen, er habe geglaubt, derselbe wäre schon in Paris; worauf Friedrich trotzig antwortete, er hätte, wenn er gewollt, längst in Frankreich sein können. Am 7. August wurde in der Scheune eines Dorfes bei Mannheim übernachtet. Hier fand ein nochmaliger verunglückter Fluchtversuch statt. Der Prinz hatte sich ganz früh am Morgen in's Freie geschlichen und war im Begriff, ein von dem Pagen Keith herbeigeschafftes Pferd zu besteigen, als Derschau, von dem Kammerdiener Gummersbach geweckt, mit Rochow herbeieilte

---

[1]) Die Gesandschaftsberichte aus dieser Zeit hat Raumer, Beiträge III. 520. squ. auszugsweise mitgetheilt.

und den Flüchtling zurückbrachte. Der König erfuhr das sogleich, doch hielt er auch jetzt noch an sich.

Am 11. August endlich kam ein Brief des Kronprinzen an seinen Freund Katte in die Hände seines Vaters. Durch einen Fehler in der Adresse war dies Schreiben an einen andern, in Nürnberg auf Warburg befindlichen Katte gelangt, welcher dasselbe zurückschickte. Der Fluchtplan war nun vollständig verrathen. Der König befahl, den Prinzen auf das Schiff zu bringen, auf welchem er selbst von Frankfurt aus über Mainz die Reise nach Bonn fortsetzten wollte. Hier traf er am nächsten Morgen seinen Sohn und fiel in solcher Wuth über denselben her, daß man für das Leben des Prinzen fürchtete und den König bewog, ihn auf ein anderes Schiff bringen zu lassen. Er wurde als Staatsgefangener behandelt, den Begleitern aber bei Todesstrafe befohlen, ihren Arrestanten todt oder lebendig nach Wesel zu schaffen.

Dies gelang nicht ohne Widerstand des Prinzen. In Wesel wollte der König seinen Sohn persönlich verhören. Er sah in dem Kronprinzen lediglich einen Deserteur, der seinen Fahneneid gebrochen. Das war eine Auffassung, die bei ihm jede andere Betrachtung überwog. Desertion hielt er für den Frevel gegen den heiligen Geist, der von Gott selbst mit ewiger Verdammniß bedroht ist. Daß der Prinz nicht ein gewöhnlicher Obristlieutenant der preußischen Armee, daß der-

selbe zugleich der Thronerbe und ein durch rohe Mißhandlungen zur Verzweiflung gebrachter Sohn war, der Leben und gesunde Gliedmaßen nur durch die Flucht zu schützen vermochte, daran dachte er nicht oder wollte nicht daran denken. Des Königs erste Fragen bei dem Weseler Verhör und des Kronprinzen Antworten stellen diese entgegengesetzten Auffassungen klar hin: „Warum hast Du desertiren wollen?“ „Weil Sie mich nicht wie einen Sohn, sondern wie einen niederträchtigen Sclaven behandelt haben!“ — „Du bist Nichts, wie ein feiger Deserteur ohne Ehre,“ sagte der König. „Ich habe so viel Ehre als Sie und nur gethan, was Sie selbst nach Ihren eignen Worten an meiner Stelle schon viel früher gethan hätten [1]).“ Die Unmöglichkeit, einen solchen Vorwurf zurückzuweisen, versetzte den jähzornigen König in Raserei. Mit gezogenem Degen stürzte er sich auf den Sohn, um denselben zu durchbohren. General von Mosel warf sich zwischen Beide und rettete das Leben des Prinzen, den man in einem Arrestlokal der Commandantur in Sicherheit brachte.

Der König setzte nunmehr die Frageartikel auf, nach welchen der Deserteur vernommen werden sollte. Nächst der Ueberführung des Kronprinzen war ihm ganz

---

1) Stenzel III. 600 weist darauf hin, daß der Bericht der Markgräfin v. Baireuth über diese Vorgänge durch die von Raumer mitgetheilten Gesandschaftsberichte überall bestätigt wird.

besonders daran gelegen, die Mitschuldigen desselben kennen zu lernen und zur Strafe zu ziehen. Allein in dieser Beziehung war Nichts aus dem Prinzen herauszubringen. Derselbe gab an, er habe in französische Kriegsdienste treten wollen, um sich im Felde auszuzeichnen und dadurch später des Königs Gnade wieder zu erwerben. Daß England das Ziel seiner Flucht gewesen, verschwieg er. Wie hätte er auch die Absicht bekennen dürfen, bei seines Vaters Todfeinde, dem König Georg II., Schutz zu suchen! Ebenso wenig gestand er ein, woher er das Geld zur Flucht genommen. Er habe, sagte er, die Diamanten aus einem ihm in Dresden verliehenen Orden verkauft.

Der König befahl nunmehr die Einleitung einer förmlichen kriegsrechtlichen Untersuchung wegen Desertion. Ganz besondere Sorgfalt sollte man auf die Ueberführung der Mitschuldigen des Prinzen verwenden. Es wurde nach Berlin der Befehl gesandt, den Lieutenant v. Katte zu verhaften. Gleichzeitig benachrichtigte der König die Oberhofmeisterin seiner Gemahlin, Frau v. Kamecke, von dem Vorfall mit folgenden Worten: „Meine liebe Frau v. Kamecke. Fritz hat desertiren wollen. Ich habe mich genöthigt gesehen, ihn arretiren zu lassen. Ich bitte Sie, auf eine gute Art meine Frau davon zu unterrichten, damit diese Neuigkeit sie nicht erschrecke. Ueberdies beklagen Sie

einen unglücklichen Vater [1])." Inzwischen war von den beiden Theilnehmern an dem Fluchtversuche bereits einer, der junge Keith, mit Hilfe des englischen Gesandten, Lord Chesterfield, von Holland aus nach England entkommen, während die preußischen Häscher ihm auf den Fersen waren [2]). Lieutenant Katte dagegen, obgleich vielfach gewarnt, verschob unnützer Weise seine Abreise von Berlin. Grade noch war es ihm gelungen, durch Vermittelung der Gräfin Finkenstein ein Kästchen mit Papieren, die der Kronprinz ihm in Verwahrsam gegeben, in die Hände der Königin zu überliefern, als seine Verhaftung erfolgte.

Der Kronprinz wurde nach Mittenwalde abgeführt und streng bewacht. Unter den Commissarien, welche ihn zu vernehmen hatten, waren besonders Grumbkow und der berühmte Jurist Mylius thätig. Der Letztere erwies sich wohlwollend, während Grumbkow aus Aerger über die wegwerfende Art, mit welcher der Kronprinz ihm gegenüber auftrat, und über das Mißlingen

---

[1]) So erzählt Pöllnitz in seinen Memoires II. 235. Das stimmt wenig mit dem von der Markgräfin von Baireuth I. 222 mitgetheilten Schreiben des Königs an seine Gemahlin, welches durchaus nicht von der Absicht Zeugniß giebt, die Königin zu schonen.

[2]) Der Obrist seines Regiments ließ auf des Königs Befehl das Bild des Entflohenen an einen Galgen aufhängen.

aller Versuche, die vom Könige gewünschten Geständnisse zu erlangen, sich zu sehr unehrerbietigen Aeußerungen fortreißen ließ und sogar mit der Folter drohte. Der Kronprinz erwiederte ihm: „Es wundert mich nicht, daß ein Henker, wie Sie, Freude daran hat, von seinem Handwerk zu sprechen.“

Friedrich Wilhelm war inzwischen am 27. August nach Berlin gekommen. Glücklicher Weise hatte die Königin bereits vorher mit Hilfe der Prinzessin Wilhelmine es möglich gemacht, die Kassette des Kronprinzen im Geheimen zu eröffnen und die darin enthaltenen gefährlichen Briefe mit andern unverfänglichen zu vertauschen, welche während der Nacht von beiden Damen unter Todesangst in der größten Eile niedergeschrieben waren. Zitternd ging die Königin ihrem Gemahl entgegen, der sie mit den schrecklichsten Drohungen empfing und ihr ankündigte, daß er den Kronprinzen habe hinrichten lassen. Die Königin scheint das nicht geglaubt zu haben. Eine von ihren Damen flüsterte ihr zu, sie wisse bestimmt, daß der Prinz noch lebe.

Nun verlangte der König vor allen Dingen nach der Kassette des Kronprinzen. Er erbrach dieselbe mit Gewalt und konnte deshalb nicht bemerken, daß sie geöffnet gewesen. Vor Wuth schäumend, entdeckte er bald, daß das Kästchen nicht enthielt, was er suchte.

Da traten seine Söhne und Töchter herein, den angekommenen Vater zu begrüßen. Dieser stürzte sich auf die Prinzessin Wilhelmine, als die Mitschuldige des Kronprinzen, und mißhandelte sie in der rohesten Weise. Die jüngeren Geschwister drängten sich weinend zwischen Beide. Nur mit Mühe gelang es, die Prinzessin zu entfernen.

In diesem Augenblicke wurde Katte von vier Gensd'armen herbeigeführt, was des Königs Raserei wo möglich noch erhöhte. Jetzt, rief er, werde er genügende Beweise von der Schuld seiner beiden ältesten Kinder erhalten, um beiden das Leben zu nehmen. Frau von Kameke hatte den Muth, den König anzureden: „Sie haben," sprach sie, „bis jetzt Ihren Ruhm darein gesetzt, ein gerechter König zu sein, der Gott fürchtet. Fürchten Sie nun auch Gottes Zorn, wenn Sie von seinen Geboten abweichen. Die beiden Monarchen, welche ihre Söhne tödteten, Philipp II. und Peter der Große, sind ohne Nachkommen gestorben. Ihre Namen sind ein Abscheu vor der Welt geworden. Fassen Sie Sich, Sire! Eine Aufwallung des Zornes kann man verzeihen, aber wer nicht Selbstbeherrschung üben will, wird zum Verbrecher!"

Der König hörte ihr schweigend zu und betrachtete sie noch lange, nachdem sie aufgehört hatte zu reden. Dann sagte er: „Sie sind sehr dreist, so zu sprechen.

Ich bin aber nicht böse. Sie haben es gut gemeint, und ich achte Sie um so höher, weil Sie freimüthig zu mir reden. Gehen Sie, beruhigen Sie meine Frau!"

Er begab sich darauf in ein Nebenzimmer zu Katte's Verhör. Grumbkow, Mylius und der Generalfiscal Gerbett waren hier versammelt. Katte warf sich dem Könige zu Füßen. Dieser riß ihm wüthend das Johanniterkreuz vom Halse und mißhandelte den jungen Mann mit Fußtritten, Faust- und Stockschlägen auf's Entsetzlichste. Endlich ertheilte er Erlaubniß, das Verhör zu beginnen. Katte gestand ohne Weiteres, daß er dem Kronprinzen zur Flucht nach England habe beistehen wollen, daß aber jede andere verbrecherische Absicht dem Prinzen sowohl als ihm selber ferne gelegen.

Diese Aussagen befriedigten den König ganz und gar nicht. Er befahl die Folter anzuwenden, um weitere Geständnisse zu erpressen, doch gelang es dem Grafen Seckendorf durch seine Vorstellungen dies abzuwenden. Auf Befehl des Königs trat nunmehr in Cöpenick ein Kriegsgericht zusammen, um über den Kronprinzen und dessen Mitschuldige das Urtheil zu sprechen. Der hohe Rang des Prinzen sollte dabei nicht berücksichtigt, derselbe vielmehr lediglich als Obrist-Lieutenant betrachtet werden. Vorsitzender war Generallieutenant v. Schulenburg, Beisitzer die Generale Schwerin, Dönhof und Linger, die Obristen Derschau, Steding und Wachholz, die Obristlieutenants Weyher, Schenk und Milagsheim,

die Majore Einsiedel, Lestwitz und Lüderitz, die Capitains Itzenplitz, Jeetze und Podewils, als Rechtsverständige der Generalauditeur Mylius, der nachmalige Generalfiscal Gerbett und der Auditeur Rumpf vom Regiment Gensd'armes. Das Gericht blieb bis zum 1. November 1730 zusammen. Leider sind die Acten desselben bis jetzt noch nicht vollständig veröffentlicht[1]), doch weiß man, daß die braven Officiere sich weigerten, über den Kronprinzen ein Urtheil zu fällen, weil ein solches nach deutschem Staatsrechte nur vom Kaiser und Reich ausgehen konnte. Den Lieutenant v. Katte verurtheilten sie zur Ausstoßung aus dem Militairstande und Festungsarbeit. Die Mitangeklagten Spaen und Ingersleben kamen mit geringeren Strafen davon.

Als dem Könige dies Erkenntniß überbracht wurde, war er empört darüber, daß man sich geweigert, den Kronprinzen zu verurtheilen. Er warf die Acten zur Erde und sagte, er würde mit seinem Generalfiscal reden. Da dieser aber gleichfalls auf Seite des Kriegsgerichts trat, so konnte gegen den Thronfolger auf dem Wege Rechtens nicht vorgegangen werden. Aber der König dürstete nach Blut, und der unglückliche Katte mußte das büßen. Nachdem derselbe zur Anhörung des über ihn gefällten Urtheils vor das Gericht geführt

[1]) Im Jahre 1751 ließ Friedrich der Große sich dieselben vorlegen, schickte sie aber bald versiegelt in's geheime Archiv zurück.

war, wurde mit empörender Grausamkeit zuerst die gelindere ihm zuerkannte Strafe publicirt, und dann sogleich die vom Könige selbst noch an demselben 1. November 1730 in Wusterhausen dictirte sogenannte Confirmatio sententiae vorgelesen [1]):

„Sr. Königl. Majestät in Preußen, Unser rc. haben das Deroselben eingesandte Kriegsrecht durchlesen und sind mit demselben in allen Stücken sehr wohl zufrieden, indem sie die über den Lieutenant v. Spaen und Ingersleben gesprochene Sentenz hiermit allergnädigst confirmiren, den Lieutenant v. Ingersleben aber auch wegen seines bisherigen langen Arrestes pardonniren. Wegen des Lieutenant v. Spaen confirmiren Sr. Maj. gleichfalls den Spruch des Kriegsrechts. Was aber den Lieut. v. Katte und dessen Verbrechen, auch die vom Kriegsrecht deshalb gefällte Sentenz anlanget, so sind Sr. königl. Maj. zwar nicht gewohnt, die Kriegsrechte zu schärfen, sondern vielmehr wo es möglich zu mindern, dieser Katte ist aber nicht nur in meinen Diensten Officier bei der Armee, sondern auch bei der Garde Gens-d'Armes, und da bei der ganzen Armee meine Officiers mir getreu und hold sein müssen, so muß solches um so viel mehr geschehen bei den Officiers von solchen Regimentern, indem bei solchen ein großer Unterschied ist,

1) Wörtlich abgedruckt im 9. Stück der Charakterzüge. p. 32.

denn sie immediatement Sr. königl. Maj. und Dero königl. Hause attachirt seyn, Schaden und Nachtheil zu verhüten, vermöge eines Eides. Da aber dieser Katte mit der künftigen Scene tramirt, zur Desertion mit fremden Ministern und Gesandten allemal durcheinander gestecket und er nicht davor gesetzt worden, mit dem Kronprinzen zu complottiren, au contraire es Sr. königl. Maj. und dem Feldmarschall von Natzmer es hätte angeben sollen, so wüßten Sr. königl. Maj. nicht, was vor kahle raisons das Kriegsrecht genommen und ihm das Leben nicht abgesprochen hätte. Sr. Maj. werden auf die Art sich auf keinen Officier noch Diener, die in Eid und Pflicht stehen, verlassen können. Es würden aber alsdann alle Thäter den Prätext nehmen, wie es Katten wäre ergangen, und weil der so leicht und gut durchgekommen wäre, ihnen dergleichen geschehen müßte. Sr. Maj. sind in Dero Jugend auch durch die Schule geloffen und haben das lateinische Sprüchwort gelernt: Fiat justitia, pereat mundus! Also wollen Sie hiermit von Recht und Rechtswegen, daß Katte, ob er schon nach den Rechten verdient habe, wegen des begangenen Crimen laesae Majestatis mit glühenden Zangen gerissen und aufgehenket zu werden, er demnach nur, in consideration seiner Familie, mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegsrecht dem Katte die Sentence

publicirt, soll ihm gesagt werden, daß es Sr. königl. Maj. leid thäte, es aber besser, daß er bliebe, als daß die Justice aus der Welt käme."

Sehr gern hätte der König auch gegen Keith einen gleichen Machtspruch ergehen lassen, doch dieser war glücklicherweise entkommen, und so mußte er sich dabei beruhigen, daß das Bild desselben an den Galgen genagelt war. Die Zeit, während das Kriegsgericht tagte, erschien ihm unerträglich lange. Im Tabaks-Collegium schwur und tobte er, er müsse den Kopf des Kronprinzen haben. Da trat eines Abends der alte Feldmarschall Buddenbrock ganz nahe an ihn heran, entblößte seine Brust und rief aus: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meins. Jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen kann!" Auch der Fürst von Dessau sprach für den Prinzen und erklärte als Reichsfürst, daß er nicht zugeben könne, daß der König mit Umgehung des Kaisers gleichsam in seiner eigenen Sache Richter sei. Das machte Eindruck. Der König schwieg lange tief erschüttert still. Er gab den Gedanken auf, seinem Sohne das Leben zu nehmen. Daß er das in dem Momente der größten Erregung wirklich gewollt und auch ausgeführt hätte, ist zweifellos, ebenso gewiß aber bleibt es, daß er bei wiederkehrender Besinnung von selbst auf mildere Gedanken gekommen wäre. Allein für Katte war keine Gnade zu erlangen. Der Vater des unglücklichen Jünglings, General-

Lieutenant v. Katte, und der mütterliche Großvater desselben, Feldmarschall v. Wartensleben, warfen sich dem Könige zu Füßen, Katte selbst flehte in einem herzzerreißenden Briefe um Vergebung: „—— Gott als der König und Herr aller Herren läßt Gnade vor Recht ergehen und bringet durch Erbarmen und Gnade den auf irrigem Wege gehenden Missethäter wiederum zu seiner Pflicht: Also mein König, Sie, als ein Gott auf Erden, lassen mir doch dieselbe Gnade —— zufließen. Die Hoffnung der Wiedererholung schonet noch des verdorrten Baumes und erhält ihn vor der Gluth des Feuers. Warum soll denn mein Baum, der schon wiederum neue Sprossen neuer Treue und Unterthänigkeit zeigt, nicht Gnade vor Ew. Königl. Majestät finden? —— Soviel Tropfen Blut in meinen Adern fließen, soviel sollten es Zeugen sein der neuen Treue und Gehorsams, die Dero Gnade und Huld wirket — —" Er bekam keine Antwort. Dem Ueberbringer wiederholte der König, es wäre Gnade genug, daß der Verbrecher nicht mit Zangen gerissen und aufgehängt würde. Katte's Tod sollte dem Kronprinzen zugleich zur Warnung und zur Strafe dienen. Deshalb verordnete der ergrimmte Vater die Hinrichtung in Küstrin vor den Fenstern des gefangenen Königssohnes zu vollstrecken. Unter Militairescorte wurde das Schlachtopfer in Begleitung des Feldpredigers Müller nach der Festung abgeführt. Drei volle Tage brauchte der Zug. Am

3. November fuhr man von Berlin ab, erst am 5. Abends erfolgte die Ankunft in Küstrin. Schon während der Reise war es dem biederen Geistlichen gelungen, das Herz des Unglücklichen, der eine Jugendthorheit so schwer büßen sollte, mit Ergebung in sein Schicksal zu erfüllen. In Küstrin half der dortige Garnisonprediger Besserer die Bekehrung vollenden.

Sobald der Kronprinz Katte's Ankunft erfahren hatte, versuchte er alles Mögliche, um Aufschub zu erlangen. Er bat, man möge dem Könige durch einen reitenden Boten melden, daß er der Thronfolge entsagen, sogar in ewiger Gefangenschaft bleiben wollte, wenn man den Freund verschonte. Umsonst — zwischen 6 und 7 Uhr früh am 6. November setzte sich der Zug nach dem Richtplatze in Bewegung.

Besserer berichtet [1]), daß Katte im Vorüberfahren den Prinzen am Fenster erblickt, der dem Freunde auf französisch zugerufen habe: „Mein theurer Katte, tausendmal flehe ich um deine Vergebung! Im Namen Gottes Verzeihung, Verzeihung!“ darauf dieser die Hand an den Mund gethan und mit submisser reverence geantwortet: „„Point de pardon, mon Prince, je meurs

---

[1]) Biester's Monatsschrift. 9. p. 343. Ganz ähnlich die Markgräfin von Baireuth in ihren Memoiren I. p. 273. v. Münchow's Brief an Nicolai im Anhang zu Gallus Geschichte der Mark. V. p. 530.

avec mille plaisirs pour vous!““ Der Kronprinz verlor das Bewußtsein und wäre zu Boden gestürzt, wenn nicht der wachthabende Officier ihn in seinen Armen aufgefangen hätte. Um 7 Uhr fiel das Haupt des zweiundzwanzigjährigen Katte durch Henkershand.

Da der König befohlen hatte, die Hinrichtung vor den Augen des Prinzen zu vollziehen, so berichtete sowohl der Feldprediger Müller als der die Execution befehligende General Lepel, daß nach der erhaltenen Ordre verfahren worden. Indessen bedienten sie sich dabei solcher Ausdrücke, die auch allenfalls einer abweichenden Deutung fähig waren.

Man hat seitdem viel hin- und hergestritten, ob das Schaffot selbst von dem Fenster des Kronprinzen aus sichtbar gewesen. Da im siebenjährigen Kriege die Festungswerke Küstrins zerstört wurden, so ist gegenwärtig durch Augenschein nichts darüber zu ermitteln. Allein vollen Glauben verdient der so eben angeführte Brief Münchow's. Daselbst heißt es: „Ich war sieben Jahr alt, als der damalige Kronprinz im Schlosse zu Küstrin in einer Stube, die mein Vater von seiner Wohnung abtreten mußte, den Arrest erhielt. Ich habe mit meinen Augen das Blut von Katte's Enthauptung in die Höhe spritzen sehen. Der Eindruck war in mir zu stark, um je in meinem Gedächtnisse zu verlöschen. ——— Es ist falsch, wenn gesagt wird, der Kronprinz habe müssen die Enthauptung des Lieutenants v. Katte

mit ansehen. — — Aus seinem Zimmer konnte der Richtplatz nicht gesehen werden. Eine Mauer, welche den Graben, der das Schloß damals umgab, vom Walle trennte, verhinderte die Aussicht dahin." Herr von Münchow setzt hinzu, daß es leicht gewesen wäre, den Prinzen auf einen Theil der Festungswerke zu bringen, von wo aus man den Richtplatz sehen konnte. Eine Treppe führte von dem Arrestzimmer unmittelbar auf diesen Platz, wo der Knabe sich befand, während sein Vater bei dem unglücklichen Prinzen in dessen Gefängniß blieb, sich mit demselben einschließen ließ und bei ihm ausharrte, bis er spät in der Nacht eingeschlafen war. — Selbst der Umstand, daß der Zug zum Richtplatze an dem Fenster des Prinzen vorüberkam, war nach desselben Berichterstatters Aussage rein zufällig, da es dem Präsidenten v. Münchow freigestellt war, welches Zimmer seiner Wohnung er dem hohen Gefangenen abtreten wollte.

Was nun den Kronprinzen selbst betrifft, so war derselbe am 4. September 1730 von Mittenwalde nach Küstrin transportirt worden. Hier sollte er nach des Königs Befehl wie ein gemeiner Gefangener gehalten werden. Schon am 31. August hatte Friedrich Wilhelm seinen Sohn aus dem Soldatenstande gestoßen, — die entehrendste Strafe, die einen Officier treffen konnte.

Das kronprinzliche Regiment erhielt Prinz Wilhelm.

Die Cadettencompagnie sollte künftig „Königliches Bataillon Cadets" heißen. In der Instruction an den stellvertretenden Commandanten von Küstrin war die Behandlung des Prinzen auf's Genaueste vorgeschrieben: Allein, hinter doppelt verschlossener Thür soll er sitzen. Früh 8 Uhr erhält er ein Becken und ein Glas Wasser, um sich zu reinigen. Das muß in 7½ Minuten abgethan sein. Dann wird wieder zugeschlossen. Mittags 12 Uhr erhält er für 6 Groschen, Abends um 6 für 4 Groschen Essen aus der Garküche. Nach dem Hereinbringen der Mahlzeiten muß binnen 4 Minuten die Thür wieder geschlossen sein. Die wachthabenden Officiere sollen mit dem Prinzen weder sprechen noch auf seine Fragen antworten. Messer und Gabel dürfen dem Prinzen nicht gegeben werden, es muß das Essen vorher klein geschnitten sein. Dinte und Feder sind verboten. Ebenso die Flöte.

Diese königlichen Befehle wurden dem Anscheine nach auf's Pünktlichste befolgt, indessen kann man sich denken, daß Jedermann darauf bedacht war, dieselben womöglich zu umgehen und dem Prinzen, den man auf's Innigste bedauerte, Alles zu verschaffen, was er sich wünschte. Die Präsidentin v. Münchow kam dabei auf den sinnreichen Einfall, ihren siebenjährigen Sohn als Mittelsperson zu gebrauchen. Er ist derselbe, dessen Bericht oben angeführt wurde. Lassen wir ihn selbst

reden: „Ich mußte [1]) den längst abgelegten langen Kinderrock wieder anlegen. Man verfertigte einen solchen mit tiefen und weiten Taschen, man verfertigte ferner ein gewisses Möbel mit verborgenen Taschen, worin Messer, Gabeln, Dinte, Federn, Papier und Wachslichte gesteckt wurden. Meine Taschen füllte man mit Obst, Delikatessen, Briefen und Allem, was verlangt ward. Der Capitaine du jour und zwei vor der ersten Thüre stehende Unterofficiere liebten den Wein. Dieser ward in solcher Fülle gereicht, daß meines Vaters Keller mit dem Ende des sechswöchentlichen engen Arrestes völlig ausgeleert war. Auf ein Kind von sieben Jahren ward nicht reflectiret, alle drei Stunden ward die Thür geöffnet, ich wuschte hinein und ward oft mit verschlossen; und weil ich französisch plappern konnte, so war es leicht, den allzeit trunkenen Hauptmann, Namens Graurock, und seine Unterofficiere zu bereden, daß der Prinz mich zu seinem Amüsement verlangte. Jenes Möbel wurde alle Wochen zweimal herausgetragen und die Taschen immer mit Büchern und den verbotenen Wachslichtern neu gefüllt."

Bereits waren 14 Tage seit der Verhaftung des Kronprinzen vergangen, als der König es nöthig fand, die fremden Höfe von den Vorgängen in seiner Familie zu benachrichtigen. Dies geschah durch Circularschreiben

---

[1]) Gallus V. 516.

an die preußischen Gesandten am 19. September. Sofort liefen von allen Weltgegenden die dringendsten Vorstellungen und Fürbitten ein.

Die Könige von Schweden, Polen und Dänemark, die Kaiserin von Rußland und viele deutschen Fürsten baten um Gnade für den Kronprinzen. Obgleich man überzeugt war, daß der König ohne Anrufung von Kaiser und Reich gar nicht berechtigt wäre, seinem Thronfolger das Leben zu nehmen, so wählte man mit Rücksicht auf den bekannten jähzornigen Charakter Friedrich Wilhelm's die mildere Form der Fürbitte. Wie bei allen Gelegenheiten benahmen sich auch hier der Wiener Hof und dessen Vermittler Seckendorf mit der gewohnten kalten Engherzigkeit. Aus des Grafen Notizen über seine Correspondenz mit Eugen [1]) ersieht man daß er schon am 2. October den Entwurf einer von dem Kaiser zu erlassenden Fürbitte nach Wien gesandt und die Ausfertigung derselben am 9. erhalten hatte. Er bemerkt dabei: „das Handschreiben will zurückhalten, bis gewiß weiß, daß der König den Prinzen pardonniren will.“ Erst am 31. October überreichte er es und wollte dessenungeachtet den Kronprinzen später glauben machen, daß des Kaisers Dazwischentreten ihm das Leben gerettet.

In den preußischen Landen, namentlich in Berlin, war die Aufregung über diese unerhörten Vorfälle

---

1) Förster III. p. 12.

außerordentlich groß. Doch durfte Niemand seine Meinung laut werden lassen, und es herrschte dumpfe Stille im Publikum [1]). Da keine öffentlichen Mittheilungen erfolgten, so gingen die abenteuerlichsten Gerüchte um. Der König aber, gleichsam als wollte er sich an Anderen dafür rächen, daß er den eigenen Sohn verschonen mußte, wüthete gegen Alles, was nur in entfernter Verbindung mit dem Kronprinzen gestanden hatte. Vor Allen traf sein Zorn die Königin und die Prinzessin Wilhelmine. Der Minister Knyphausen wurde entlassen und mit seiner Familie verbannt [2]). Duhan verlor seine Aemter und mußte nach Memel wandern. Eine Hofdame v. Bülow und deren Bruder nebst einigen anderen Hofleuten kamen theils auf die Festung, theils in die Verbannung. Des Kronprinzen Bibliothekar verlor seinen Dienst, die Bücher ließ der König in Hamburg unter der Hand verkaufen. Der erste Kammerdiener kam nach Spandau und mußte in Ketten arbeiten. Ein sechszehnjähriges Mädchen, Tochter des Rector Ritter in Potsdam, hatte das härteste Schicksal. Der Kronprinz war in der Kirche auf ihre schöne Stimme auf-

---

[1]) König's Berlin, Fr. W. Band II. 194.

[2]) Seine Frau war eine Tochter des Minister Ilgen. Als Wittwe hatte sie das Unglück, noch einmal des Königs Rache zu fühlen, der, wie oben erwähnt, eine Geldstrafe von 13,000 Thlrn. von ihr einzog.

merksam geworden und hatte sie einigemal in Begleitung anderer junger Officiere besucht, ihr auch kleine Geschenke gemacht. Sonst ist Nichts gegen sie erwiesen. Dessen ungeachtet befahl der König die Unglückliche an den Straßenecken ihrer Vaterstadt öffentlich auspeitschen zu lassen und zeitlebens nach Spandau zu schicken. Trotz aller Fürbitten des Vaters und der Geistlichkeit in Potsdam wurde dieses Henkerwerk vollstreckt [1]). Wer dem Prinzen Geld geliehen, verlor dasselbe und wurde noch obenein gestraft.

Inzwischen fehlte es auch nicht an Personen, welche den Muth hatten, dem Könige zur Milde gegen seinen Sohn zu rathen. Namentlich war Seckendorf klug genug, um eine so günstige Gelegenheit zu benutzen, wo er sich beiden Theilen angenehm machen und zugleich dem Wiener Hofe die Ehre zuschreiben konnte, durch seinen Einfluß das Leben des Prinzen gerettet zu haben. Mehr als das Alles wirkte auf den König der Bericht des Feldprediger Müller. Dieser hatte dem Kronprinzen die letzten Grüße und Bitten des sterbenden Freundes überbracht. Dreizehn Punkte waren es, die er demselben an's Herz legte. Allerdings sind es in der

---

1) Alles, was über die Doris Ritter bekannt ist, hat Herr Lehrer Wagner mit großem Fleiße in einem Aufsatze für den Verein für Potsdam'sche Geschichte zusammengestellt. Den 11. Juli 1733 wurde die Ritter freigelassen.

Form, wie sie uns vorliegen, mehr die Ergebnisse der Katechisation des Geistlichen, als freie Aeußerungen eines Sterbenden an seinen Freund, immerhin aber spricht aus denselben soviel Ergebung in das Unglück und so aufopfernde Treue für den Prinzen, daß dieser durch die Mittheilung auf's Tiefste ergriffen werden mußte. Er bat den Prediger, öfter zu ihm zu kommen, um sich mit ihm über religiöse Dinge zu unterhalten, namentlich über das Thema von der Gnadenwahl, welches von jeher seinen Geist vorzugsweise beschäftigt hatte, und worauf besonders der letzte Satz in Katte's Vermächtniß hinwies: Der Prinz möchte ja nicht an eine Fatalität glauben, sondern gewiß sein der Vorsehung und Regierung Gottes in allen Kleinigkeiten.

Müller erscheint als ein Seelsorger im besten Sinne des Wortes. Der Kronprinz faßte schnell große Neigung zu demselben und bat, daß er bei ihm bleibe. Man wies dem Geistlichen ein Zimmer grade über dem Gefängnisse an, und oft hörte er schon früh um 6 Uhr das Klopfen des Prinzen, als Zeichen, daß derselbe eine Unterredung mit ihm wünsche. Daß der Gedanke, durch eigne Schuld seinen Freund dem Tode durch Henkershand geweiht zu haben, den achtzehnjährigen Jüngling tief erschütterte und sein Herz für geistlichen Zuspruch empfänglich machte, ist selbstverständlich. Es mußte ihm tröstlich sein, das furchtbare Unglück, dem er erlag, als eine zu seinem Seelenheile von Gott verhängte

Fügung zu betrachten, und hieran anknüpfend gelang es dem verständigen Seelsorger, den dem Könige so verhaßten Prädestinationsglauben bei dem Prinzen zu erschüttern. Derselbe zeigte aufrichtige Reue und Zerknirschung. Um der Einsamkeit des Gefängnisses und den peinigenden Gedanken zu entgehen, kam er mehr als einmal darauf, der Thronfolge zu entsagen und so seine Freiheit wiederzugewinnen, doch wußte ihn dann jedesmal der wohlmeinende Präsident Münchow, der durch eine Oeffnung der Zimmerdecke eine Communication mit seinem Gefangenen ermöglicht hatte, von solchen traurigen Vorsätzen zurückzubringen.

Man hat sogar behauptet, Friedrich wäre in diesen Tagen der Ueberzeugung gewesen, der König wollte ihn durch den Prediger zum Tode vorbereiten lassen. Wenn dergleichen Gedanken vorübergehend auftauchten, so sorgten die geheimen Freunde sicherlich dafür, die düstern Vorstellungen zu verscheuchen.

Müller berichtete allerdings dem Könige, daß der Kronprinz in Folge seiner Angst und Ungewißheit über sein Schicksal gemüthskrank werden könnte. Zugleich aber versicherte er, daß der hohe Gefangene aufrichtige Reue empfinde „und von Verstellung bei ihm nicht das Geringste zu spüren.“ Der König zeigte sich über diese Nachricht sehr erfreut. Er befahl unter dem 8. No-

---

1) Preuß, Fr. d. Großen Jugend 109.

vember dem Prediger, in Küstrin zu bleiben, und wenn die frommen Regungen in der Seele seines Sohnes Bestand hätten, sollte er ihm zwar nicht völlige Begnadigung, wohl aber das Ende des strengen Arrestes in Aussicht stellen [1]). „Ich würde wiederum Leute bei ihm geben, die auf seine Conduite Acht haben sollten. Es sollte ihm die ganze Stadt zum Arrest sein. Ich würde ihm auch von Morgens bis Abends bei der Kriegs- und Domainenkammer Occupationes geben. Bevor aber solches geschehe, würde ich ihn einen körperlichen Eid ablegen lassen, meinem Willen stricte nachzuleben. Ich ließe ihm aber als ein guter Freund rathen, den Eid laut und deutlich zu schwören und zu glauben, daß er vor Gott verbunden sei, solchen nach den Worten zu halten. Die reservationes mentales verstünden wir hier nicht. Also möchte er dieses wohl bedenken, sein böhses [2]) Herz durch göttlichen Beistand zwingen und ändern. Gott der Allmächtige gebe seinen Segen, und da er oft durch wunderbare Leitungen und saure Tritte die Menschen in's Reich Christi zu bringen weiß, so helfe unser Heiland, daß dieser ungerathene Sohn zu

---

[1]) Der ziemlich lange, sehr lesenswerthe Brief in Preuß Fr. d. Gr. Jugend p. 112.

[2]) Der expedirende Kabinetsrath hatte „vorhin vortrefflich gutes" geschrieben, der König strich das aus und schrieb: „böhses" darüber.

seiner Gemeinschaft gebracht, sein gottloses Herz zerknirscht, erweicht und geändert, auch dem Satan aus den Klauen entrissen werden möge. Das helfe der allmächtige Gott und Vater um unsers Herrn Jesu Christi und seines Leidens und Sterbens willen! Amen." Dem Prediger Müller wurde dieses für die von Grund aus biedere und väterliche Gesinnung des Königs sehr bezeichnende Schriftstück mit dem Bedeuten übersandt, daß er dasselbe dem Kronprinzen zeigen dürfe, wenn er sich gute Wirkung davon verspräche. Man sieht, daß der König in der That auf seine Weise den Prinzen erziehen wollte.

Der Gedanke, denselben durch einen feierlichen Eid noch besonders zu verpflichten, rührte von Seckendorf her. Friedrich erklärte sich natürlich zur Ableistung bereit, bat jedoch, ihm die Formel vorher mitzutheilen, damit er sie mit voller Ueberlegung und Ueberzeugung beschwören könnte. Das geschah. Die wesentlichsten Punkte des Eides bestanden darin, daß der Prinz sich 1) gegen Niemand wegen seiner erlittenen Gefangenschaft rächen, 2) sich in allen Stücken dem väterlichen Willen fügen und 3) namentlich nicht ohne Wissen und Willen seines Vaters und Königs verheirathen wollte. 4) Würde er diesen Schwur nicht getreulich halten, so sollte er der Nachfolge auf den Thron und in der Kurwürde verlustig sein.

Friedrich erklärte sogleich, dies Alles mit gutem Ge-

wissen beschwören zu können, weil er fest entschlossen wäre, in Zukunft sich völlig nach des Königs Willen und Befehl zu richten. Am Sonnabend den 17. November war die aus sieben Generalen und Obristen, in Begleitung des Minister Thielemeier als Rechtsverständigen, zusammengesetzte Commission in Küstrin angekommen. Am 18. Sonntags früh um 9 Uhr erfolgte die Eidesleistung, worauf der Prinz die Erlaubniß erhielt, sein Gefängniß zu verlassen und in der Stadt Küstrin frei umherzugehen. Er begab sich unmittelbar in die Kirche, wo der reformirte Hofprediger über die Worte predigte: „Ich muß das leiden, die rechte Hand des Höchsten kann Alles ändern.“ Nach dem Gottesdienste bekräftigte er den geleisteten Eid nochmals durch Genuß des Abendmahles. Alsdann schrieb er in den unterwürfigsten Ausdrücken einen Dankbrief an den Vater und wurde von der Commission in eine für ihn gemiethete Wohnung geführt, wo er den neuen Hofstaat vorfand, den der König bestimmt hatte. Derselbe bestand aus dem Hofmarschall von Wolden, den Kammerjunkern Natzmer und Rohwedel, zwei Pagen, einem Kammerdiener und vier Lakaien in prächtiger Livree. Dem Prinzen war der Degen zurückgegeben, aber ohne Porteépée, weil er noch nicht wieder in die Armee aufgenommen war. Aus demselben Grunde befand sich unter den ihm zugeordneten Begleiter keine Militairperson.

Der treue Prediger Müller kehrte nun nach Berlin zurück und überbrachte bei seinem Berichte an den König zugleich die Bitte des Kronprinzen um Rückgabe des Porteépées. Der König war hierüber verwundert und erfreut. „Ist denn der Fritz auch ein Soldat?" rief er aus. „Nun, das ist ja gut!"

Für die Beschäftigung des Prinzen bei der Verwaltungsbehörde in Küstrin war bereits, wiederum mit Seckendorf's Beirath, eine ausführliche Instruction entworfen. Schon am 20. November erfolgte die Einführung des erlauchten „Auscultators," der in Begleitung eines seines Kammerjunker án einem besonderen Tischchen im Sitzungssaale Platz nahm, wo er täglich von sieben bis halb zwölf Uhr Vormittags und von drei bis fünf Nachmittags arbeiten sollte. Er mußte Akten lesen, Rechnungen abnehmen, Relationen machen und später auch Aufträge in der Provinz vollführen. In den noch vorhandenen Akten des Generaldirectoriums in Berlin finden sich Berichte, die theils ganz von ihm geschrieben, theils mit seiner Unterschrift versehen sind. In Küstrin selbst sind keine solchen Ueberbleibsel seiner Arbeiten mehr vorhanden, weil die Registratur der neumärkischen Kammer beim Bombardement durch die Russen im siebenjährigen Kriege verbrannte.

Außer den Amtsstunden sollten der Kammer-Director Hille und der Kriegsrath Hünecke dem Prinzen in Finanz-, Polizei- und Oekonomiesachen Unterricht er-

theilen, womit es sehr ernsthaft genommen wurde[1]). Mit besonderem Nachdruck entwickelte Hille die Vortrefflichkeit des Merkantilsystems nach des Königs Ansichten. „Die gemeine Sage: Commercia müssen frei sein, ist universellement nicht wahr!" heißt es unter andern. Bekanntlich hat Friedrich der Große sein ganzes Leben lang an diesen Grundsätzen auf's Strengste festgehalten.

Außer diesen vorgeschriebenen Beschäftigungen hatte der König fast Alles andere verpönt. Der Prinz sollte keine Briefe schreiben, nur alle vier Wochen einmal an den König und die Königin. Er durfte Musik weder hören noch selbst machen, Niemand sollte mit ihm von Politik, sondern ausschließlich von Gottes Wort und der Landesverfassung sich unterhalten. Nur drei Bücher, die deutsche Bibel, das Gesangbuch und Arndt's wahres Christenthum durfte er lesen. Hille's Bitte, einige staatswissenschaftliche Schriften zu gestatten, wurde mit dem Bescheide abgeschlagen: „Aus Büchern lernt man Nichts. Unnütze Bücher haben grade den Prinzen ver-

---

[1]) Hille hatte ein förmliches Heft ausgearbeitet, welches unter dem Titel: „Kurzer Unterricht von dem Finanzwesen u.s.w. dieses Systema habe ich auf königliche Ordre verfertigen, und nachdem es approbiret worden, 1731 des damaligen Kronprinzen königl. Hoheit mündlich vorlegen und expliciren müssen," 1815 in Berlin gedruckt erschienen ist. Preuß, Fr. d. Gr. Jugend p. 124. Note.

dorben. Wenn er mehr Lust zu lesen hat, sollen sie ihm aus dem Küstrin'schen Archive die Schriften und Dokumente der alten Verfassung des Markgrafen Hans holen lassen, da er sich mit Lesen dieser nützlichen Schriften divertiren kann. Wenn er das ganze Archiv ausgelesen, soll Wolden darüber berichten."

Das war allerdings ein treffliches „domesticum exemplum", welches der König seinem Sohne auf diese Art unter die Augen brachte!

Es ist leicht begreiflich, daß die Beamten und deren Familien in Küstrin Alles aufboten, um dem Prinzen, in welchem sie den künftigen Herrn und König erblickten, seinen Aufenthalt so angenehm zu machen, als das neben den bestimmten Befehlen des Königs bestehen konnte.

Das Verbot, französisch zu sprechen und zu schreiben, ward stillschweigend bei Seite gesetzt. Ebenso hatte der Briefwechsel mit der Prinzessin Wilhelmine, welcher schon während der engen Haft ermöglicht worden, seinen Fortgang. Auch das Versemachen und Flötespielen ließ der Kronprinz sich nicht nehmen. Dabei aber scheint er mit wirklichem Eifer den Geschäften obgelegen und bald begriffen zu haben, wie nützlich ihm die hier erworbenen Kenntnisse dereinst werden sollten.

Man hatte Anfangs versucht, eine bedeutende Arbeit, Verbesserungspläne betreffend, als von dem Prinzen selbst verfaßt dem Könige zu übersenden. Allein damit

kam man schlecht an. Der gestrenge Herr leugnete nicht nur die Autorschaft des Sohnes, sondern verlangte, daß derselbe sich nicht mit allgemeinen Theorien, sondern mit den gewöhnlichsten praktischen Dingen beschäftige. Er solle Anschläge von Grund und Boden machen, die Viehzucht und die Verwendung des Düngers aus eigner Anschauung lernen, damit er begreife, wie schwer es dem Bauer falle, soviel Groschen zusammenzubringen, als zum Thaler gehören. In der That gab der Prinz sich solchen Beschäftigungen hin und konnte bald dem Vater den wirklich selbst verfaßten Anschlag einer Bauerwirthschaft einsenden.

Wie tief auch die Eindrücke sein mochten, welche der Königssohn in seiner einsamen Gefangenzelle in sich aufgenommen, — sein äußeres Gebahren ließ nicht viel davon sichtbar werden. Er zeigte sich sehr heiter in den Gesellschaften, zu denen man ihn einzuladen natürlich mit einander wetteiferte. Die Tochter des Präsidenten Hille wurde bald von ihm besonders ausgezeichnet, und man sorgte dafür, daß diese junge Dame überall gegenwärtig war, wo der Prinz erschien. Dessenungeachtet langweilte sich derselbe sehr bald in dem kleinen Küstrin, und Hille berichtete an Grumbkow, daß in den Augenblicken des Unmuthes und des Zornes die Aehnlichkeit mit dem Vater überraschend sei. Dabei zeigte er eine auffallende Geringschätzung gegen alle bürgerlichen Personen und fand es unerträglich, daß ein adliger Land=

rath einem nicht adligen Kammerdirector Berichte einsenden mußte. Hille nahm keinen Anstand, hierauf eine ziemlich derbe Antwort zu geben. Derselbe bemerkt ferner, daß der Prinz eine auffallende Neigung zeige, von allen Dingen das Lächerliche aufzufinden, und daß man ihn für eine Sache nur dann interessiren könne, wenn man derselben irgend eine geistreiche oder witzige Seite abgewinne. Er scheint ihn für herzlos gehalten zu haben [1]).

Um von Küstrin fortzukommen, verfiel der Prinz auf die abenteuerlichsten Pläne. Mitten in der Nacht ließ er den Kammerdirector zu sich entbieten (11. April 1731) und eröffnete demselben in Gegenwart seines Hofmarschalls und Kammerjunkers, daß er den Plan gefaßt habe, die österreichische Erbtochter Maria Theresia zu heirathen, falls das geschehen könnte, ohne daß er katholisch würde; weil aber die Vereinigung der preußischen Monarchie mit den österreichischen Erbländern das europäische Gleichgewicht stören würde, so wollte er auf die Thronfolge zu Gunsten seines Bruders Wilhelm

[1]) Ein Kammerherr v. Montolieu hatte dem Prinzen Geld geborgt. Er mußte dafür noch 1000 Dukaten Strafe zahlen und entfloh heimlich, um sich ferneren Verfolgungen zu entziehen. Der König befahl ihn für einen Banqueroutierer zu erklären und sein Bild an den Galgen zu heften. Lachend habe, so berichtet Hille, der Kronprinz ihm das erzählt.

verzichten. Hille mußte diesen seltsamen Einfall an Grumbkow berichten, damit dieser dem Könige darüber Vortrag halte.

Grumbkow gerieth über eine solche Meldung ganz außer sich. Er schickte den Brief sofort zurück, damit man ihn in Gegenwart des Prinzen verbrenne, weil, wenn der König Etwas davon erfahren sollte, es ihm selbst und allen Betheiligten theuer zu stehen kommen dürfte.

Des Prinzen Geduld hatte noch harte Proben zu bestehen. Der König hörte auf keine Vorstellungen und Bitten, sondern blieb dabei, daß die Prüfungszeit des Sohnes noch nicht lange genug gedauert hätte. Am 25. Mai schrieb er an Hille [1]: — — (Mein Sohn) soll sich gewöhnen, ein stilles Leben zu führen, denn wenn ich das gethan hätte, was er gethan hat, würde ich mich zu Tode schämen und mich vor Niemand sehen lassen. Er soll nur meinen Willen thun — — und ein deutsches Herz haben, alle Petitmaitres, französische, politische und verdammte Falschheit aus dem Herzen lassen, und hingegen Gott fleißig anrufen. — — Er soll auch wissen, daß seine älteste Schwester sich bald verheirathen wird mit des Markgrafen von Baireuth seinem ältesten Sohne, und also mit England glatt rumpirt wäre, und wofern ich es à propos fände, sollte er auch heirathen, und zwar nicht aus dem engli=

---

[1]) Förster, Fr. W. Bd. III. p. 47.

schen Haus, doch soll er von etlichen alsdann die Wahl haben — —."

Da der König hier die bevorstehende Vermählung einer Tochter erwähnt, sei es gestattet, abschweifend einer unlängst vorhergegangenen ähnlichen Begebenheit zu gedenken, wo uns wiederum durch Faßmann und die Prinzessin Wilhelmine Gelegenheit wird, einen jener stereoskopischen Einblicke in die Familie Friedrich Wilhelm's zu thun. Das Verfahren gegen den Kronprinzen erscheint alsdann minder auffällig, wenn wir sehen, wie auch diejenigen seiner Geschwister nicht viel besser behandelt wurden, welche dem Vater keinen besondern Anlaß zur Unzufriedenheit gaben.

Es war im März 1729. Der König hatte sich auf der Jagd einen schlimmen Podagraanfall zugezogen und malte im Bette an den Bildern, unter welche er Friedrich Wilhelm pinxit in doloribus zu setzen pflegte. Die vorläufigen Tractate über die Vermählung mit dem ziemlich rohen und leichtsinnigen Erbprinzen von Anspach, einem echten Jagdjunker, waren abgeschlossen. Da traf ein Brief des Bräutigams an die hohe Braut ein. Faßmann erzählt [1]): Als nun Ihro Majestät die Königin, der Herr Graf Seckendorf und andere Personen bei dem Bette herumsaßen, traten ihro Hoheit die verlobte Prinzessin hinein in das

---

[1]) Faßmann Bd. I. p. 392.

Zimmer und übergaben dem Könige ihrem Herrn Vater den Brief uneröffnet. Da sprach der König: Gieb ihn Deiner Mutter und laß sie lesen. Diese durchlauchtigste Mutter so vieler, mit einer englischen Schönheit, Frömmigkeit und allen Tugenden begabten Prinzessinnen und Prinzen öffnete sodann die Briefe des durchlauchtigsten Herrn Bräutigams und lase solche mit lauter Stimme ab. Da sprach der König zur Prinzessin: Höre, Louise, jetzo ist es noch Zeit. Sage, ob Du lieber nach Anspach, oder bei mir verbleiben willst? in welchem letztern Fall Dir ebenfalls Zeit Deines Lebens an reichlicher Versorgung nichts gebrechen soll. Bei dieser unvermutheten Frage stiege der Prinzessin eine angenehme Röthe in das Gesichte, und sie schiene wegen der Antwort ganz bestürzt zu sein. Dann recolligirte sich dieselbe gar bald, küssete dem König die Hand und sprach: Gnädigster Papa, ich will nach Anspach! Hierauf versetzte der König: Nun wohlan, so gebe Dir denn Gott tausend Glück und Segen! Aber höre, Louise, wir wollen zu gleicher Zeit einen Contract mit einander machen. Ihr habt in Anspach schönes Mehl. Aber Schinken und geräucherte Würste nicht so gut, wie man sie hier zu Lande hat. Nun esse ich meines Orts gern gute Pasteten. Also sollest Du mir von einer Zeit zur andern schönes Mehl schicken, und ich will Dich dagegen mit geräucherten Würsten und Schinken versorgen. Willst Du das thun, Louise?

Daß die Prinzessin Braut hierauf werde mit Ja geantwortet haben, solches ist leicht zu erachten. Indessen sind allen denjenigen, welche die Gnade gehabt, eine so liebreiche zärtliche und leutselige Conversation eines großen Königs mit Ihro durchlauchtigsten Tochter anzuhören, fast die Thränen aus den Augen gedrungen, und es sind beiderseits Majestäten wahrhaftig recht liebreiche Eltern gegen ihre Kinder zu nennen, vor deren löbliche Erziehung Sie, von der Zeit ihrer Geburt an, unermüdlich sorgen. — Nun die Erzählung der Prinzessin Wilhelmine [1]):

Der König theilte bei Tische mit, daß er Briefe aus Anspach erhalten hätte. Der junge Markgraf würde Ende Mai in Berlin eintreffen, um sich mit meiner Schwester zu vermählen. Er fragte die Prinzessin, ob sie sich darüber freue, und wie sie ihren Hausstand einzurichten gedächte? Meine Schwester war gewohnt, sehr offen mit ihm zu reden, ohne daß er es übel nahm. Sie antwortete also mit Freimüthigkeit: Ich werde eine wohlservirte Tafel haben, besser als zu Hause, und wenn ich Kinder bekomme, werde ich sie nicht so maltraitiren, wie das hier geschieht, sie auch nicht zwingen zu essen, was ihnen widersteht. — Was soll das heißen? erwiederte der König, was fehlt auf meinem Tische? — Es fehlt, sagte sie, daß man sich nicht satt essen kann,

---

[1]) Memoires I. p. 143

und daß das Wenige, was wir bekommen, grobes Gemüse ist, welches wir nicht ausstehen können. — Der König gerieth darüber in Wuth, aber der Ausbruch derselben traf wie gewöhnlich besonders den Kronprinzen und mich, die wieder einmal das Lachen nicht verbeißen konnten. Er schleuderte zuerst einen Teller meinem Bruder an den Kopf, und als dieser auswich, einen zweiten nach mir. Auf diese ersten Feinseligkeiten folgte dann ein Hagel von Schimpfwörtern. Auch gegen die Königin fuhr er los, weil sie ihre Kinder so schlecht erzöge, und meinem Bruder sagte er, er müßte seine Mutter verfluchen, weil sie einen so ungerathenen Burschen aus ihm gemacht. — — Er fuhr fort zu schimpfen, bis ihm die Stimme versagte. Als wir vom Tische aufstanden, mußten wir an ihm vorübergehen, da schlug er mit seinem Krückstock so auf mich los, daß, wenn ich nicht glücklicher Weise ausgewichen wäre, er mich getödtet hätte. Er verfolgte mich noch einige Zeit auf seinem Rollstuhl, aber die ihn schoben, gewährten mir Zeit, in ein entfernt gelegenes Zimmer der Königin zu flüchten [1])."

Um nunmehr auf den Kronprinzen zurückzukommen, so war derselbe in Küstrin allerdings vor solchen Scenen geschützt, die sich im Berliner Schlosse nur zu häufig

[1]) Carlyle III. 154 hat den guten Einfall gehabt, diese beiden Berichte neben einander zu stellen.

wiederholten. Allein er fühlte sich deshalb doch höchst unbehaglich in seiner Festung. Wenn der König der Meinung war, sein Sohn sollte mit Reuegedanken über sein Vergehen die Zeit verbringen, so war das ein großer Irrthum. Die Strafe, die ihn getroffen, und der an Katte verübte Racheſtreich stand außer allem Verhältniß mit dem, was der junge Königssohn sich vorzuwerfen hatte. Er konnte sich immerhin als einen unschuldig Leidenden betrachten, dessen Verbrechen darin bestand, daß er einer unerträglichen Tyrannei entfliehen wollte. Mit den Regierungsgeschäften war er nach der gewissenhaften Aussage des Präsidenten schnell vertraut geworden, so daß er einen großen Theil von den 5—6 Stunden, die er täglich im Sitzungszimmer zubringen mußte, sich langweilte. Wenn man bedenkt, wie wenig bei unsern um soviel größeren Verhältnissen und bei dem viel complicirteren Geschäftsgange heut zu Tage ein Regierungsrath zu thun hat, so ist es nicht zu verwundern, daß der Prinz, dem die meisten Unterhaltungen und Zerstreuungen versagt waren, an denen junge Männer sich ergötzen, bald der Verzweiflung nahe kam. Zum Glück verwendete er einen Theil seiner unfreiwilligen Muße zu schriftlichen Ausarbeitungen. Er machte viel französische Verse und Aufsätze in Prosa über die verschiedensten Gegenstände. Dem Spionirsysteme, welches ihn umgab, verdanken wir die Kenntniß einer Ausarbeitung über die preußische Politik. Es zeigen

sich in derselben sehr klare für einen neunzehnjährigen Jüngling bewunderungswürdige Anschauungen. Natzmer, dem er die Schrift übergab, hatte nichts Eiligeres zu thun, als dieselbe dem Grafen Seckendorf mitzutheilen, der natürlich sofort eine Abschrift an Prinz Eugen sendete. Er schreibt dabei [1]): „— — Die Piece Nr. VI. ist ein Schriftwechsel vom Kronprinzen, so er mit dem jungen Natzmer, welchen Ew. Durchlaucht kennen, in Küstrin hält. Nach meinem geringen Verstande sind die Folgen von dem Raisonnement nicht in guter Ordnung, allein man erkennt doch daraus dieses jungen Herren Genie, und daß er tacite des Herrn Vaters Conduite taxirt. — —"

Der Aufsatz beschäftigt sich mit dem Beweise, daß Preußen durch seine geographisch ungünstige Lage darauf hingewiesen sei, das schwedische Pommern und das polnische Preußen zu erwerben, um die Verbindung zwischen den zerrissenen Landestheilen herzustellen. Man kann nur unter dieser Bedingung die Polen in Zaum halten und ihnen Gesetze vorschreiben, weil man ihre Handelswege, die Weichsel und den Pregel beherrscht. Im Westen ist das Recht auf die Jülich Bergsche Erbschaft geltend zu machen. Wenn, wie man erwarten darf, binnen Kurzem der Stamm der Mecklenburger Fürsten erlischt, muß man von dem Gebiete derselben ohne Weiteres

[1]) Förster III. p. 17.

und auf diese Weise stets von Eroberung zu Eroberung schreiten, denn wer nicht vorwärts geht, geht zurück. Verfährt man nach diesem Principe, so kann der König von Preußen eine große Rolle in Europa spielen, braucht keinen Feind zu fürchten, sondern hat nach den Vorschriften der Gerechtigkeit selbst zu bestimmen, ob er Krieg oder Frieden haben will. Möge Preußen sich aus seiner Erniedrigung aufrichten. Dann wird im deutschen Reiche und in ganz Europa die protestantische Religion das Haupt erheben, als Zufluchtsstätte für alle Bedrängten, als Schutz der Armen, Wittwen und Waisen, zum Schrecken der Bösgesinnten. Sollte aber jemals, was Gott verhüte, Laster und Ungerechtigkeit, Parteilichkeit und Lauigkeit im Glauben den Sieg über die Tugend davontragen, dann wünsche ich, daß der Staat noch schneller zu Grunde gehe, als er sich erhoben hat! — —

Mit allen diesen weitaussehenden Zukunftsplänen mußte aber der arme Prinz sich bis zum August 1731 innerhalb der Festungsmauern von Küstrin im engen Zirkel umherdrehen.

Grumbkow, dem er sich genähert hatte, und der den König besser kannte und mehr zu beeinflussen verstand als irgend Jemand, hatte richtig vorausgesagt, daß es nicht eher anders werden würde, als bis es zu einer persönlichen Zusammenkunft zwischen Vater und Sohn gekommen wäre. Dahin brachte man es denn zuletzt.

Der König kündigte an, daß er sich am 15. August nach Küstrin begeben wolle. Auf hundert Schritt würde er dem Prinzen ansehen, ob eine wirkliche Sinnesänderung in ihm vorgegangen wäre, oder ob er sich verstellte. Der Prinz sollte ihm nicht entgegenkommen. Er würde ihn schon rufen lassen. So geschah es denn [1]). Von Rohwedel und Natzmer geführt, erschien Friedrich in dem Zimmer, wo sein Vater ihn erwartete. Wie Grumbkow ihm vorher ausführlich angedeutet hatte, warf er sich dem Könige zu Füßen, der ihm in strengen Worten alle seine Sünden vorhielt. Namentlich auch die gemachten Schulden. Schuldenmachen wäre so gut wie Stehlen. Dann stellte er ihm vor, was sein Fluchtversuch im Falle des Gelingens für Folgen gehabt hätte. „Eure Mutter würde in das größte Unglück gerathen sein, Eure Schwester hätte ich lebenslang an einen Ort gesetzet, wo sie weder Sonne noch Mond beschienen hätte.“ Das scheint den Kronprinzen wirklich ergriffen zu haben. Er warf sich nochmals dem Könige zu Füßen und bat, ihn auf die härtesten Proben zu stellen. Darauf fragte der König: „Hast Du Katten verführt, oder hat Katte Dich verführt?“ worauf der Kronprinz ohne Häsitiren antwortete: „Ich habe ihn verführt.“ Der König erwiderte: „Es ist mir lieb, daß Ihr endlich die Wahr-

---

1) Die ausführliche Erzählung der Zusammenkunft, die Grumbkow für den Wiener Hof aufschrieb, bei Förster. l. c. p. 50.

heit sagt." Nun folgten neue sehr heftige Ermahnungen, dann ein scharfes Examen über Glaubensfragen, namentlich über die Prädestination. Nachdem das alles zur Zufriedenheit ausgefallen, nahm der gestrenge Vater einen milderen Ton an. Er versprach das Vergangene in Hoffnung auf besseres Betragen gänzlich zu vergeben, welches der Kronprinz mit größter Gemüthsbewegung annahm, des Königs Füße küßte und viele Thränen vergoß. Zuletzt umarmte ihn der Vater, „und da Seine königliche Majestät sich in den Wagen setzte, küßte der Kronprinz S. K. M. in présence vieler hundert Menschen die Füße, und Sr. M. umarmten ihn nochmals und sagten, daß, weil Sie glaubten, daß seine Treue aufrichtig wäre, wollten Sie nun auch weiter für ihn sorgen, welches denn in den Kronprinzen solche Freude setzte, die man mit keiner Feder exprimiren kann; worauf Sr. K. M. wegfuhren. — —"

Dem Kronprinzen war es vollster Ernst mit dem Vorsatze, nunmehr auf jede Weise sich des Vaters Gunst zu erwerben. „Die letzte Zusammenkunft," sagte er zu Hille, „habe ihn überzeugt, daß der König ihn wirklich liebe, und wenn sich nicht der Teufel in Person hineinmische, so solle der Frieden auf immer Bestand haben." Grumbkow gab sehr ausführliche Verhaltungsregeln über Alles, was zu thun und zu lassen sei, um die so schwer wiedererworbene Gunst nicht zu verscherzen.

Länger als eine Woche blieb der Prinz in Ungewiß-

heit darüber, welche Erleichterung seiner Gefangenschaft er in Folge der Zusammenkunft vom 15. August zu erwarten hätte. Als Vorbote stellten sich ein von Berlin abgeschickter Schneider und ein Schuhmacher ein, welche zu neuen Kleidern und Stiefeln Maß nehmen sollten. Denselben hatte der König so große Eile eingeschärft, daß man den Kronprinzen deshalb in der Nacht wecken mußte. Am 21. endlich gelangte die neue Instruction an Wolden und Hille [1]). Dieselbe bestimmte dem Wesen nach Folgendes: Vor allen Dingen soll aus Dankbarkeit, daß Gott das böse Herz des Sohnes auf Christi Fußtapfen zurückgebracht, mit dem Beten, Singen und Bibellesen Morgens und Abends continuiret werden. Der Prinz soll nunmehr den Rang und die Rechte eines wirklichen Rathes bei der Domainenkammer einnehmen, neben dem Präsidenten sitzen und mit demselben zugleich die wichtigeren Sachen unterzeichnen. Er soll, aber stets nach vorher ertheilter königlicher Erlaubniß und in Begleitung eines Domainenrathes, sechs bestimmte Aemter des Küstriner Bezirkes bereisen und die Wirthschaft nunmehr praktisch erlernen. Man muß ihm den Unterschied zwischen guter und schlechter Wirthschaft begreiflich machen, auch ihn über Viehzucht und Brauwesen unterrichten. Er muß angeleitet werden, nach Allem selbst zu fragen. Diese Bereisungen sollen zu

---

[1]) Bei Förster I. 387.

keinen Schmausereien Anlaß geben, sondern der Amtmann muß für fünf Personen anrichten lassen, und vor jede Person 8 Groschen mit Bier und alles bezahlt werden. Der Prinz darf bei solchen Gelegenheiten auf die Jagd gehen und Hirsche, Rehe, Hühner und Hasen schießen. Er darf niemals des Nachts ohne Permission außerhalb Küstrins schlafen. In die Kammersitzungen braucht er nur dreimal wöchentlich Vormittags zu gehen. Der Nachmittag aber soll vor Ihn sein zu reiten und fahren, zu dem Ende S. K. M. ihm Pferde und Wagen schicken werden. Er darf niemals allein sein, auch mit Niemand allein sprechen. Seine Begleiter sollen davor responsable sein, daß er bei kein Mädchen oder Frauens-Mensche kommt. Er darf nur an den König und die Königin Briefe schreiben und versiegelt abschicken. Zu jeder Mahlzeit darf er zwei Gäste bitten und alle Wochen zweimal zu Gaste gehen. Es darf aber kein Frauenzimmer dabei sein, sondern nur Mannspersonen. Französische und deutsche weltliche Bücher und Musik bleibt nach wie vor scharf verboten. Er soll sich gewöhnen, selbst etwas zu thun, als das Gewehr zu laden, zu putzen und dergl., und nicht alles durch andere Leute verrichten lassen. Er muß gut Haushalten lernen und mit seinem Etat auskommen. Auf seine Leute und Pferde, Sattel und Zeug soll er selbst Achtung geben und dahin sehen, daß Alles in gutem Stande bleibt.

Wurde es schon mit der ersten strengen Instruction

des Königs nicht allzu scharf genommen, so war man natürlich jetzt noch nachsichtiger. Auch sprach den Prinzen die Bereisung der Aemter an. Er berichtete mit vielem Verständniß darüber an den König, der auch oft die gemachten Verbesserungsvorschläge genehmigte und das dazu erforderliche Geld anwies. Nach Grumbkow's Rath gab der Prinz in seinen Briefen allezeit große Vorliebe und Verehrung für den Soldatenstand und Freude an der Jagd zu erkennen. Der König aber zeigte in seinen Antworten nicht, daß er davon Notiz nähme.

Am 22. September schreibt der Kronprinz [1]): Major Röder ist hier auch durchpassirt. — — Er hat einen schönen Kerl vor meines allergnädigsten Vaters Regiment, welchen ich nicht ohne blutigen Herzen habe ansehen können. Ich versehe mich von meines allergnädigsten Vaters Gnade, er werde es mit mir gut machen, ich verlange auch nichts und kein Glück in der Welt, als was von Ihnen kömmt und hoffe, Sie werden

---

[1]) Leider besitzen wir von dem Briefwechsel zwischen Vater und Sohn aus dem Jahre 1731 noch keine correcte Ausgabe. Förster hat die Orthographie und auch die Worte vielfach geändert. — Aus der Zeit von 1732 bis 1739 finden sich dagegen 156 Briefe diplomatisch genau abgedruckt in der 1838 ohne Namen erschienenen Schrift: Friedrich des Gr. Briefe an seinen Vater. Berlin bei Mittler.

Sich wohl mal meiner in Gnaden erinnern und mir wieder den blauen Rock anziehen.

Jener oben erwähnte Schneider nämlich hatte dem Prinzen zu Civilkleidern Maß genommen. Der König konnte es lange nicht vergessen, daß Friedrich die ihm unbequeme Uniform seinen Sterbekittel genannt hatte. Diese Lästerung wurde ihm nicht nur oft vorgeworfen, sondern auch im Tabakscollegium lebhaft beklagt.

Unter solchen Umständen war das Ende der über den Prinzen verhängten Verbannung nicht abzusehen. Im November aber zeigte sich eine Veranlassung, den König nochmals dringend um Begnadigung zu bitten. Es war dem gestrengen Herrn endlich gelungen, seine älteste Tochter durch fortgesetzte rauhe Begegnung und oft wiederholte körperliche Mißhandlungen dahin zu bringen, daß sie sich bereit erklärte, die Bewerbungen des Erbprinzen von Baireuth anzunehmen. Freilich zog sie sich dadurch den größten Unwillen ihrer Mutter zu, welche noch immer die Hoffnung auf eine englische Verbindung hartnäckig festhielt. Der Zorn des Vaters hatte aber so entsetzliche Folgen für die arme gequälte Prinzessin, daß fernerer Widerstand unmöglich wurde. Den Ausschlag gab es, daß der König die Begnadigung des Kronprinzen von ihrem Gehorsam abhängig machte [1]). Da willigte sie ein. Friedrich Wilhelm,

---

1) Die förmliche Verlobung hatte zwar schon im Juni statt-

ebenso unbändig bei den Aeußerungen seiner Freude wie in den Anfällen der Wuth, umarmte die Tochter weinend und schluchzend. Er versprach ihr goldene Berge, die freilich später gar sehr zusammenschrumpften. Doch genehmigte er, daß der Kronprinz zur Hochzeit nach Berlin kommen dürfte. Das war so ziemlich der einzige Lichtblick bei der sonst höchst trübseligen Vermählungsfeier. Zwar hatte der König mit ungewohnter Freigebigkeit Alles aufgeboten, um das Fest glänzend zu machen. Eine Menge fremder Fürstlichkeiten waren geladen, es fehlte weder an Paraden noch an Schmausereien. Die Braut aber war durch Alles, was sie vorher erduldet, so schwach, daß sie sich kaum aufrecht erhalten konnte. Persönlichen Widerwillen gegen ihren Verlobten hatte sie niemals empfunden. Schon im Juni, als er ihr zum ersten Male vorgestellt wurde, benahm er sich mit rücksichtsvoller Bescheidenheit, so daß von dieser Seite nicht viel zu wünschen blieb. Die Königin indessen war unverständig genug, sich in das Unabänderliche nicht finden zu wollen. Sie behandelte den armen Prinzen mit dem ganzen Hochmuth der Hannoveraner und machte der Tochter bemerklich, sie werde nun jährlich grade so viel Einkommen

---

gefunden, allein die fortgesetzten Intriguen der Königin machten es zweifelhaft, ob es dessenungeachtet zur Vollziehung der Heirath kommen würde.

haben, wie ihre erste Kammerfrau erhalten hätte, wenn die englische Heirath zu Stande gekommen wäre.

Der Tag der Vermählung war nun auf den 20. November festgesetzt, die Festlichkeiten aber sollten noch mehrere Tage nachher fortdauern. Mit größter Ungeduld erwartete man in Küstrin, ob der Kronprinz eingeladen würde. Als dies am 10. November noch nicht geschehen war, schrieb Hille an den König: „Bis dato hat sich der Kronprinz flattiret, daß er gegen das bevorstehende Beilager die Gnade haben würde, sich zu Ew. Maj. Füßen zu werfen. Da er aber siehet, daß man ihn vergessen wird, als nimmt er solches vor Zeichen höchster Ungnade an, — — — jedoch unterwirft er sich mit blindem Gehorsam Ew. Maj. Willen und Befehle.“

Da gestattete der König, daß der Kronprinz am 23. November, also drei Tage nach der Trauung, nach Berlin kommen dürfte. Das geschah denn auch. Mit außerordentlichem Pomp wurden das Brautpaar und die fremden Gäste bewirthet, unter denen sich auch eine Tochter des Großen Kurfürsten befand [1]), die jetzt als Wittwe ihren dritten Gemahl, den Herzog von Sachsen-Meiningen, verloren hatte.

Erst am 3. Tage der Feierlichkeit wurde der Kron-

---

[1]) Sie war vorher an den Herzog von Kurland vermählt gewesen. Ihr Sohn aus dieser Ehe war es, der am Berliner Hofe erzogen, von dem kleinen Friedrich Wilhelm gemißhandelt wurde.

prinz nach Berlin befohlen, wo er Abends 7 Uhr den 23. November eintraf, als der Ball in den großen strahlend erleuchteten Sälen des Schlosses bereits begonnen hatte. Niemand als der König kannte die Stunde seiner Ankunft. Die in einen unscheinbaren hechtgrauen Rock mit schmalen silbernen Tressen gekleidete Gestalt des Kronprinzen mischte sich geräuschlos unter eine Schaar von Dienern in der Nähe der Thür. Niemand erkannte den Prinzen. Er war gewachsen und stärker geworden, seine früherhin etwas gezierten Manieren „à la marquis“ hatten einem gesetzteren Wesen Platz gemacht. Die Prinzessin Wilhelmine wurde mitten im Tanz durch Grumbkow von der Anwesenheit ihres Bruders benachrichtigt. Auch da noch suchte sie ihn vergebens mit den Augen, bis man sie in seine Nähe führte. Laut schluchzend stürzte sie auf ihn zu, der Prinz aber, eingedenk der von Grumbkow empfangenen Warnungen, verhielt sich ziemlich kühl. Ein fatales Gemisch von verletztem Stolz und Verlegenheit über seine ungewöhnte Lage mochte ihm die freie Aeußerung dessen, was er empfand, unmöglich machen. Der König trat hinzu. Er war befremdet über die geringe Zärtlichkeit, welche Friedrich seiner Schwester erwies, die so viel um seinetwegen erduldet. Dann führte er ihn zur Mutter mit den Worten: „Sehen Sie, Madame, da ist nun der Fritz wieder.“ Die Königin, die am Spieltisch saß, warf die Karten

von sich und umarmte weinend vor Freude ihren ältesten wiedergefundenen Sohn.

Der König war in der heitersten Laune. Die beiden widerspänstigen Kinder hatte er vollständig zur Unterwerfung gebracht. Die englischen Intriguen, die ihm so manche schlaflose Nacht gekostet, konnten seine Ruhe nicht mehr stören. Er durfte nun hoffen, den Rest seines Lebens in Frieden nach außen und nach innen zu genießen. Alle Welt sollte an diesem Glück Seiner Majestät Theil nehmen. Ganz gegen seine sonstige Gewohnheit befahl er die Hoffeste zu verlängern. Zum 26. November wurde ein zweiter großer Hofball angesagt. Die Berliner Bürger, welche stumme Zeugen der traurigen Zerwürfnisse in der königlichen Familie gewesen, sollten nun mit eigenen Augen die wiederhergestellte Eintracht ansehen. Deshalb ergingen Einladungen „an viele Kriegs- und Hofräthe, mehrere Kaufleute und andere honette Personen bürgerlichen Standes nebst dero Eheliebsten. Sie durften sich an diesem Abende auf dem Schlosse mit Tanzen vergnügen und wurden mit Speisen und Trank bewirthet.“ Am folgenden Tage[1]) verfügten sich unter Vortritt des Fürsten Leopold von Dessau die sämmtlichen in Berlin anwesenden Generale und Obristen zum Könige und baten, Sr. königliche Hoheit den Kronprinzen wieder

[1]) Förster I. 392.

in die Armee eintreten zu lassen. Als Zeichen der Gewährung erlaubte der versöhnte Vater seinem Sohn am 30. November beim Diner des Grafen Seckendorf in Uniform zu erscheinen. Doch mußte derselbe schon am 4. December wieder nach Küstrin zurückgehen, um die Arbeiten bei der Domainenkammer daselbst fortzusetzen. Das geschah jetzt mit leichtem Herzen. Die Versöhnung war aufrichtig. Ein voll Freude und Dankbarkeit an ihn gerichtetes Schreiben des Prinzen vom 8. December beantwortete der König am 11. dahin: „— — Ich habe das Vertrauen zu Euch, Ihr werdet dergestalt beständig continuiren und Euch lediglich auf Mich verlassen. Alsdann könnt Ihr gewiß persuadirt sein, daß Ihr einen Vater habt, der Euch herzlich liebt, und beständig lieben, auch vor Euch auf alle Art und Weise sorgen wird."

Der Kronprinz blieb dem von ihm geleisteten Eide bis zu seiner Thronbesteigung getreu. Auf alle Weise suchte er dem Willen des Vaters nachzuleben und jeden Anlaß zu neuen Zerwürfnissen fern zu halten. Mit Eifer setzte er die Bereisung der Aemter fort, kümmerte sich auf's Genaueste um die Bewirthschaftung der Landgüter und machte so praktische Vorschläge zu Verbesserungen, namentlich auch zu zweckmäßigerer Einrichtung der bäuerlichen Lasten, daß er von dem gestrengen Vater großes und aufrichtiges Lob dafür erntete. Ueberhaupt wurde der Briefwechsel zwischen Vater und Sohn

allmählich ganz freundschaftlich, obgleich die an den König gerichteten Schreiben sich, um keinen Anstoß zu erregen, in den allerunterthänigsten respectvollsten Formen bewegen mußten, welche aber in Anbetracht des damaligen Curialstils heutzutage viel devoter klingen, als sie im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts gemeint und auch verstanden wurden. Eine sehr kluge Maßregel war es, daß der Prinz, obgleich die Mittel zu seinem Haushalte ihm noch immer auf's Knappste zugemessen waren, es dennoch von Zeit zu Zeit ermöglichte, ein kleines Geschenk in die königliche Küche nach Berlin gelangen zu lassen, wofür Friedrich Wilhelm, wie wir wissen, ganz besonders empfänglich war. Für einen am 26. Januar 1732 übersandten Braten, welcher in des Königs Auge sicherlich doppelten Werth hatte, weil der Prinz denselben nicht bezahlt, sondern aus Wollup, wo geschlachtet worden, geschenkt erhalten, bedankt sich der Monarch gleich am 28. mit herzlichen Worten und verspricht seinen Sohn „so zu setzen, daß er content zu sein Ursache haben soll." Er giebt ihm bei einer Unpäßlichkeit diätetische Rathschläge, empfiehlt ihm, sich an das Bier, statt an den theuren Wein zu gewöhnen u. s. w.

Während der Prinz diese Rathschläge mit ehrbarstem unterthänigstem Danke hinnahm, hatte sein Herz eine Beschäftigung gefunden, welche ihm die Zeit, die er noch in Küstrin zubringen sollte, sehr angenehm verkürzte.

Das traf seltsamer Weise grade in dieselbe Zeit, wo der König sehr ernsthaft daran ging, dem Sohne eine Gemahlin zu geben. Seckendorf war, wie überall, so auch hier durch seine Spione von Allem in Kenntniß gesetzt. Er wußte, daß der Kronprinz mit der Frau des Obristen v. Wreech, geb. v. Schöning, sich in eine sehr „starke amour" eingelassen, daß ihm darüber alles andere, selbst die Heirathspläne, die der Vater für ihn entwarf, gleichgültig wurden. Der König war von dem Treiben des Prinzen ebenfalls durch seine Spione unterrichtet, aber er hielt es für's Beste, ein Auge zuzudrücken. Ja er scherzte sogar in der Weinlaune über diese Liebschaft[1]). Das war jedenfalls das Klügste. Zu einem neuen Zerwürfniß in der Familie wollte er es nicht kommen lassen, und doch stand zu befürchten, daß der Prinz sich nicht ohne Widerstreben eine Gattin nach des Vaters Wahl zuführen ließe.

Mit dieser Wahl sah es übrigens nicht viel besser aus, als mit allen diplomatischen Maßnahmen Friedrich Wilhelm's. Er glaubte selbstständig zu han-

---

[1]) Grumbkow an Seckendorf bei Förster, Fr. W. III. p. 112. Man glaubte allgemein, daß die Mai 1732 geborne Tochter der Wreech den Prinzen zum Vater habe. Friedrich selbst erklärt das in einem Briefe an Grumbkow für niederträchtige Verleumdung, Förster III. 174. Indessen wohl mit der Absicht, daß das dem Könige wieder gesagt würde.

deln, während er doch nur ein willenloses Werkzeug in den Händen der österreichischen Partei war.

Wohl hat Friedrich der Große Recht, wenn er sagt[1]): Aus Gefälligkeit gegen den Wiener Hof verheirathete der König seinen ältesten Sohn mit einer Prinzessin von Braunschweig-Bevern, Schwestertochter der Kaiserin. Anfangs Februar 1732 war es gelungen, diesen Entschluß des Königs unabänderlich herbeizuführen.

Zum Verständniß der Sachlage muß man sich erinnern, daß grade in damaliger Zeit Friedrich Wilhelm's Liebe und Verehrung für seinen Kaiser sich zu einer fast leidenschaftlichen Höhe gesteigert hatte. Seit dem October 1731 ging er mit dem Plane um, eine persönliche Zusammenkunft mit Karl VI. herbeizuführen, um, wie er hoffte, auf diesem Wege alle Mißverständnisse zu beseitigen, welche durch übelwollende Diener zwischen ihm und dem Reichsoberhaupte entstanden wären. Wir sahen, wie es fast drei Vierteljahre dauerte, bis der Widerwille des Kaisers gegen diese Zusammenkunft überwunden wurde und die Reise nach Kladrup im Juli 1732 angetreten werden konnte. In die Mitte dieses Zeitraums fällt der Brief Friedrich Wilhelm's vom 4. Februar, durch welchen er

---

[1]) Memoires de Brandenbourg IV. p. 47.

seinem Sohne die getroffene Wahl der Braut anzeigt [1]). Er schreibt: „Mein lieber Sohn Fritz, Es freuet mir sehr, daß Ihr keine Arzenei mehr brauchet, Ihr müßt Euch noch etliche Tage schonen vor die große Kälte, denn ich und alle Menschen schrecklich von Flüssen incommodiret sein, also nehmet Euch hübsch in Acht. Ihr wißt, mein Sohn, daß wenn meine Kinder gehorsam seind, ich sie sehr lieb habe, so wie Ihr zu Berlin gewesen, ich Euch alles von Herzen vergeben habe, und von die Berliner Zeit, daß ich Euch nicht gesehen, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein, und Euch zu etabliren, sowohl bei die Armee, als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter und Euch suchen bei meinem Leben noch zu verheirathen. Ihr könnt wohl denken, daß ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andre, soviel als möglich ist, habe examiniren lassen, und was sie vor Conduite und Education, da sich denn die Prinzessin, die älteste von Bevern, gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen, so müssen die Frauen sein. Ihr sollt mir cito Euer sentiment schreiben. — — Das Gouvernementshaus [2]) werde lassen zurechtbauen und alles meubliren, und Euch soviel geben, daß Ihr allein wirthschaften könnt und will Euch bei der Armee

---

[1]) Förster III. p. 77.

[2]) Das ehemalige Palais Friedrich Wilhelm's III., welches jetzt der Kronprinz bewohnt.

im April commandiren. Die Prinzessin ist nit häßlich, auch nit schön. Ihr sollt keinem Menschen was davon sagen, wohl aber der Mama schreiben, daß ich Euch geschrieben habe, und wenn Ihr einen Sohn haben werdet, da will ich Euch lassen reisen, die Hochzeit aber vor zukommendem Winter nicht sein kann, indessen werde sehen Gelegenheit zu machen, daß Ihr Euch etliche Mal sehet in alle honneur, damit Ihr sie noch lernet kennen. Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch und dieses ist alles, auch comportable sowohl mit Euch als mit den Schwiegerältern. Gott gebe seinen Segen dazu, und segne Euch und Eure Nachfolgers — —. P. S. Wenn der Herzog von Lothringen herkommt, so werde ich Dich kommen lassen. Ich glaube Deine Braut wird hier kommen, Adieu, Gott sei mit Euch."

Das war deutlich gesprochen, und der Kronprinz wußte sehr wohl, daß nach Allem, was vorangegangen war, er sich zu fügen hatte. Er schrieb deshalb einen unterwürfigen Brief „in submissesten Terminis," in welchem er allen Beschlüssen des Königs im Voraus zustimmte [1]).

Wir sind über das, was bei dieser wichtigen Angelegenheit in des Prinzen Seele vorging, sehr genau unterrichtet, seit der Briefwechsel mit Grumbkow in den Seckendorf'schen Papieren aufgefunden und veröffent-

[1]) Seckendorf an Prinz Eugen. Förster III. 158.

licht ist. Grumbkow als kluger Mann begriff sehr wohl, daß nach erfolgter Versöhnung ihm Nichts übrig blieb, als aufrichtig dem Vater und dem Sohne alles das anzurathen, wodurch ein gutes Vernehmen aufrecht erhalten werden konnte. Man prophezeite allgemein dem Könige kein langes Leben, weil derselbe auf seine Gesundheit zu wenig Rücksicht nahm. Wie bald also konnte der schlaue Günstling in die Lage kommen, sein Schicksal aus den Händen des Thronfolgers empfangen zu müssen!

Den ersten Brief des Kronprinzen erhielt Grumbkow in dieser Angelegenheit am 11. Februar, also sechs Tage nachdem die eben mitgetheilte Benachrichtigung des Königs in Küstrin eingetroffen war. Seit dem 6. April kommt auch ein ziemlich lebhafter Verkehr mit Seckendorf in Gang, welcher die Verheirathungspläne im Sinne des Wiener Hofes leitete und bevollmächtigt war, den Prinzen durch wiederholte geheime Unterstützungen aus seinen fortwährenden Geldverlegenheiten zu reißen, um ihn so gewissermassen in den Kreis der von Oesterreich bestochenen Personen mit hineinzuziehen. Sogar die Prinzessin Wilhelmine erhielt 1000 Thaler, damit sie im kaiserlichen Interesse wirke. Auch war das bei der schnell wechselnden Stimmung des Prinzen sehr nöthig. Die ganze, ohne sein Wissen und Willen abgeschlossene Verlobung war ihm äußerst zuwider. Zwar empfand er nach seinem ausdrücklichen Geständnisse

gegen die Person der Braut durchaus nicht den Widerwillen, den er absichtlich zur Schau trug, damit das Opfer, welches er brachte, desto größer erscheine, — aber er hatte sich seine künftige Gattin ganz anders gedacht[1]). Eine schöne, vor allen Dingen eine geistreiche Frau zur Seite zu haben und von ihr den Erben der Krone zu empfangen, war sein Wunsch. Das Bedürfniß nach ehelichem Glück, wie sein Vater es im stärksten Maße empfand, lag nicht im Charakter des Prinzen. Es läßt sich nicht nachweisen, daß er jemals ein weibliches Wesen, im edleren Sinne des Wortes, wahrhaft geliebt hätte. Für seine tieferen geistigen und seelischen Bedürfnisse hat er lebenslang nur im Umgange mit Gelehrten, Dichtern und tüchtigen Kriegsmännern, nicht aber mit Frauen Befriedigung gesucht.

---

[1]) Wilhelmine giebt in ihren Memoiren II. 109 folgende Schilderungen von ihr: Die Prinzessin ist groß gewachsen. Ihre Taille nicht schlank, ihre Haltung hat etwas sehr Ungraziöses. Ihr Teint ist blendend weiß und lieblich roth. Die mattblauen Augen versprechen wenig Geist. Alle Züge sind zart ohne schön zu sein. Das ganze Gesicht macht einen reizend kindlichen Eindruck. Man glaubt den Kopf eines kleinen Mädchens von 12 Jahren zu sehen. Ihr blondes Haar fällt in natürlichen Locken, aber alles, was in dem Gesichte hübsch ist, wird durch die schwarzen, schlechten Zähne entstellt. Zierliche Manieren hat sie ganz und gar nicht. Sie spricht so undeutlich, daß man große Mühe hat sie zu verstehen, was sehr unbequem ist.

Was von seiner Neigung zu der ihm ursprünglich bestimmten, von ihm nie gekannten englischen Prinzessin Amalie gefabelt wird, ist rein aus der Luft gegriffen, wogegen allerdings in dem Herzen der stets unvermählt gebliebenen Prinzessin eine Leidenschaft für den Kronprinzen entstanden war. Als derselbe später im Glanze höchsten Kriegsruhms die Bewunderung der Welt auf sich gezogen, da nährte die Verlassene im Stillen ihre Liebe und trug noch im Tode Friedrich's Bild auf dem Herzen.

Dieser selbst aber spricht über seine bevorstehende Vermählung fortwährend im leichtfertigsten und dabei ärgerlichsten Tone. Zur Probe einige Stellen aus jenem ersten Briefe an Grumbkow vom 11. Februar: „Könnte ich mich der Gnade des Königs versichert halten, so wollte ich gern Alles thun, was in meinen Kräften steht. Aber wenn ich meine Verabredungen mit dem Herzog von Bevern treffe, so werde ich wenigstens darauf dringen, daß das corpus delicti bei ihrer Großmutter [1]) erzogen wird. Ich will lieber Hahnrei werden, oder unter dem Pantoffel einer hochmüthigen Gemahlin stehen, als eine dumme Person heirathen, die mich durch Albernheiten rasend macht, und deren ich mich vor den Leuten schämen muß. Und nun gar eine Betschwester, die gewöhnlich einen ganzen Schwarm

---

[1]) Der Gemahlin Herzogs Ludwig Rudolph von Braunschweig.

von Augenverdrehern hinter sich hat. Wäre es wenigstens möglich, sie reformirt zu machen! — — Sie können sich denken, wie fatal es mir sein muß, den Verliebten bei einer Person zu spielen, die wahrscheinlich häßlich und dumm ist, denn auf Seckendorf's Geschmack will ich mich in diesem Punkte nicht verlassen. Nochmals, man lasse die Prinzessin lieber ein Paar leichtfertige Molière'sche Stücke auswendig lernen, als des seligen Arndt wahres Christenthum. Wenn sie wenigstens Tanzen und Musik lernen wollte. — — Sie soll ja eine Schwester haben, die gesunden Menschenverstand besitzt, warum muß ich grade die älteste nehmen u. s. w." Grumbkow schickte hierauf dem Prinzen eine Schilderung von dem Aeußern der Prinzessin, die er mit Absicht häßlicher darstellte, als sie war, damit der Verlobte, wenn er sie sähe, angenehm überrascht würde. Das hatte aber eine sehr üble Wirkung. — „Glauben Sie," antwortete Friedrich ihm am 19. Februar, „daß ich sehr entzückt durch die Beschreibung bin, die Sie von dem abominablen Gegenstande meiner Liebe entwerfen? — — Der König soll doch bedenken, daß nicht Er es ist, der heirathet, sondern ich. — — Er hatte ja damals versprochen, ich sollte unter einigen Prinzessinnen die Wahl haben. Er wird doch hoffentlich Wort halten. — — Ich bin mein ganzes Leben lang unglücklich gewesen — — vielleicht hätte ein großes Glück mich übermüthig gemacht, damit muß ich mich trösten. — — Ich

habe für eine bloße Verirrung genug gelitten — — im schlimmsten Falle kann ein Pistolenschuß allen Leiden ein Ende machen, und ich glaube nicht, daß der liebe Gott mich deshalb verdammen würde. — —"

Grumbkow, den noch dazu verschiedene in diesen Briefe eingestreute sarkastische Anspielungen auf ihn und seine Familie empfindlich beleidigt hatten, verlor jetzt die Geduld. Er gab dem Prinzen zu bedenken, welche Folgen eine neue Widersetzlichkeit gegen des Königs unbeugsamen Willen haben müßte. Noch wäre es nicht lange her, daß der König im Küstriner Schlosse gesagt: „Nein, Grumbkow, denket an diese Stelle, Gott gebe, daß ich nicht wahr rede, aber mein Sohn stirbt nicht eines natürlichen Todes, und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hände komme."

Er, Grumbkow, wollte mit der ganzen Sache Nichts mehr zu thun haben. „Salomon sagt," fährt er fort, „Ein verständiger Mann siehet das Unglück und verbirget sich, aber ein Narr geht blindlings durch. Ich glaube, daß für mich dreiundfünfzigjährigen Mann die Narrenrolle sich schlecht passen würde u. s. w."

Auch an Wolden schreibt er in größtem Zorn: „Meinetwegen mag der Prinz die Venus in Person heirathen, mir ist das ganz egal. Ich bitte ihn dahin zu bringen, daß er mich ein für alle Mal vergißt."

Friedrich überzeugte sich bald, daß Grumbkow in der Sache nicht so Unrecht hätte. Am 26. Februar kam

der Herzog Franz Stephan von Lothringen, Maria Theresiens Verlobter, nach Berlin. Auch der Herzog von Bevern erschien daselbst, dem hohen Gaste seine Ehrerbietung zu bezeigen. Der König befahl nun, wie er versprochen, dem Prinzen, sich gleichfalls einzufinden, um bei dieser Gelegenheit die ihm bestimmte Braut zu sehen. Das geschah, und in Gegenwart des Vaters hatte er zu fernerer Widersetzlichkeit keinen Muth. Die Verlobung ging in aller Form am 10. März 1732 von Statten. Der König schrieb voller Freuden an Seckendorf, daß er ihm auf gethane Vorhaltungen wegen seines künftigen Benehmens gegen die Braut „sans affectation aus freiem aufrichtigen Herzen geantwortet: Ich habe einmal meine Parole gegeben, ich lasse nit von ihr bis in den Tod — sie wird schon gut werden — — und weil es mein Vater sein Wille ist, ich keinen andern Willen habe, und gehe morgen darauf zum Abendmahl[1])." Im Auftrage der Kaiserin bat Grumbkow die Prinzessin Wilhelmine, Alles aufzubieten, damit zwischen den Verlobten ein gutes Verhältniß Bestand habe. Sie versprach dies[2]) und trug in der That viel zum friedlichen Verlauf dieser traurigen Angelegenheit bei.

Die Prüfungszeit des Kronprinzen war nun zu Ende. Schon am 29. Februar hatte der König ihn

---

[1]) Förster III. 307.

[2]) Memoires de Wilhelmine II. 84.

zum Chef des Golzischen Infanterieregiments mit Anweisung von Ruppin als seiner künftigen Garnison ernannt. Am Tage nach der Verlobung führte er ihn in die Versammlung des General-Directorii ein, wodurch er die Befugniß erhielt, in Vertretung des Königs daselbst zu präsidiren. Doch sollte er in keiner Sache entscheiden, ohne vorher aus den Acten zu sehen, wie der König in ähnlichen Fällen verfuhr. Es war das gewissermaßen eine Beförderung in dem Civildienste, welchen der Kronprinz nach seines Vaters höchst verständiger Anordnung zu seinem und seines Landes Besten vom Auscultator aufwärts durchmachen sollte.

Die Verlobungsfeierlichkeiten dauerten bis in den April hinein. Dann begab sich der Prinz in seine Garnison Neu-Ruppin, welche man aus dem Grunde gewählt hatte, weil die Grafschaft Ruppin seiner zukünftigen Gemahlin in den Ehepacten als Witthum verschrieben war.

Bei dem Abschiede von dem trefflichen Präsidenten von Münchow in Küstrin fragte dieser den Prinzen, wie er dereinst als König seine Feinde, die ihn in das Unglück gebracht, behandeln würde. „Ich werde," lautete die Antwort, „feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln." Danach hat er denn auch gehandelt.

In Ruppin waren zwei Häuser mit einander in Verbindung gesetzt und zur Wohnung für den königlichen Regimentscommandeur eingerichtet. Es beginnt

seit dieser Zeit ein mit vollem Bewußtsein von ihm durchgeführtes Doppelleben des Prinzen. Mit den Regimentskameraden wurde geschmaust, gezecht und mit Rücksicht auf des Vaters Wunsch auf die Jagd gegangen, die dem Kronprinzen selbst wegen ihrer Grausamkeit zuwider war. Es fehlt nicht an Erzählungen von übermüthigen, theilweise im Rausche begangenen Jugendstreichen.

Ein gewisser Hang, sich an der Beschämung und dem Schaden Anderer zu ergötzen, einem Putzsüchtigen die Kleider zu verderben und dergl., zeigt sich schon hier bisweilen.

Von solchen Thorheiten durfte der gestrenge Vater Nichts erfahren. Diesem gegenüber geberdete der Sohn sich wohlweislich, als habe er ausschließlich Sinn und Interesse für die Ordnung und Haltung seines Regiments. Regelmäßig jede Woche, oft noch häufiger, stattete er seine Berichte nach Berlin ab. Auch sorgte er in der That mit dem größten Eifer dafür, daß seine Soldaten den bestexercierten in der Armee Nichts nachgäben. Er schickte von Zeit zu Zeit einen Officier nach Potsdam, welcher alle vom Könige und dem Fürsten von Dessau eingeführten kleinen Neuerungen sogleich berichten mußte, damit bei der Revue alles und jedes lobenswürdig befunden würde.

Statt der goldenen Treffen des Regiments erbat er sich silberne, die ihm besser gefielen. Der König be=

willigte das mit Freuden, als Zeichen für das Interesse, welches der Prinz auch den kleinen zum Dienst gehörigen Dingen widmete, denn in dieser Beziehung traute er ihm immer noch nicht viel zu.

Daß eine Hauptsorge darauf ging, lange Rekruten für das Regiment zu erwerben, versteht sich von selbst. Die Summen, welche Friedrich zu diesem Zwecke aufwendete, überstiegen seine Mittel, wo dann Seckendorf mit österreichischen Hilfsgeldern stets bereitwillig zur Hand war. Das Geld figurirte in seinen Briefen als „das bewußte Buch“ oder das „Notenheft.“ Der Prinz dankte für den Empfang und bat sich zuweilen recht bald den zweiten Theil des interessanten Werkes aus.

Bei der Anwerbung großgewachsener Leute ging er ganz auf des Vaters Geist und Sinn ein. Er meldete, daß ein mecklenburgischer sechsfüßiger Schäfer seine Heerde oft so nahe an die preußische Grenze treibe, daß man seiner gelegentlich habhaft werden könne. Der König billigte das und befahl nur dafür zu sorgen, daß es ohne Aufsehn geschehe. Ein andermal bittet der Kronprinz um den Orden de la génerosité für einen Edelmann, der einen zehnzölligen Rekruten besorgt hat. Auch diese wohlverdiente Auszeichnung wird bewilligt.

Seiner Braut erwähnt Friedrich sehr selten, und dann in kalter gemessener Weise. So rückte die Zeit der Vermählung heran, welche im Juni 1733 auf dem herzoglichen Lustschlosse Salzdalum gefeiert werden

sollte. Wir haben oben gesehen, wie der kaiserliche Hof seiner veränderten politischen Verhältnisse wegen die Frechheit hatte, noch am Tage vor der Trauung vom Könige zu verlangen, daß er die Heirath rückgängig machen und von Neuem mit England wegen einer Verbindung seiner Kinder mit den Söhnen und Töchtern Georg's II. unterhandeln sollte. Wir erfuhren auch, wie der König die unerhörte Zumuthung mit gerechtem Unwillen von sich wies. Allerdings wär es für die Verlobten selbst kein Unglück gewesen, wenn diese österreichischen Intriguen Erfolg gehabt hätten; allein für Preußens geschichtliche Entwickelung darf man es als ein Glück betrachten, daß der damals noch nicht zur vollen Selbstständigkeit erwachsene Staat nicht in Beziehungen trat, welche leicht eine dauernde Abhängigkeit von dem mächtigen England zur Folge gehabt hätten.

Das Vermählungsfest, welches am 12. Juni zu Salzdalum begangen wurde, blieb trotz alles dabei entfalteten Pompes doch ein gar trübseliges. Auch die Rede, mit welcher der berühmte Abt Mosheim das junge Paar einsegnete, klang kalt und langweilig. Die Königin von Preußen konnte den Groll gegen ihre Schwiegertochter nicht überwinden, die nun als unübersteigliches Hinderniß zwischen sie und die im Geheimen noch immer genährten englischen Heirathspläne getreten war. Der Kronprinz selbst behandelte seine junge Gemahlin unfreundlich und zeigte großen Aerger, als

dieselbe auch der geliebten Prinzessin Wilhelmine gegenüber ihre Schüchternheit nicht überwinden und sich zu einer herzlichen Begrüßung ermannen konnte.

Am 16. Juni reisten die Majestäten nach Berlin zurück. Das kronprinzliche Paar folgte einige Tage nachher und traf am 26. Abends in Charlottenburg ein, von wo aus am 27. der feierliche Einzug in die Residenz statt fand. Sie nahmen in dem bereits fertig hergerichteten Palais, dem Zeughause gegenüber, ihre Wohnung. Bald fühlte man von allen Seiten, daß diese neue Heimath dem königlichen Schlosse zu nahe lag. Glücklicher Weise begriff das auch der König selbst. Da war es für das zwischen Vater und Sohn noch immer nicht ganz klare Verhältniß sehr heilsam, daß der König, obgleich ungern, dem Prinzen auf dessen dringendes Bitten die Erlaubniß ertheilte, 1734 den Feldzug am Rhein als Freiwilliger mitzumachen und die Regimenter zu begleiten, welche Friedrich Wilhelm in Folge der gegen den Kaiser übernommenen Verpflichtungen in Eugen's Lager sandte, wohin, wie wir wissen, auch Friedrich Wilhelm I. sich in Person begeben hatte. Diese Erlaubniß zu erhalten, sagt er, hat mir mehr Mühe gekostet, als dem Prinzen Eugen der ganze Feldzug [1]).

[1]) Oeuvres XVI. p. 134. Es ist hier, wie immer, die große preuß'sche Ausgabe der Werke des König's Berlin 1846—51 gemeint.

Allerdings war die Unternehmung erfolglos. Der greise Türkenbezwinger wollte sich aus seiner wohlgewählten Stellung am Neckar nicht verdrängen lassen und sah ruhig mit an, wie die hochwichtige Festung Philippsburg von den Franzosen erobert wurde. Friedrich studirte mit großem Eifer die Einrichtungen der österreichischen Armee und erwarb sich durch das kriegerische Talent, welches seine Fragen und Bemerkungen zeigten, die Achtung und Liebe des großen Feldherrn. Das Heer desselben aber flößte ihm keinen sonderlichen Respect ein. Eugen schien in seinen alten Tagen die pedantische Exerciermethode Friedrich Wilhelm's I. einführen zu wollen. Am 17. August 1734 schreibt der Kronprinz an den Lieutenant v. Gröben nach Ruppin: „— — hier ist der **exssertzier Teuvel** auch in die Kaiserlichen gefahren den der **Pr. Eugen exssertzieret** nuhn **erger** wie wihr er ist öfters 3 stunden selber dabei, und **Fluchen** die Kaißerlichen so viel auf uns das es graußam ist — —" und an Camas: „Dieser Feldzug ist eine Schule, wo man aus der Unordnung und Confusion, die in der kaiserlichen Armee herrscht, viel lernen kann."

Der König kehrte schon Mitte August nach Hause zurück. Der Kronprinz blieb bis Ende September und traf am 12. October wieder in Potsdam ein.

Sehr gern hätte er auch 1735 den wieder beginnenden Feindseligkeiten beigewohnt, allein der König schlug

seine dringenden Bitten ab, weil „die jetzigen Umstände, wie ich Mich befinde“ (er litt an der schweren Krankheit, von der oben Erwähnung geschehen) „und die Situation der publiquen affairen, die gewiß in einer ganz besonderen crisi stehen, wollen es nach den Regeln der Klugheit nicht permittiren, welches Ihr selbst mit der Zeit erkennen werdet.“ Nochmals bat der Prinz und stellte vor, daß es ihm ewig zur Schande gereichen würde, wenn dort wichtige Dinge vorgingen, und er nicht dabei wäre. „Die ganze Welt weiß, daß ich vom Soldaten Profession mache, und dar hier Gelegenheit wäre, was rechtes zu lernen, so bleibe ich zu Hause!“ Umsonst. Als einigen Ersatz ertheilte der König dem Kronprinzen Erlaubniß, die Provinz Preußen auf 5—6 Wochen zu bereisen. „Das ist ein wenig anständiger als Sibirien,“ schreibt er an seine Schwester nach Baireuth, „aber nicht viel.“ Auf dieser Tour sollte er sich von dem Zustande der Regimenter und dem Verfahren der Civilbehörden überzeugen, ein Auftrag, dem er sich mit soviel Eifer und Umsicht unterzog, und so zweckmäßige Vorschläge zu Verbesserungen machte, daß der König dieselben fast stets genehmigte und seine volle Zufriedenheit bezeigte [1]).

Schon vorher hatte Friedrich einen Beweis von seines

---

[1]) Chasot von Kurd von Schlözer. Berlin 1856. p. 17—27.

Vaters ganz besonderer Gnade erhalten. Der König hatte erfahren, daß dem Kronprinzen das in der Nähe von Ruppin gelegene Rittergut Rheinsberg sehr wohl gefiel. Dasselbe war vor etwa 60 Jahren als heimgefallenes Lehen der Familie du Hamel verliehen, später einem Hofrath Béville verkauft worden, dessen Sohn es damals besaß. Von diesem erwarb es der König und schenkte es im November 1733 seinem Sohne, dem er bald nachher auch ein anderes daran grenzendes Béville'sches Gut dazu kaufte [1]). Friedrich ließ das alte Schloß daselbst zuerst durch den Baudirector Kemmeter, später durch seinen kunstsinnigen Freund, den Baron Knobelsdorf, ausbauen und einrichten. Im Jahre 1736 konnte dieser neue Wohnsitz bezogen werden. Der König kam mit seiner Gemahlin selbst zu dem Einweihungsfeste und gerieth dabei glücklicher Weise in so gute Laune, daß er nicht nur das bisherige, 6000 Thaler betragende Einkommen des Prinzen um 12,000 Thaler erhöhte, sondern auch in Folge einer von Grumbkow geschickt hingeworfenen Bemerkung 40,000 Thaler Schulden für seinen Sohn bezahlte.

---

[1]) (Hennert) Beschreibung des Lustschlosses und Rheinsberg. Berlin 1778.

Zwanzigstes Kapitel.

Der Kronprinz in Rheinsberg.

Hier auf eignem Grund und Boden verlebte Friedrich mit seiner Gemahlin vier glückliche Jahre bis zu seiner Thronbesteigung. Jenes Doppelleben, auf welches wir vorher hindeuteten, führte der Prinz hier wo möglich mit noch festerem Willen und stärkerem Bewußtsein weiter. Seine wöchentlichen Berichte an den Vater lauten fortwährend noch grade so wie in Ruppin, nur die beigefügten Geschenke werden häufiger und reichlicher. Hat man einen dieser Briefe gelesen, so hat man sie alle gelesen. Als Probe des Styls und der Orthographie diene folgendes Schreiben vom 5. Mai 1737:

Aller Gnädigster König und Vahter

Berichte Meinen aller Gnädigsten Vahter gantz unterthänigst Das noch alles bei dem Regiment richtig ist außer das wier 87 Kranken bei die beiden batalions haben, und weillen sich hier und dar fleck fiebers eußern, und anjetzo wieder 3 man daran gestorben, so habe nach Berlin um einen guhten Docter geschriben ich werde nichts verseumen was zu des Regiments besten gereichen Kan auf das wier aus der maroderei wieder heraußer Kommen.

hierbei nehme mir die freiheit Meinem aller Gnädigsten eine Kalte pastete zu schicken.

hierbei überkomt auch ein Brif von meiner frauen

welche meinem aller Gnädigsten Vahter fragen will, ob Er erlaube das sie den 15 oder 16 nach Berlin dorfte Reißen.

Der ich mihr gantz unterthänigst zu meines aller Gnädigsten Vahters gnaden Empfehle und mit unaufhörlichen respect bis an Mein Ende verharre als meines allergnädigsten Königs und Vahters

Unterthänigst treugehorsamst
Diener und Sohn
Friderich.

Kaum findet sich hier und da in der ganzen Reihe dieser steifen, rapportmäßig abgefaßten Zuschriften der schwächliche Versuch, den Papa durch Erzählung einer komischen Begebenheit zum Lachen zu bringen. Namentlich war es der sehr ärmliche Hofstaat eines unweit der Grenze in Mirow residirenden Mecklenburg-Strelitzischen Prinzen, über den Friedrich sich lustig machte. Da derselbe kurzsichtig war und viel auf schöne Kleider hielt, so schien es dem Kronprinzen ergötzlich, bei Regenwetter eine Schießübung im Freien zu veranstalten, wo der Gast mit dem „Fernrohr" nach dem „Fohgel" schoß und dabei zu seinem großen Aerger einen prächtigen Sammetrock verdarb. Vielleicht wäre das nicht geschehen, wenn der Kronprinz einen Blick in die Zukunft hätte werfen können; denn im Buche des Schicksals stand geschrieben, daß dieser arme verspottete Prinz von Mirow dereinst Ahnherr der künftigen Könige von

Preußen werden sollte; denn er succedirte 1749 seinem unbeerbt verstorbenen Bruder in das Herzogthum Mecklenburg-Strelitz und war der Großvater der Königin Louise, Gemahlin Friedrich Wilhelm's III. Außerdem vermählte sich eine seiner Töchter 1761 mit dem Könige Georg III. von England. Sie starb im höchsten Alter erst 1818. Ihre 1819 geborene Enkelin ist keine geringere Person als die Königin Victoria von Großbritannien, der Prinz von Mirow daher Urgroßvater König Wilhelm's und Ur-Urgroßvater unserer jetzigen Kronprinzessin.

Doch wir kehren in die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zurück. Am 12. August 1737 berichtet der Prinz seinem Vater, daß er einen alten, noch sehr rüstigen, einundneunzigjährigen Mann [1]) getroffen, welcher unter dem großen Kurfürsten als Cornet gedient und die Schlacht bei Fehrbellin mitgemacht hatte. Friedrich ließ sich von demselben alle einzelnen Umstände erzählen und machte bald darauf einen Ausflug, um das in der Nähe von Ruppin gelegene Schlachtfeld zu besichtigen, auf dem die brandenburgische Armee sich zum ersten Male als selbstständige Kriegsmacht unsterblichen Ruhm erworben hatte.

Wie sehr er aber auch sich des Vaters Gedanken und

[1]) Briefe an seinen Vater. p. 97. Dieser Mann war vermuthlich ein Major v. Götze, der 1740 noch lebte.

Neigungen anzubequemen suchte und Alles, was Anstoß erregen konnte, vor demselben sorgfältig verbarg, dennoch gelang es ihm nicht, das volle Vertrauen des Königs zu erwerben, dessen Herz von Eifersucht erfüllt war, weil er überall argwöhnte, daß seine Umgebungen sich dem Sohne als dem „künftigen Herrscher" zuwenden könnten. Hierauf beziehen sich die sehr bezeichnenden Worte in einem Briefe an Grumbkow vom 4. Mai 1733 [1]): „Ich gebe mir die ersinnlichste Mühe, um meine Gedanken von allen Staatsgeschäften fern zu halten. Das ist mir denn auch vollständig gelungen, und ich kann auf Ehre versichern, daß ich lebe, als ob der König unsterblich wäre."

Um das zu können, mußte er sich friedlichen Beschäftigungen hingeben. An Krieg war bei des Vaters Lebzeiten nicht zu denken. Die Pflichten als Obrist des Regiments nahmen nicht viel Zeit fort. So wurde Friedrich jetzt zuerst gewahr, welche ungeheure Arbeitslust und Arbeitskraft ihm innewohnte. Nach allen Seiten griff er umher, wo es Etwas zu lernen oder zu verrichten gab. Bestimmte Pläne für seine zukünftige Regierung hat er wahrscheinlich damals noch nicht entworfen. Sein Vater war erst 45 Jahr alt und hatte die schwere Krankheit, welche 1734 ihn niederwarf, scheinbar vollständig überwunden. Er schien die alte Kraft wieder erlangt zu haben, ja man hielt jetzt dafür,

---

[1]) Oeuvres XVI. p. 97.

daß die Anfälle von Podagra auf ein hohes Alter hindeuteten. Deshalb tragen auch die Einrichtungen, welche der Kronprinz in Rheinsberg traf, nichts weniger als den Stempel des Vorübergehenden, Einstweiligen an sich. Alles zeigt, daß er wie ein wohlhabender Privatmann leben wollte, dem die Verhältnisse eine in den Weltlauf eingreifende Thätigkeit versagten. Da mußte für den unendlichen Drang nach Ruhm und Auszeichnung ein anderer Weg gesucht werden. Er hoffte als Dichter und Schriftsteller sich einen großen Namen zu erwerben: „Des Helden Laufbahn ist groß, aber blutig," schreibt er an Rollin, „wer die Menschen bessert und belehrt, steht höher, als wer die Kunst versteht, durch welche man sie zu tausenden um's Leben bringt."

Durch rastlose Lectüre hatte er sich mit den Schriften des Alterthums vertraut gemacht. Plinius, Cicero, Plutarch, Horaz waren seine Lieblinge, die er freilich nur aus zopfigen französischen Uebersetzungen kennen lernte. Aber das ganze Zeitalter war über diesen Zopf nicht hinaus. Man erblickte in der Natur nur Watteau'sche Bilder, sogar die Antiken sah man mit Bernini's Augen an. Virgil stand unendlich höher als Homer, — Shakespeare war ein ungeschlachter roher Wilder. Aber das betraf nur die Form. Den Inhalt der classischen Werke, die großartige Ruhe der Weltanschauung, den Gleichmuth gegenüber den Schicksalsschlägen, — die Aufopferung für das Vaterland,

das Verschwinden des Einzelnen, selbst des Größten, gegenüber dem Staatswohl, — Alles das trat dem Prinzen auch aus den schlechten Uebersetzungen entgegen. Dennoch hörte er nicht auf zu bedauern, daß ihm der Genuß entging, diese Meisterwerke in der Ursprache zu lesen.

Neben den Alten gewähren die französischen sogenannten Classiker ihm den höchsten Genuß. Ihre Sprache ist die einzige, die er richtig zu reden und geläufig zu schreiben versteht, obgleich es mit seiner französischen Orthographie ebenso schlecht bestellt ist, wie mit der deutschen. Das Lesen eines guten Buches erweckt wohl bei den meisten Menschen den sehr natürlichen Wunsch, die Dankbarkeit für die empfangene Belehrung und Erheiterung dem Verfasser auszusprechen. Wer kann sich aber ungezwungener die Befriedigung dieses Wunsches gestatten, als ein junger, geistreicher, königlicher Prinz, der sicher ist, daß auch die größten Männer das von ihm gespendete Lob mit Befriedigung und Stolz entgegennehmen. So schrieb er an Fontenelle [1]), an Rollin und andere namhafte Schriftsteller, die sich alsdann beeiferten, ihm in den glühendsten Ausdrücken

---

[1]) Fontenelle, durch sein Werk über die Vielheit der Welten, sur la pluralité des mondes, berühmter Philosoph, starb 100 Jahr alt, 1757. Rollin, geb. 1661, gest. 1741, Verfasser einer damals hochgeschätzten römischen Geschichte.

ihre Bewunderung für einen jungen Herrn auszudrücken, der ganz abweichend von den meisten seiner Standesgenossen warmes Interesse für Literatur und Wissenschaft an den Tag legte. Der Mann aber, welchen Friedrich am meisten bewunderte, und dessen Lob er am höchsten schätzte, war Voltaire.

Dieser wunderbar begabte Mann war damals als ein König im Reiche der Geister allgemein anerkannt und verehrt. Kein Schriftsteller der neueren Zeit kann sich einer ähnlichen Volksbeliebtheit rühmen[1]). Seine Werke fanden in der ganzen Welt eine so große Verbreitung, wie sonst kaum der Lieblingsdichter einer Nation in der eigenen Heimath. Nie versagender Witz und die Leichtigkeit einer unvergleichlich schönen Darstellung machten ihm möglich, Begriffe von den tiefsten und ernstesten Dingen auch dem Ungelehrten nahe zu bringen. Trotz Allem, was man gegen seine Person und seinen Charakter sagen mag, war des Mannes ganze geistige Anlage dazu geschaffen, grade die Aufgaben in die Hand zu nehmen, welche das achtzehnte Jahrhundert zu lösen hatte. Auf Tritt und Schritt sahen die Menschen ihren Weg zur Freiheit und zur Erkenntniß der Wahrheit

---

[1]) Sehr viele gute Bemerkungen über Voltaire finden sich in Scherr's Studien. III. p. 215. Doch muß man, wie überall bei diesem geistreichen Schriftsteller, viel Ueberschwängliches auf das richtige Maß zurückführen.

durch mittelalterliche Ruinen versperrt. Voltaire lief Sturm gegen alle diese Bollwerke der Verfinsterung. Bahnbrechend räumte er auf, wo Priesterwahn und Pedantenbeschränktheit der Forschung Grenzen setzen wollten. Gegen politische, religiöse und philosophische Vorurtheile anzukämpfen ward er nicht müde. Drang er auch nicht in die tiefsten Tiefen der Probleme, so war er doch nichts weniger als oberflächlich. Ueberall sah sein klarer Blick, worauf es ankam, und wies die Zeitgenossen darauf hin. Seine Schriften haben in unseren Augen sehr ungleichen Werth. Die Henriade, die Trauerspiele werden heutzutage wenig Bewunderer mehr finden. Aber seine geschichtlichen Werke, trotz aller Unwahrheiten und Ungenauigkeiten, stechen glänzend ab nicht nur gegen alles vor ihm auf diesem Gebiete Geleistete, sondern sie können auch heute noch, was Stil und Vortrag betrifft, als nachahmungswürdige Muster gelten. Am größten und eigenartigsten aber spricht sein Geist sich in den polemischen Aufsätzen aus, die für alle Zeiten den Leser entzücken müssen. Lessing, der uns von dem französischen Geschmacke befreit hat, mußte, nachdem er ausgerufen: „Gott verzeih' aus Gnade ihm seine Henriade, und seine Trauerspiele, und seiner Verse viele!“ doch hinzusetzen: „denn was er sonst an's Licht gebracht, das hat er ziemlich gut gemacht.“ Man spricht so viel von Voltaire's Bosheit, seinem Geiz, seiner Eifersucht und Habgier, — und doch

gehörte ein ganzer Mann dazu, um wie er, von Jugend auf, den Mächtigen und Reichen dieser Welt offen entgegenzutreten und der übermüthigen Junkerschaft in's Gesicht zu sagen, daß Gott die Adligen nicht mit Sporen an den Füßen, Bürger und Bauern aber mit Sätteln auf dem Rücken erschaffen habe. Mit starker Faust hat er in das Wespennest des Pfaffenthums gegriffen, um triumphirend ein Opfer teuflischer Verfolgungssucht aus ihren Klauen zu reißen. Der Name des gemordeten Jean Calas wird neben Voltaire's Namen unvergessen bleiben, so lange denkende und fühlende Menschen auf dieser Erde wohnen. Ein solcher Mann kann es geschehen lassen, daß die Mittelmäßigkeit über ihn die Nase rümpft. Auch von ihm gilt das Dichterwort: Denn wer den Besten seiner Zeit genug gethan, der hat gelebt für alle Zeiten.

Wir werden im nächsten Bande noch Veranlassung genug haben, von dem Verkehr dieses seltenen Mannes mit Friedrich dem Großen zu reden. Grade die Widersprüche in seinem Charakter machen es erklärlich, daß Beide, wie viel und wie Schweres sie auch einander angethan und von einander erduldet, doch stets von Neuem der unwiderstehlichen Anziehungskraft folgten, welche die beiden größten Männer des Jahrhunderts auf einander üben mußten.

Der erste Brief an Voltaire ist vom 8. August 1736. Abgedruckt sind von der hieraus entspringenden

Correspondenz allein 570 Briefe, deren Originalhandschriften leider verloren sind[1]). Voltaire's letztes Schreiben datirt vom 1. April 1778. Am 30. Mai starb er.

Friedrich nahte mit feuriger Begeisterung dem Weltweisen, den er als den Lehrer des Menschengeschlechts und als seinen eigenen Lehrer betrachtete. Man kann sich denken, wie wohlgefällig der eitle Herr das aufnahm und erwiederte. Es ist nicht zu leugnen, daß sein Briefwechsel mit dem Kronprinzen zum großen Theil einem Federballspiel mit hin- und hergeworfenen Complimenten gleicht, allein dessenungeachtet bleibt keine wichtige Lebensfrage auf allen Gebieten der Wissenschaft, der Staatskunst und Philosophie zwischen ihnen unerörtert. Auch hält Voltaire mit seinen freisinnigen reformatorischen Plänen und Ansichten keineswegs zurück. Diese fanden bei Friedrich lebhaftesten Anklang. Er dachte und sprach als Philosoph um so liberaler, weil er wußte, daß der Selbstherrlichkeit, die er als Fürst und König zu üben entschlossen war, trotz aller seiner Begeisterung für Volksfreiheit und Menschenrechte doch Niemand in den Weg treten durfte. So eiferte er mit Voltaire um die Wette gegen Tyrannen und Despoten, gegen Pfaffentrug und Gewissenszwang,

---

[1]) Oeuvres XXI. p. 9. Voltaire ist 1694 geboren, er war also 18 Jahr älter als Friedrich.

vertheidigte die Preßfreiheit, sogar das Recht der Unterthanen, sich von dem Joche wortbrüchiger Beherrscher zu befreien, — und zwar mit voller Aufrichtigkeit in einem Tone, der die Wärme innerster Ueberzeugung nicht verkennen läßt. Man glaubte damals ohne Gefahr von solchen Ideen reden zu dürfen, denen man noch für lange hinaus nicht die Kraft zutraute, sich zu verwirklichen und mit Fleisch und Bein zu bekleiden. Es war, als wenn wir heutzutage vom tausendjährigen Reiche des ewigen Friedens schwärmen. In diesem Sinne zeigte sich der Kronprinz von den Lehren seines Meisters so ganz erfüllt, daß er sie selbst dem nüchternen Verstandesmenschen Grumbkow gegenüber aussprach. In einem Briefe vom 16. Mai 1783 richtete er an denselben folgenden poetischen Erguß [1]):

Denn der König auf dem Thron
Und des Volks geringster Sohn
Haben sich mit heil'gem Eide
Treue zugeschworen Beide.
Bricht der Eine frech sein Wort
Und will ungebunden sein,
Darf der Andre auch sofort
Von den Fesseln sich befrein!

---

[1]) Oeuvres XVI. p. 97. Veranlassung war der Versuch des Königs von England, eine vom Parlamente nicht bewilligte Steuer zu erheben, was, wie der Prinz sich ausdrückt, der erste Schritt dazu wäre, seine Herrschaft unumschränkt zu machen.

In der That dauerte es noch sechszig Jahre, bis die Franzosen von diesen Lehren die Nutzanwendung zogen.

Der literarische Zug in Friedrich's Charakter, welcher durch sein ganzes Leben geht, äußerte sich nicht allein in dem Streben, mit allen schriftstellerischen Berühmtheiten seiner Zeit in Verkehr zu treten, sondern vorzüglich auch in dem lebendigen Drange zu immer neuen eigenen Hervorbringungen. Die lange Reihe stattlicher Bände seiner hinterlassenen Werke geben Zeugniß davon. Ungemeine Leichtigkeit in Behandlung der Sprache zeigt sich in Allem, was er schrieb. Seine Gedichte, obgleich keinesweges Meisterstücke ersten Ranges, tragen durchweg das Gepräge des Natürlichen und Ungezwungenen. Die gereimten Sendschreiben, welche er seinen Freunden und Verwandten in reichster Fülle zugehen ließ, sprechen fast immer hohe und edle Gedanken aus, würdig eines Königs. Daneben begegnen wir den Ergüssen einer heiteren, dem Horaz verwandten Lebensauffassung. Die Form hat stets etwas Dilettantisches, hervorgegangen aus dem bei talentvollen Menschen so häufig vorkommenden Wunsch, Dasjenige nachzubilden, was ihnen in den Werken der großen Dichter besonders gefallen hat. Die Leichtigkeit, mit welcher er schrieb, gab ihm ein nie versiegendes Mittel an die Hand, seine stets arbeitenden Gedanken in ansprechender Weise mitzutheilen, und das überschwängliche Lob, welches ein könig-

licher Poet natürlich von allen Seiten erntet, regte zu stets neuen Productionen auf demselben Gebiete an.

Eine viel höhere Bedeutung als den Gedichten muß den geschichtlichen und philosophischen Schriften Friedrich's zugesprochen werden. Wenn er später seine eigenen Thaten beschrieb, so geschah das in einer durchaus würdigen und zugleich gefälligen Form. Die Aehnlichkeit mit Cäsar's Schreibart ist unverkennbar. Dabei besaß er in reichster Fülle das, was man damals esprit nannte. Ein großes Material von geschichtlichen Thatsachen und Anekdoten stand seinem treuen Gedächtnisse in jedem Augenblicke zur Verfügung und gab zu treffenden, stets geistreichen Vergleichungen Anlaß. Wäre er auch nicht Friedrich der Große geworden, seine Schriften würden dennoch durch ihren eigenen Werth ihm einen ehrenvollen Platz unter den französischen Schriftstellern seiner Zeit sichern.

In Rheinsberg arbeitete der Prinz viele Stunden des Tages mit großem Fleiße. Er setzte voll Eifer das Studium der Wolff'schen Philosophie fort und war überhaupt niemals müssig. „Ich suche jede Viertelstunde, jede Minute auszunützen," schreibt er an Camas [1]). Wie ernst das gemeint war, ergiebt eine Stelle aus seinem zu Neujahr 1739 an den Grafen

---

[1]) Oeuvres XVI. 136.

Lippe gerichteten Briefe, wo es heißt[1]): „Wenn guter Wille, wenn Liebe für die Mitmenschen, wenn mühsame Arbeit eines Einsiedlers dem gemeinen Besten Nutzen schaffen können, so darf ich mir schmeicheln, nicht unter die unnützen Menschen gezählt zu werden." Die Zeit, welche er auf Verordnung des Arztes täglich zum Spazierenreiten verwenden mußte, bricht er an seinem Schlafe ab[2]). Mit den von ihm verehrten französischen Kanzelrednern Beausobre und Achard wechselt er ausführliche Briefe über die gehörten Predigten, schlägt ihnen Texte vor, deren Auslegung er zu vernehmen wünscht, und berichtet dem Grafen Manteuffel mit der Ausführlichkeit eines Confirmanden die Eintheilung und den Inhalt eines solchen Vortrages. Als er, um Voltaire zu schmeicheln, sich mit dessen Freundin, der sogenannten göttlichen Emilie in Correspondenz setzt, liest er die albernen Abhandlungen derselben über mathematische und physikalische Gegenstände mit der Genauigkeit eines Professors. Er studirt diese Dinge so weit seine Kräfte reichen, namentlich auch Algebra und Geometrie. Die von der gelehrten Dame vorgetragenen Behauptungen widerlegt er mit einer Geduld und Ernsthaftigkeit, die in Erstaunen setzt. Emilie hatte unter anderen den wahnsinnigen Satz aufgestellt, das Feuer sei den Men-

1) Daselbst p. 210.

2) Daselbst p. 252.

schen zuerst dadurch bekannt geworden, daß der Wind die trockenen Aeste der Bäume so gewaltig an einander gerieben, daß dieselben sich entzündet hätten. Ferner: Es gäbe Flüsse, die im Sommer frieren und im Winter offen bleiben. Sehr höflich trägt er seine Zweifel gegen diesen Blödsinn vor. Zum Dank wird die Französin so unverschämt, daß sie Briefe zur Bestellung an ihre Freunde in ihre Episteln an den Kronprinzen einlegt.

Daß neben diesen Dingen die Staatswirthschaftslehre und die Kriegskunst nicht vernachlässigt wird, bedarf kaum der Erwähnung. Der alte Dessauer hatte zur Belehrung des Prinzen große Pläne anfertigen lassen, aus welchen die Belagerung einer Festung in ihrem ganzen Verlauf zu ersehen war. Der Kronprinz unterwirft diese Pläne der sorgsamsten Prüfung und macht, mit Zeichnungen erläutert, seine Anmerkungen dazu. Er studirt die Schlachten Alexander's, Cäsar's und Türenne's. Ja, es scheint, daß die Stiftung eines Ritterordens nach altfranzösischem Muster, den er mit den besten und geistreichsten seiner Freunde errichtete, und dessen Statuten sehr geheim gehalten wurden, ihren Hauptzweck darin hatten, unter einer spielenden Form die auf seine künftige Herrscherthätigkeit bezüglichen Studien vor den Spionen des Vaters zu verbergen.

Selbst die unmittelbaren Bewohner des Rheinsberger Schlosses, welche nicht in den Orden aufgenommen waren, scheinen von dem Bestehen desselben

Nichts gewußt zu haben. Bayard war der Schutzpatron des Ordens, Sans peur et sans reproche seine Devise. Erkennungszeichen ein Ring mit der Inschrift: Vivent les sans quartier! Großmeister war Fouqué, ein edler ritterlicher, von Friedrich besonders verehrter Charakter; der beliebte Dichter der Undine ist sein Enkelsohn. Unter den Rittern werden erwähnt: die Prinzen Wilhelm und Heinrich von Preußen, die Herzöge Ferdinand und Wilhelm von Braunschweig-Bevern, der Baron Kaiserling und der Franzose Chasot. Sie führten mittelalterliche Kriegsbeinamen und schrieben einander Briefe in altfranzösischem Styl. Fast alle haben sich später in Friedrich's Schlachten Lorberen erfochten. Der geistreichste der Gesellschaft scheint Chasot gewesen zu sein. Als französischer Officier hatte er 1734 den Feldzug am Rheine mitgemacht und das Unglück gehabt, den Neffen seines Obristen im Duell zu erschießen. Er entfloh in das kaiserliche Lager, wo Eugen ihn ehrenvoll aufnahm. Hier wurde er dem Kronprinzen bekannt. Beide jungen Männer fühlten sich sogleich lebhaft zu einander hingezogen. Es entstand eine Freundschaft, die trotz wiederholter Zerwürfnisse bis an des Königs Tod gedauert hat. Zwar verließ Chasot in Folge einer erlittenen Ungerechtigkeit den preußischen Dienst und begab sich nach Lübeck, wo seinem Oberbefehle die kleine Kriegsmacht dieser Freistadt anvertraut wurde, doch kam er von dort aus wiederholt nach

Potsdam und Berlin, ließ auch seine Söhne in preußische Dienste treten, obgleich ihm das schwer gemacht wurde, weil dieselben bereits von Ludwig XVI. zu französischen Capitains ernannt waren.

Von den nicht kriegerischen Genossen des Rheinsberger Aufenthaltes sind besonders Jordan und Knobelsdorf zu erwähnen. Jordan war Bibliothekar. Aus einer wohlhabenden Emigrantenfamilie stammend, hatte er Theologie studirt und die Predigerstelle in Prenzlau angenommen, wo er jedoch, wie Friedrich sich ausdrückt, „gleich einem andalusischen Rosse im Ackerpfluge sich ausnahm." Nach dem Tode seiner Gattin gab er das geistliche Amt auf und machte die übliche Tour durch Europa. Der Kronprinz schätzte seine Liebenswürdigkeit und seine mannigfaltigen Kenntnisse gleich hoch. Im Briefwechsel mit Jordan ließ er seiner ganzen Laune und Gemüthlichkeit freien Lauf, weil er von der aufrichtigen Treue desselben überzeugt war. Leider verlor Friedrich diesen Freund schon im Jahre 1745 durch den Tod.

Knobelsdorf, von ernstem, biederem Wesen, ursprünglich Officier, hatte aus Gesundheitsrücksichten den Abschied genommen und sich der bildenden Kunst gewidmet, für die er großes Talent hatte. Er nahm, aus Italien zurückgekehrt, an dem Rheinsberger Schloßbau Theil, und bekanntlich ist später das weltberühmte Sanssouci nach seinem Plane aufgeführt worden.

Wir dürfen an dieser Stelle einen Mann nicht unerwähnt lassen, der trotz des bescheidenen Ranges, welchen er einnahm, dennoch lange Jahre hindurch nicht nur an dem kleinen Rheinsberger Hofe, sondern auch später in Berlin und Potsdam eine im Stillen sehr einflußreiche Persönlichkeit geworden ist. Friedrich's Kammerdiener Fredersdorf nämlich. Dieser Mann war Soldat im Regimente des General Schwerin in Frankfurt an der Oder gewesen. Durch sein Flötenspiel hatte er sich bemerklich gemacht. Schwerin erkannte bald, daß er noch andere schätzenswerthe Eigenschaften besaß, die ihn für einen Fürstendiener passend machten. Er schickte denselben deshalb nach Cüstrin, wo Friedrich sich damals befand, und es zeigte sich die Wahl als eine sehr glückliche. Durch sein einnehmendes Aeußere, durch Anstelligkeit und Verschwiegenheit erwarb Fredersdorf sehr schnell die Gunst des Prinzen, der ihn später zu seinem ersten Kämmerer und vertrautesten Diener und Factotum machte und eine wirkliche, rein menschliche Freundschaft für den treuesten Hausgenossen empfand.

Soviel von den Umgebungen des Prinzen, mit denen er in Rheinsberg seine Tage verlebte. Lernen und Arbeiten hielt er für den Zweck seines Daseins, Vergnügen und Zerstreuungen sollten nur Kraft zu neuer Arbeit verleihen.

Außer zahllosen Briefen und Gedichten, welche in diese Zeit fallen, schrieb Friedrich in Rheinsberg auch

dasjenige seiner Werke, welches fast das berühmteste von allen geworden ist, den Antimacchiavell.

Bekanntlich hat der italienische Staatsmann, dessen Lehren der Kronprinz widerlegen wollte, im Jahre 1532 sein weltberühmtes Werk Il Principe [1]) verfaßt und in demselben die Mittel angegeben, durch welche ein eroberungssüchtiger Tyrann seine Herrschaft befestigen und erweitern kann. Da Macchiavell's Charakter und der Inhalt seiner übrigen Schriften mit den in dem „Fürsten" vorgetragenen Grundsätzen im schärfsten Widerspruch stehen, so hat man schon früher die in neuerer Zeit durch Herder und Fichte fast zur Gewißheit gewordene Vermuthung aufgestellt, daß er den kleinen italienischen Despoten seiner Zeit nur einen Spiegel habe vorhalten wollen, in welchem sie ihr wahres Bild erkennen könnten, wogegen es ihm fern gelegen, andern Herrschern Verhaltungsregeln zu geben. Sei dem wie ihm sei, es haben seit dem sechszehnten Jahrhundert die Könige und Regenten aller Länder nur zu oft das berüchtigte Buch als Lehrbuch benutzt und nach dessen klugen Rathschlägen gehandelt.

Friedrich, dem die beschönigenden Ansichten über Macchiavell sehr wohl bekannt waren, verwarf dieselben. Er erklärte den Italiener für den schwärzesten Bösewicht, dessen Plan es gewesen, die Moral aus der

---

[1]) Der Fürst.

Welt zu vertilgen, grade so wie nach ihm Spinoza die Axt an die Wurzel alles religiösen Glaubens gelegt habe. Ohne Zweifel geschieht beiden berühmten Männern durch solche Behauptung das allergrößte Unrecht, aber abgesehen davon giebt die Arbeit des Kronprinzen im höchsten Maße Zeugniß sowohl von seinem Talent, als von seiner edlen, für alles Erhabene und Gute begeisterten Gesinnung.

Kapitel für Kapitel, fast Wort für Wort widerlegt er den ihm verhaßten Autor und weist ihm die Schändlichkeit seiner Gesinnung und die Widersprüche nach, deren er sich angeblich schuldig macht. Dem gegenüber wird dann jedes Mal mit schönen Zügen ausgeführt, wie ein guter König denken und handeln soll. In diesem Antimacchiavell findet sich zum ersten Male Friedrich's Lieblingswort: Der König soll nicht unumschränkter Herr, er soll der erste Diener [1]) des Staates sein! Mit verwunderlichem Eifer predigt er gegen die Vergrößerungssucht der Fürsten: Der Unterschied zwischen einem Eroberer und einem Straßenräuber besteht lediglich darin, daß der Eine ein vornehmer Herr, der Andere ein Mann aus den untersten Volksklassen ist. Möge Cäsar Borgia das Vorbild der Macchiavellisten sein, Mein Vorbild, ruft er aus, bleibt Marc Aurel. Der Fürst sei oberster Richter und

1) Domestique.

Schirmherr seines Volkes, das Soldatenhandwerk darf er nur als Nebensache betreiben. Die Fürsten sind zu beklagen, daß sie von Jugend auf an Schmeichelei so sehr gewöhnt sind, daß sie ohne dieselbe nicht leben können. Das Recht über Leben und Tod ist die schwerste Last ihrer Krone, Menschen glücklich zu machen ihre Aufgabe.

Zur Erläuterung dieser Sätze stehen ihm allezeit die passenden Beispiele aus der alten und neuen Geschichte zu Gebote.

Gegen die kleinen Fürsten, namentlich gegen die kleinen deutschen eifert er. Sie sollen ihre Eitelkeit fahren lassen und von ihren Stelzen herabsteigen. Es ist lächerlich und verächtlich, wenn sie Soldaten zur Belästigung der Unterthanen unterhalten, ein Paar Nachtwächter, welche die Diebe von dem Residenzschloß verscheuchen, reichen für sie aus. Ein Fürst soll kein Heuchler sein, um so weniger als ihn doch Jeder durchschaut, denn Niemand kann eine andere als seine eigene Person täuschend vorstellen.

„Die Fürsten," so schließt er, „sollen es nicht übel nehmen, wenn ich allzu frei gesprochen habe. Meine Absicht ist, die Wahrheit zu sagen, Liebe zur Tugend zu erwecken und Keinem zu schmeicheln. Nero, Alexander VI., Borgia, Ludwig XI. würden nicht gestatten so zu reden, unter den Fürsten Europa's aber ist keiner, vor dem man nicht offen die Laster brandmarken dürfte,

welche das Königthum entstellen und der Menschlichkeit und Gerechtigkeit widersprechen."

Das Manuscript dieser Schrift, an welcher er fast zwei Jahre lang gearbeitet zu haben scheint, schickte Friedrich kurz vor seiner Thronbesteigung (26. April 1740) an Voltaire, welcher viele Verbesserungen und Abkürzungen mit demselben vornahm. Im September 1740 erschien der Antimacchiavell im Druck bei Jan van Duren im Haag, natürlich anonym, doch wußte sehr bald die Welt, wer der Verfasser wäre. Das Buch machte ungeheures Aufsehen, wurde in's Deutsche und Englische übersetzt und erlebte rasch hintereinander mehrere Auflagen [1]). Die Kühnheit und die Freimüthigkeit des Kronprinzen fand allgemeine Bewunderung und erhöhte womöglich noch die großen Erwartungen, welche man ohnehin schon von dem geistreichen jungen Fürsten hegte.

Das Leben in Rheinsberg [2]) entbehrte aber neben dem Ernste und der Arbeit keineswegs der heiteren Seite. Wir besitzen ein kleines in Briefform abgefaßtes Buch eines gewissen Herrn von Bielefeld, eines später geadel-

---

1) Ueber das Literarische vergleiche Oeuvres VIII. p. XIII.

2) Ueber das Rheinsberger Leben des Kronprinzen ist die oben angeführte Biographie Chasot's von Schlözer sehr lesenswerth, ebenso ein Aufsatz von Eduard Cauer im deutschen Museum von 1861. p. 490—508.

ten Hamburger Kaufmannssohns, der, zwar mit ziemlich oberflächlicher Gesinnung und nur wenig historischer Genauigkeit, aber doch mit richtiger Auffassung und guter Darstellungsgabe ausgestattet, dasjenige schildert, was er seit dem Juli 1738 in der Nähe des Kronprinzen erlebte. Er war demselben bekannt geworden, als Friedrich sich in Braunschweig, wohin er den König auf einer Reise begleitet hatte, heimlich in den Freimaurerorden aufnehmen ließ [1]). Friedrich, dem der gutmüthige Hamburger gefiel, nahm denselben mit sich nach Rheinsberg und behielt ihn bis zur Thronbesteigung dort, um ihn später auf eine seinen Fähigkeiten angemessene Art zu versorgen.

Bielefeld glaubte sich beim Anblick der kronprinzlichen Residenz in ein Feenreich versetzt. Mit überschwänglichen Worten schilderte er seinen Freunden das dortige Leben. „Unsere Tage," schreibt er, „fließen ruhig dahin im Genusse aller Freuden, welche einem gebildeten Geiste zusagen können. Götterwein an königlicher Tafel, Musik wie von Engelchören, herrliche Spaziergänge in Park und Wald, Wasserfahrten, geistreiches Gespräch — Alles vereinigt sich, das Leben stets mit neuen Reizen zu schmücken."

---

[1]) Es geschah dies theils aus Neugierde, theils aus Widerspruch gegen die Ansichten des Königs. Er hat sich später niemals viel um die Freimaurerei gekümmert, die er für ein „großes Nichts" erklärte.

In der That, das Asyl, welches der königliche Jüngling sich geschaffen, war beneidenswerth. Das Schloß mit seinen hellen großen Sälen und zahllosen Wohngemächern, strahlend von Spiegeln und Vergoldung, Decken= und Thürstücke von den ersten Künstlern gemalt, der Garten, im damaligen Geschmacke angelegt und sorgsam gepflegt, ein See für Gondelfahrten, Treibereien mit den feinsten Obst= und Gemüsearten, — man erkannte durchweg den Willen des Besitzers, ein behagliches Dasein um sich zu verbreiten.

Eine treffliche Bibliothek zur Belehrung und Unterhaltung war aufgestellt, sogar an einer Druckerei, an astronomischen und physikalischen Werkzeugen fehlte es nicht.

Eine eigne Kapelle hatte der Kronprinz im Solde, die bald aus 19 Personen bestand. Die Namen der größten Componisten und ausübenden Künstler, Graun und Benda, finden sich unter der Zahl. Täglich gab es Musikaufführungen, bei welchen Friedrich die Flöte blies.

Die Kronprinzessin mit ihren Damen erschien jedes Mal zu Tafel und bei den häufig arrangirten Abendgesellschaften und Bällen. Man führte französische Comödien auf, namentlich Voltaire'sche Stücke, in welchen der Prinz selbst Rollen übernahm. Der kleine Hofstaat wurde etwa in der Art geführt, wie das bei den englischen Großen auf ihren Landsitzen heutzutage üblich ist. Daß der Aufwand, den eine solche Einrich=

tung erforderte, nicht von dem Gelde bestritten werden konnte, welches der König bewilligte, ist klar. Die Unterstützungen des Kaisers, deren Uebermittler Seckendorf war, mußten zu Hilfe genommen werden, ebenso ein gelegentliches Darlehn des Königs von England. Auch bei Privatpersonen machte der Prinz Schulden, mit deren Wiedererstattung es schlimm aussah. Es gehört zu den vielen kleinen unbegreiflichen Zügen in Friedrich's Charakter, daß er selbst nach seiner Thronbesteigung sich nur sehr ungern, oft erst nach vielen Jahren herbeiließ, seine als Kronprinz gemachten Schulden, und auch dann nicht vollständig zu bezahlen. Aus manchen Andeutungen läßt sich schließen, daß er Diejenigen, welche ihm behilflich waren, seines Vaters Befehle ohne dessen Wissen zu umgeben, für Mitschuldige ansah, deren er sich schämte, und denen er keinen förmlichen Rechtsanspruch zugestand, wie ja allerdings bei schwerer Strafe verboten war, den königlichen Prinzen Geld zu leihen.

In den letzten Jahren erhöhten sich übrigens die Einnahmen des Kronprinzen in Folge des zwischen ihm und seinem Vater eingetretenen besseren Vernehmens.

Der König fühlte seit dem Jahre 1738 seine Kräfte abnehmen. Dadurch wurden seine Aufwallungen in etwas gemildert, obgleich es noch immer gefährlich genug blieb, ihn zu reizen. Der Kronprinz ging deshalb auch jedes Mal mit Zittern und Zagen nach Ber-

lin, in Voraussicht irgend eines unangenehmen Auftrittes. Fand er dann den König besonders gnädig gelaunt, so gab er sich gern der Hoffnung hin, in ein kindliches Verhältniß mit seinem Vater treten zu können, bis er bei nächster Gelegenheit wieder schlimme Erfahrungen machte. Einige Stellen aus der Correspondenz mit Camas [1]) geben ein getreues Bild von diesen wechselnden Eindrücken:

Am 21. Dezember 1738 [2]) schreibt der Prinz: „Ich habe die Stimmung des Königs auffallend verändert gefunden. Er ist äußerst gnädig, sanftmüthig und gerecht. Er hat von den Wissenschaften als von nützlichen Dingen in solcher Weise gesprochen, daß ich ganz entzückt davon bin. Ich fühle, wie meine kindliche Liebe sich verdoppelt, wenn ich so vernünftige und gerechte Gesinnungen bei dem Urheber meines Lebens wahrnehme. —"

Aber schon der nächste Brief klingt ganz anders [3]): „Sehr zu meinem Bedauern muß ich zurücknehmen, was ich in meinem vorigen Briefe schrieb. Der viel-

---

[1]) Derselbe war seit 1738 Obrist eines in Frankfurt garnisonirenden Infanterie-Regiments. Der Kronprinz liebte ihn wegen seines biedern Charakters. Auch Frau v. Camas stand in höchster Gunst. Beide Ehegatten waren übrigens damals schon ziemlich bejahrt. Camas ist 1688 geboren.

[2]) Oeuvres XVI. p. 159. [3]) Ebendaselbst.

versprechende Anschein von Milde und Wohlwollen ist wie ein Traum verschwunden. Der König hat seinen Haß gegen mich auf alle mögliche Weise geäußert. Wäre ich nicht sein ältester Sohn, ich nähme meinen Abschied und möchte mir lieber bettelnd in der Fremde mein Brod suchen, als alle die Kränkungen erdulden, die ich hier verschlucken muß. Der giftige Eifer, mit dem der König geheim und öffentlich meinen guten Ruf zerstört, ist hier allgemein bekannt. Die ganze Stadt spricht davon. Dabei weiß ich nicht einmal, worin mein Verbrechen besteht. Es ist klar, daß niederträchtige Menschen ihn aufhetzen. Wenn ihm mein Gesicht so zuwider ist, warum läßt er mich nicht in Rheinsberg? —" Ferner am 10. Januar 39 an denselben: „Ich muß gradezu meinen Vater wie einen Todfeind betrachten, der mich unablässig belauern läßt, um den Moment auszufinden, wo er mir hinterrücks einen Stoß versetzen kann."

Unter solchen Umständen war die größte Vorsicht bei jedem Worte, bei jeder Handlung geboten. Deshalb bemühte sich der Kronprinz auch besonders, die vollständige Gleichgiltigkeit zu verbergen, welche er gegen seine unglückliche junge Gemahlin empfand. Er begegnete ihr stets mit Achtung, oft im Beisein dritter Personen mit Zärtlichkeit, denn auch in dieser Beziehung wurde er auf's Schärfste ausspionirt, wie Seckendorf's geheime Memoiren beweisen, welcher mit ekelhafter

Indiscretion über das eheliche Benehmen des Prinzen an seinen Hof berichtet.

Das eigentliche Verhältniß der jungen fürstlichen Ehegatten wird ein stets unaufgeklärtes Räthsel bleiben. Alle Einzelheiten, die darüber erzählt werden, sind ungenau und beruhen auf Vermuthungen und Verleumdungen müssiger Personen, deren Zungen sich stets in Bewegung setzen, wo ihre Neugierde nicht befriedigt wird. Fest steht nur das Eine, daß Friedrich für eheliches Zusammenleben überhaupt nicht empfänglich war und sich nach seiner Thronbesteigung sofort von seiner Gemahlin getrennt hielt, deren Charakter und Benehmen ihm, wie er wiederholt auf's Nachdrücklichste anerkannt hat, nicht den geringsten Grund darbot, mit ihr unzufrieden zu sein [1]).

Im Sommer 1739 schien endlich der König wirklich von Herzen mit seinem Sohne sich versöhnt zu haben. Nicht nur war er mit den militairischen Leistungen desselben zufrieden, sondern er überzeugte sich immer mehr, daß hinter den äußeren Formen desselben, die ihm leichtsinnig und unsolide erschienen, doch ein tüchtiger ernster geschäftsmäßiger Sinn und Geist verborgen sei. Allerdings mußte ihm klar werden, daß bei seinem Tode sich vieles ändern, und daß seine

[1]) Von dem merkwürdigen Briefwechsel zwischen beiden Ehegatten wird im folgenden Bande die Rede sein.

Lieblingsschöpfungen, namentlich das Riesenregiment, wahrscheinlich mit ihm zugleich zu Grabe gehen würden. Aber hatte nicht er selbst bei seinem Regierungsantritt einen dicken Strich durch die Etats seines Vaters gezogen? Er fing an, sich in das Unabänderliche zu fügen. Halb scherzend sagte er einmal zur Kronprinzessin: „Ich sehe schon, wie man, wenn ich die Augen zumache, sich in einem Sammetmantel mit Perlen und Diamanten geschmückt hier auf einen goldenen Thron setzen wird!"

Auf einer Inspectionsreise nach Königsberg, wohin Friedrich nebst seinem Bruder August Wilhelm den König begleiten mußte, scheint endlich der Kronprinz, diesmal mit bestem Erfolge, Alles aufgeboten zu haben, die ganze Zufriedenheit des Vaters zu erwerben. Das gelang vollständig. Der König verlieh ihm zum Zeichen dafür auf ganz überraschende Weise das berühmte Trakehner Gestüt [1]). Voller Freuden theilte der Kronprinz diese sehr erwünschte Vermehrung seiner Einkünfte seinem Vertrauten Jordan mit: „Neuigkeiten! Alle Welt befindet sich wohl! Der König hat mir seine ganze Pferdezüchterei geschenkt, die gegenwärtig 10 bis 12,000 Thaler einbringt und in wenigen Jahren auf 16—18,000 Thaler steigen kann. Ich bin überzeugt,

---

[1]) Die Schenkungsurkunde ist vom 19. Juli 1739. Oeuvres XVII. p. 56. Note b.

daß Du Dich mit mir freuest. Auch sollst Du Deinen Antheil davon haben. Ich will die guten preußischen Rosse in Bücher verwandeln und Deiner Bibliothek einreihen." An Suhm schreibt er über dieselbe Angelegenheit, ebenso an Camas [1]). „Weder das Publikum, noch ich selbst, ja sogar der König nicht, waren auf ein solches Geschenk gefaßt. Jedenfalls geschah es auf die für mich schmeichelhafteste Weise. Ich war vollständig sprachlos, als der König sagte: Ich schenke Dir das Gestüt. Bald aber vermochte ich meinen Dank in gebührender Weise auszudrücken. Des Königs Güte machte mir viel mehr Eindruck als die Größe der Gabe. Meines Vaters wiedererworbene väterliche Liebe beglückt mich in höherem Grade, als Alles, was der Ehrsucht und dem Interesse schmeicheln kann."

Der König mochte empfinden, daß seine Tage gezählt wären. Bei der Frömmigkeit und Gottesfurcht, die er sein ganzes Leben lang im Herzen getragen, mußte der Gedanke an den nahen Tod ihn endlich zu größerer Milde stimmen. Die Schatten, welche sich zwischen ihm und dem Sohne gelagert hatten, lichteten sich von Tag zu Tage, um zuletzt einem aufrichtigen Austausche von wahrhaft väterlichen und kindlichen Gesinnungen zu weichen, der in Beider Herzen das Vorhergegangene vollständig vergeben und vergessen ließ.

---

1) Oeuvres XVI. p. 374. p. 166.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Die letzten Tage und der Tod des Königs.

Friedrich Wilhelm's Regierung nahte ihrem Ende. Die Reise, welche er im Sommer 1739 in Begleitung seiner beiden ältesten Söhne und des Fürsten von Dessau nach Preußen unternahm, sollte seine letzte sein.

In dieser Provinz hatte er noch einmal Gelegenheit, die Licht- und Schattenseiten seiner Regierung deutlich vor Augen zu sehen. Er durfte sich sagen, daß der aufblühende Zustand des Landes die Frucht seiner unausgesetzten Arbeit war. Durch tausende von Einwanderern, welche unter den Flügeln des preußischen Adlers vor der Verfolgungssucht fanatischer Priester Schutz gefunden, sah er weite Strecken, die bei seinem Regierungsantritte von Krieg und Pest verwüstet dagelegen, in blühende Fruchtgefilde umgewandelt. Ein nüchternes arbeitsames Volk war nach seinem Beispiel und Befehl herangewachsen. Vor seinen strengen, willkürlichen Strafen zitterte die Beamtenwelt, wohl wissend, daß die kleinste Pflichtversäumniß sie mit Weib und Kind unglücklich machen könnte. Knapp und sparsam mußten Bürger und Bauern leben, um die hohen Steuern aufzubringen, doch lernten sie unter diesem Zwange mit wenigem Haus zu halten und dabei noch kleine Ersparnisse zurückzulegen, als Anfang eines beschränkten,

aber sicheren Wohlstandes. Alles erschien knapp, gemessen und anständig. Aeußere Frömmigkeit zeigte sich allgemein. Der König war ein fleißiger andächtiger Kirchenbesucher. Nach seinem Beispiele drängte sich das Volk sonntäglich in die Gotteshäuser. Ob darum die Sittlichkeit der Gesinnung und des Lebenswandels wesentlich besser gewesen als in den Zeiten vorher und nachher, muß man bezweifeln. Nicht nur die überfüllten Zuchthäuser und die täglich wiederkehrenden grausamen Hinrichtungen sprechen dagegen, sondern auch die dürftigen, zu unserer Kenntniß gekommenen statistischen Notizen legen kein günstiges Zeugniß für die Moralität der Friedrich-Wilhelmsleute ab. Die größtentheils aus zusammengelaufenem liederlichen Gesindel bestehenden Garnisonen verpesteten die Städte mit ihren Krankheiten und Lastern. In Berlin werden in einem Jahre unter 2770 Geburten 790 uneheliche verzeichnet, d. h. mehr als der vierte Theil [1]).

Alle Klassen der Gesellschaft fanden das harte Joch, welches der König ihnen auflegte, mit jedem Jahre unerträglicher, und seine Methode, den Unterthanen die Liebe mit dem Stock einzuprügeln, hatte keinen Erfolg. Namentlich auf seiner letzten Reise in Preußen wurde er von allen Seiten mit Klagen über die Willkürlich-

---

[1]) König's Berlin l. c. p. 123. Die Zahl der Geburten läßt auf 40,000 Einwohner in Berlin für 1723 schließen.

keiten und Bedrückungen bestürmt, welche Eckart kraft der ihm ertheilten königlichen Vollmachten geübt hatte. Hin und wieder überkam ihn das Bewußtsein, daß doch wohl nicht Alles so wäre, wie es sein sollte. Das mag nicht wenig zur günstigeren Beurtheilung seines ältesten Sohnes beigetragen haben, der grade damals sowohl durch die aufrichtige, lebhaft geäußerte Anerkennung des vielen Guten, welches geleistet war, als durch vernünftige, sehr ehrfurchtsvoll vorgebrachte Bemerkungen über das, was geändert werden könnte, seinem Vater eine hohe Meinung von seinen Fähigkeiten beibrachte.

Zum ersten Male bemerkte der König damals eine wirkliche Abnahme seiner Kräfte. Man hatte schon 1734 die Wassersucht durch Einschnitte am Fuße abzuleiten versucht. Diese längst geschlossenen Wunden brachen bei der Revue in Wehlau wieder auf, und ein ungeschickter Chirurgus, statt das von der Natur selbst angedeutete Linderungsmittel zu unterstützen, heilte die entstandene Oeffnung schnell zu. Von diesem Tage an traten die Zeichen des alten Leidens wieder hervor. Von heftigen Podagraschmerzen und Beängstigungen gequält, langte der König in seiner Residenz an. Dem geliebten Jagdaufenthalte in Wusterhausen mußte er entsagen. Die Aerzte prophezeiten einen traurigen Ausgang der wiedergekehrten Wassersucht.

Noch einmal wird, fast gespenstisch, das Bild des hinsterbenden Monarchen in Mitten seiner geliebten

militairischen Umgebungen von einem Augenzeugen uns vorgeführt. Bielefeld war im October 1739 nach Potsdam gereist und sah den König auf der Kirchenparade.

Das Leibregiment defilirte vorüber. Voran die Hautboisten und die Pfeifer, lauter Mohren mit Turbanen und Federbüschen, silberne Ringe in den Ohren und um den Hals. Dann die Grenadiere. Zuletzt die eigentlichen Riesen, ungeschlachte Gestalten mit häßlichen Gesichtern, viele mit krummen Beinen.

Nach der Parade setzte sich der König in den Wagen. „Ich habe ihn," sagt Bielefeld[1]), „nur flüchtig gesehen. Er soll in seiner Jugend ein sehr gefälliges Aeußere gehabt haben, doch ist auch nicht eine Spur davon geblieben. Seine Augen sind zwar schön, aber sein Anblick ist fürchterlich. Die Farbe des Gesichts schattirt in Roth, Blau, Gelb und Grün; der dicke Kopf steckt tief in den Schultern, und die ganze Figur ist kurz und gedrängt."

Der Winter von 1739 zu 1740 ist als einer der strengsten des Jahrhunderts berühmt. Bis zum Mai dauerte die Kälte. Der Wein gefror in den Kellern, der Spiritus in den Wettergläsern. Schaaren von Vögeln fielen erstarrt aus der Luft[2]). Das hatte auf des Königs Befinden den nachtheiligsten Einfluß. Er fing

---

[1]) p. 27, 28 der deutschen Uebersetzung. Breslau 1838.

[2]) Gallus IV. p. 345.

an mit Ernst sich auf den Tod vorzubereiten. Schon im Februar 1740, als der Fürst von Dessau ihm die Errichtung einiger neuer Regimenter anrieth, schrieb er unter die Eingabe: „Ich denke zu sterben, und habe alles an meinen ältesten Sohn gesagt, was ich weiß.“ Von heftigen Schmerzen gequält und fast immer an's Bett gefesselt, hörte er doch nicht auf die Regierungssachen zu besorgen, besonders mit geistlichen Angelegenheiten beschäftigte er sich. Noch im März 1740 empfahl er den Theologen das Studium der Philosophie, besonders der Wolff'schen Logik, wie er denn überhaupt diesem einst verfolgten, jetzt von ihm hochverehrten Professor auf jede Art seine günstigen Gesinnungen zu beweisen strebte. In den Stunden, wo er Erleichterung spürte, kehrte er zu seinen Lieblingsbeschäftigungen zurück. Auf dem Schmerzenslager malte er und machte Kästchen aus Lindenholz, wobei er mit dem Hammer so heftig aufschlug, daß man es unten auf der Straße hörte.

Im April ließ er sich nach Potsdam bringen. Hier in der Nähe seiner geliebten Grenadiere wollte er sterben. Beim Abschied von Berlin schenkte er 100,000 Thaler den Armen daselbst. In Potsdam verlangte er fortwährend nach geistlichem Zuspruch. Die Prediger Rolof und Cochius mußten fast täglich ihm vorbeten. So lange seine Kräfte reichten, sprach er die Worte mit lauter Stimme nach.

Aus Seckendorf's Papieren hat Förster sehr merk-

würdige Mittheilungen des erstgenannten Geistlichen veröffentlicht [1]), auch von Cochius ist ein Bericht über das Ende des Königs vorhanden [2]). Beide Männer schonten den Sterbenden nicht, doch kostete es Mühe, ihn zu dem Bekenntniß zu bringen, daß er ein großer Sünder gewesen, und Gottes Barmherzigkeit allein ihn retten könnte. Er berief sich darauf, daß man Könige nicht wie gewöhnliche Privatleute beurtheilen dürfte, und daß er seiner Frau allezeit treu gewesen. Nach der Königin verlangte er beständig. Bei Tag und Nacht rief er sie an sein Bett. Immer mehr ließ er die geistlichen Ermahnungen und Trostgründe auf sich wirken und wurde tief erschüttert, als Rolof ihm die Verschärfungen der Richtersprüche und die Ungerechtigkeiten vorhielt, durch welche er das Glück und den Wohlstand so vieler Menschen seiner Baulust geopfert. „Ueberhaupt," so fährt Rolof's Bericht fort, „ist der König sehr humble und gelassen gewesen, und hat, was die Er- und Bekenntniß der Sünde und deren Bereuung betrifft, solche expressiones gebraucht, die nicht stärker sein können, ist auch bei Aufzählung der Sünden in solche Einzelheiten gegangen, daß ich ihn gebeten, davon zu abstrahiren, weil bei uns die Ohrenbeichte nicht eingeführt sei. Hingegen sobald es auf die Sinnesänderung

---

1) Förster, Fr. W. I. Bd. II. p. 154.

2) Charakterzüge IX. 29.

angekommen, erat altum silentium (schwieg er ganz stille) und kam wieder darauf zurück, daß die Könige vor den particuliers etwas zum Voraus hätten und immer seine Thaten rechtfertigen wollen. — —"

Die größte Schwierigkeit hatte es, den König davon zu überzeugen, daß es für seiner Seelen Seligkeit unerläßlich wäre, sich mit allen seinen Feinden zu versöhnen und ihnen zu vergeben. Er erkannte das zwar an, aber seinem Schwager Georg von England, der ihm von jeher alles gebrannte Herzeleid angethan, wollte er nicht verzeihen. Endlich verstand er sich dazu, seiner Gemahlin aufzutragen, ihrem Bruder zu schreiben, daß er auf dem Todbette sich mit ihm ausgesöhnt, „aber sie soll es ihm erst schreiben, wenn ich todt bin, wenn ich ganz todt bin." Das genügte dem Geistlichen nicht, und so bequemte er sich denn endlich dazu, die Versicherung der Aussöhnung schon jetzt ertheilen zu lassen.

Bis dahin hatte er die Gegenwart des Kronprinzen nicht verlangt. In der Nacht vom 26. zum 27. Mai aber, als die Krankheitszustände sich zusehends verschlimmerten, ging ein von der Königin abgeschickter reitender Bote nach Ruppin, wo Friedrich sich grade befand. Dieser warf sich sofort in seinen Wagen und eilte mit solcher Hast vorwärts, daß er ein schönes Viergespann zu Tode jagen ließ.

In der Rheinsberger Gesellschaft empfing man die Nachricht von des Königs herannahendem Tode mit

widerwärtiger Freude. Die Günstlinge des Kronprinzen hofften auf eine paradiesische Zeit voll Ueppigkeit und Lust. Bielefeld warf, als er die Nachricht von der Abreise des Prinzen erhielt, einen Tisch um, auf welchem Geld lag. Als er es auflesen wollte, rief Knobelsdorf ihm zu: „Befassen Sie sich nicht mit Dreiern, bald wird es Dukaten auf uns regnen!“[1]) Wie wenig kannten sie den Charakter des Prinzen, mit dessen Busenfreundschaft sie prahlten!

Am 27. hatte der König sich augenblicklich so weit erholt, daß er in seinem Rollstuhle auf den Paradeplatz vor dem Potsdamer Schlosse gefahren werden konnte, um der Grundsteinlegung eines Hauses zuzusehen. Hier fand ihn der Kronprinz. Der König streckte verlangend die Arme dem herannahenden Sohne entgegen und schloß ihn weinend an seine Brust. Er habe immer sein Bestes gewollt und ihn väterlich geliebt, wenn er auch strenge gegen ihn gewesen.

Friedrich war tief gerührt und empfand über die Leiden seines Vaters aufrichtigen Schmerz. Er hoffe zu Gott, sagte er, daß ein so gütiger Vater ihm noch lange erhalten bleibe. Der König erwiederte mit großer Fassung, daß er sein Ende ganz nahe fühle und die wenigen Kräfte, die ihm geblieben, dazu anwenden wolle, den Erben der Krone von allen Staatsangelegen=

---

[1]) Bielefeld p. 66.

heiten zu unterrichten. Er that das an diesem und den folgenden Tagen mit klarstem Verstande und größter Ruhe [1]). Der Prinz benahm sich dabei so vollkommen zu des Vaters Zufriedenheit, daß derselbe unter Thränen ausrief: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, weil ich einen so würdigen Sohn und Nachfolger habe!“

Am 29. unterzeichnete der sterbende Monarch ein von ihm dictirtes ausführliches Schreiben, in welchem er auf's Genaueste bestimmte, wie es mit seiner Bestattung gehalten werden sollte. Dies Document spiegelt den Monarchen mit allen seinen Eigenthümlichkeiten so trefflich ab, daß wir uns nicht versagen können, dasselbe seinem ganzen Gehalte nach mitzutheilen [2]).

Mein lieber Sohn!

Ich habe Euch hiedurch nachstehende Instruction ertheilen wollen, wie ich will, daß Ihr es mit meinem Leibe halten sollt, wenn der Allerhöchste mich aus dieser Zeitlichkeit wird zu sich nehmen, und zwar will ich: 1) daß sobald ich todt sein werde, mein Körper abgewaschen, mit einem reinem Hemde angezogen, auf einen hölzernen Tisch gelegt werden soll, wonach man mich barbieren, alsdann rein machen, mich mit einem Laken zudecken, und dergestalt 1 bis 4 Stunden liegen lassen soll. 2) Mein Leib in Gegenwart des Generallieutenant

[1]) Oeuvres XXII. p. 12.

[2]) Förster I. 409.

von Buddenbrock, Obristen von Derschau, Majors von Bredow, Capitains von Printzen und von Haake, und Lieutenant von Winterfeld, ingleichen aller hier befindlichen Doctores auch denen sämmtlichen Regimentfeldscheers meines Regiments, auch meinem Kammerdiener, so alle zugegen sein sollen, geöffnet und gründlich examiniret werden soll, woran ich eigentlich gestorben, und wie es in meinem Leibe aussiehet. Ich verbiete aber auf's Aeußerste, daß bei Leib und Leben nichts von mir herausgenommen werden soll. — — — alsdann mein Körper überall recht sauber gewaschen und mir hierauf die beste Montirung, so ich habe, ordentlich angezogen werden solle, worauf man mich in den Sarg, so nicht beschlagen sein soll, legen, den Sarg zuschrauben und dergestalt die Nacht über stehen lassen soll. 3) Bei meinem Tode sollen die neue Montirung, neue Hüte und alles übrige an die Soldaten meines Regiments abgegeben werden. Der Hauptmann von Langen und die Officiers von den Unrangirten, desgleichen 6 Subalternen vom 2. und 3. Bataillon und die Unrangirten sollen indeß die Wache in der Stadt haben. 4) den folgenden Tag soll mein Regiment zusammenkommen, die Bataillons sollen sich formiren, das erste Bataillon macht Fronte nach dem Schlosse, der rechte Flügel steht am Wasser, wo die Mauer anfängt, — — Alles soll complett sein, und jeder Grenadier 3 Patronen bekommen. An die Fahnen soll Flor gemacht und die Trom-

meln mit schwarzem Tuche überzogen werden, auch die Pfeiffer und Hautboisten mit Flören. 5) Der Leichenwagen, welcher aus dem berlinischen Marstalle genommen werden soll, muß an der grünen Treppe stehen, und zwar die Köpfe der Pferde nach dem Wasser zu. In den Leichenwagen sollen mich acht Capitaines von meinem Regimente hineinbringen, sobald aber dies geschehen, treten sie wieder in ihre Divisions. — — So wie der Wagen herunterfährt — — wird der Todtenmarsch geschlagen. Die Hautboisten blasen das bekannte Lied: O Haupt voll Blut und Wunden. — — Alsdann wenn sie aufmarschirt sind, folget die Leiche: Meine beiden Söhne Wilhelm und Heinrich bleiben beim Regimente; Ihr als mein ältester Sohn, nebst dem kleinen Ferdinand, marschiret in Eurer Montirung hinter dem Wagen, desgleichen alles was von Generals und Officiers, so nicht zum Regimente gehören, hier ist, und mitgehen will. So sollen auch die beiden Feldprediger Cochius und Desfeld mitfolgen. 6) Hierauf soll meine Leiche — — in die Kirche getragen werden, und zwar in die Thür, in welche ich sonst gegangen bin. — — Der Sarg wird etwas vor das Gewölbe niedergesetzt, worauf die Hautboisten sich hören lassen, und mein Capellmeister Ludovici soll die Orgel spielen. — — Von den Generals und übrigen Officiers werden schon welche sein, welche mir die letzte Ehre erweisen und mich in die Gruft tragen werden. 7) Vierundzwanzig sechspfün=

dige Canonen, welche von Berlin gebracht, —— sollen mit Geschwindschüssen zwölfmal feuern, und zwar Feuer auf Feuer, alsdann giebt ein Bataillon nach dem andern Feuer. — — 8) Ich verbiete hiemit, daß keine Parentation gehalten werden soll. Die Bataillons werden nach dem Feuern wieder gebrochen. Die Grenadiers bringen die Fahnen dahin, wo Ihr, mein lieber Sohn, befehlen werdet. — — Jeder Grenadier soll das gewöhnliche Biergeld haben, so wie in der Exercierzeit. 9) Sollen alle anwesenden Generals und Officiers, von meinem Regimente sowohl, als auch sonst die fremden Officiers, den Abend im großen Saale wohl tractiret, und ihnen das beste Stückfaß Rheinwein zu trinken gegeben werden, wie überhaupt an diesem Abend nichts als guter Wein getrunken werden soll. 10) Soll 14 Tage darauf in allen Kirchen über den Leichentext gepredigt werden: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft," und das Lied gesungen: „Wer nur den lieben Gott läßt walten." Von meinem Leben und Wandel, auch Actionen und Personalien, soll nicht ein Wort gedacht, dem Volke aber gesagt werden, daß ich solches expresse verboten habe, mit der Beifügung, daß ich als ein großer und armer Sünder stürbe, der aber bei Gott und seinem Heilande Gnade suchte. Ueberhaupt soll man mich in solchen Leichenpredigten zwar nicht verachten, aber auch nicht loben. 11) Meinen Domestiken sollen keine Trauerröcke gemacht werden, sondern einen

Flor auf die Hüte, sonst aber ihre ordinaire Montirung tragen. Auch soll übrigens keine Façon mit mir vorgehen, noch vorgenommen werden.

Ich zweifle also nicht, daß Ihr, als mein lieber und treuer Sohn, werdet diesen meinen letzten Willen in allen Stücken vollkommen erfüllen und ich bin bis in den Tod

Euer treuaffectionirter Vater
Friedrich Wilhelm.

Potsdam, den 29. Mai 1749.

Nachdem der König durch diese Verfügung sich gleichsam selbst zu Grabe geleitet, glaubte er seinen Geist von allen irdischen Sorgen und Gedanken abgewendet. Er ließ sich in die Gemächer seiner Gemahlin und seiner Kinder bringen und nahm zärtlichen Abschied von denselben. Mit Ergebung wollte er alsdann den Tod erwarten. Aber zu fest hing sein urkräftiger Geist noch an dieser Erde, auf welcher er so lange als unumschränkt gebietender Herr gewandelt.

Bis zum letzten Augenblicke mußte er thätig sein und strenge Ordnung halten [1]). Wenige Stunden vor seinem Ende ließ er sich im Sessel an ein Fenster rollen, von wo man den Marstall übersehen konnte. Er befahl

[1]) Ueber die letzten Worte und Handlungen des Königs liegen vier Berichte vor, von Cochius, von Rolof, der Markgräfin

seine Reitpferde herauszuführen, damit der Fürst von Dessau und der General Haake sich jeder eins der schönsten zum Andenken auswähle. Es war das gleichsam der Abschied, den er als Obrist seines Regimentes nahm, indem er nach altdeutscher Kriegersitte das beste Stück seiner Wehre diesen Officieren hinterließ. Er rieth ihnen selbst, welche Pferde sie wählen sollten, und als die Stallknechte nicht die dienstmäßigen Chabracken aufgelegt hatten, rief er zornig aus: „Ach! wenn ich gesund wäre, wie wollte ich die Schurken abprügeln! Gehe doch Einer hinunter und prügle sie durch!“

Diese Aufwallung erschöpfte den Rest seiner Kräfte. Er winkte den Kronprinzen und den Minister von Podewills zu sich. Mit schwacher Stimme erklärte er,

---

von Baireuth und Pöllnitz. Im Wesentlichen stimmen dieselben überein, doch finden sich in Bezug auf die Zeitfolge und einzelne Ausdrücke kleine Abweichungen, wo man dasjenige auszuwählen hat, was dem Charakter und der Redeweise des Monarchen am meisten entspricht.

Friedrich der Große gedenkt in seiner brandenburgischen Geschichte des sterbenden Vaters mit folgenden ergreifenden Worten: „Bis zum letzten Augenblicke bewahrte er bewunderungswürdige Gegenwart des Geistes. Wie ein großer Staatsmann ordnete er die Angelegenheiten des Reiches. Wie ein Arzt beobachtete er den Verlauf seiner Krankheit und schaute dem Tod in's Auge wie ein Held.“

daß er jetzt aufgehört habe König zu sein. Er übergebe die Regierung seinem Sohne. Major Bredow solle das den anwesenden Officieren und Beamten laut verkünden.

Podewills bemerkte, daß dazu verschiedene Förmlichkeiten und die Ausstellung einer feierlichen Abdankungsurkunde erforderlich wären. Der König antwortete nicht darauf, und man that weiter keine Schritte.

Die Anstrengung dieser letzten Verhandlung hatte eine Ohnmacht zur Folge. Es war elf Uhr Vormittags. Man brachte den König zu Bett. Als er noch einmal zu sich kam, verlangte er nach Cochius, der ihm vorbeten mußte.

Darauf fragte er den Oberchirurgus seines Regiments, wie lange er noch zu leben hätte. Dieser sagte: „Eine halbe Stunde, der Puls steht schon stille.“ Darauf hob der König mit gewaltiger Anstrengung den Arm in die Höhe und rief: „Er soll nicht stille stehen!“ Mit voller Ruhe beobachtete er alsdann das Herannahen des Todes. Er forderte einen Spiegel, betrachtete seine veränderten Gesichtszüge und sagte: „Bis hierher bin ich also schon todt. Tod, ich jraule mir nicht vor dir!“

Seine letzten Worte waren: „Herr Jesu, du bist mein Gewinn im Leben und Sterben!“

Der Kronprinz führte seine Mutter aus dem Gemache. Nach einer kurzen Ohnmacht verschied der

König, am 31. Mai 1740 Nachmittags gegen zwei Uhr, im zweiundfünfzigsten Jahre seines Alters.

Was er mit unausgesetzter Arbeit und festem Willen erstrebt hatte, war erreicht. Unabhängig, wohlgerüstet und geordnet hinterließ er seinen Staat.

Mit Friedrich Wilhelm dem Ersten wurde die gute alte Zeit zu Grabe getragen.

Eine neue bessre begann!

Ende des zweiten Bandes.



Zum ersten Bande.

Seite 7 Zeile 8 von unten streiche die Worte: und Böhmen.
» 456 » 13 » oben lies Czarniecki statt Czovnecky.
» 582 » 11 » unten lies Ränke statt Stände.
» 662 » 8 » oben lies Frankreich statt Friedrich.
» 710 Note lies Erman statt Erdman.

Zum zweiten Bande.

Seite 13 Zeile 7 von oben lies welchem statt welche.
» 85 Note lies Rousset statt Rausset.
» 119 Zeile 11 von oben lies seinem Archive statt seinen Archiven.
» 134 » 4 » unten lies Schlesien statt Schweden.
» 135 » 2 » » » Magnus statt Magus.
» 194 » 9 » » » Krumensee statt Krumensen.
» 206 » 7 » oben lies Valengin statt Valangin.
» 216 » 8 » unten lies auch statt auf.
» 325 Die Note gehört zu Zeile 1 von oben.
» 393 Zeile 2 von oben lies 1713 statt 1710.
» 410 » 12 » » » Lehnpferde statt Lohnpferde.
» 434 » 2 » unten lies Lustlager statt Lusttage.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.



Inhalt des zweiten Bandes.

Ein vollständiges Personen- und Sach-Register wird dem letzten Bande beigegeben.





